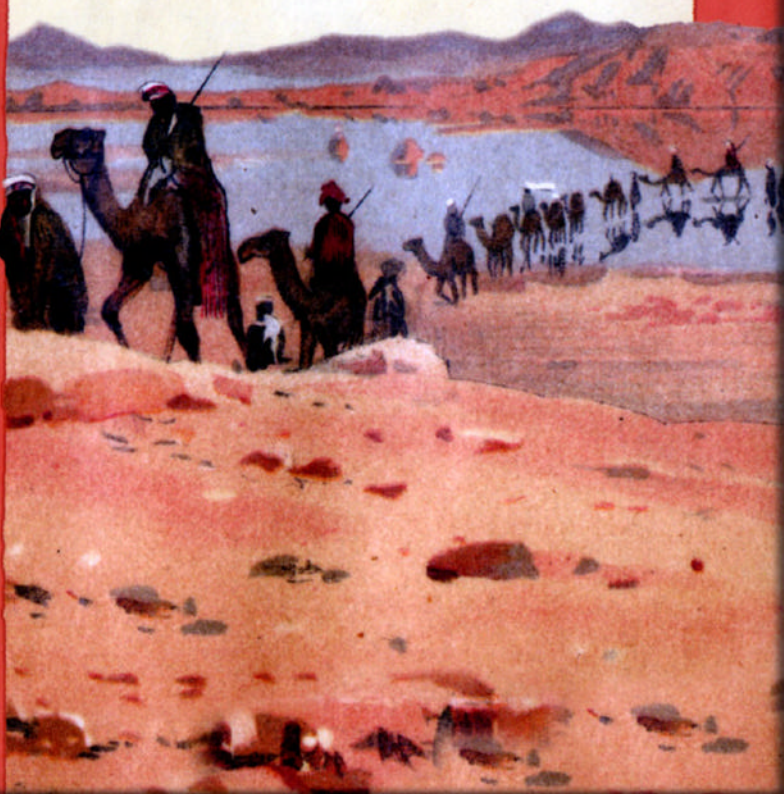


D I E T E M P E L R I T T E R

m a t t i a s g e r w a l d

HENRI DE ROSLIN
UND DIE SKLAVEN-
KARAWANE

R O M A N



Mattias Gerwald

**Henri de Roslin
und die Sklavenkarawane**

Roman

Ungekürzte Lizenzausgabe
der RM Buch und Medien Vertrieb GmbH
und der angeschlossenen Buchgemeinschaften
Copyright © 2006 by Pabel-Moewig Verlag KG, Rastatt



Reihen- und Handlungskonzept: Ulrich Magin
Einbandgestaltung: Guido Klütsch, Köln
Einbandabbildung: akg-images, Berlin
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany 2006
Buch-Nr. 019788
www.derclub.de

Als der Kardinal von Nîmes zu einem Kreuzzug aufruft, sehen darin Hunderte von Kindern eine Chance, ihrer Armut zu entfliehen und Ruhm zu erwerben. Die religiösen Motive des Kirchenfürsten entpuppen sich jedoch bald als nur vorgeschoben. Henri, Uthman und Joshua ahnen, was in Wahrheit dahinter steckt und nehmen sich des Schicksals der Kinder an. Eine Irrfahrt quer durch das Heilige Land voller Gefahren und mit unbekanntem Ausgang beginnt...

ERSTER TEIL

Winter 1316, die Rückkehr der Kinder

Es waren die Tage des Sturms.

Henri de Roslin hatte eine lange Reise über Land hinter sich. Müde vom beschwerlichen Ritt und vom Kampf gegen den ständigen Wind, der kalte Regenschauer vom Meer her über den Reiter geworfen hatte, gelangte Henri nach Aigues-Mortes. Als er endlich in die Gesichter seiner beiden Gefährten blicken konnte, sah er Erleichterung und Freude. Sie umarmten ihn. Lange hatten sie auf ihn gewartet.

Und plötzlich, von den heftigen Südwinden des beginnenden Winters an die Küste zurückgepeitscht, waren auch die drei großen *Nefs* wieder da, die erst vor Tagen ins Heilige Land aufgebrochen waren. Uthman erblickte sie als Erster am Horizont, schwere Vögel mit dicken Segeln, die über den bleiernen Wassern heranschwebten. Und mit der letzten großen Sturmböe liefen sie in den Hafen am Kanal der Könige ein.

»Hier in Aigues-Mortes, an dieser unseligen Küste«, sagte Joshua ben Shimon, »geht alles drunter und drüber. Es hat viele Tote gegeben. Nachstellungen. Gewalt. Überall lauern Gefahren. Als ob die Welt aus den Fugen geriete. Wir wollten keinen Tag länger warten. Aber jetzt bist du endlich da, Henri, und wir müssen beraten, was zu tun ist.«

Uthman erkundigte sich nach Sean, und Henri erzählte ihm, dass er den liebeskranken Knappen zu seiner Angélique nach Quimper zurückgeschickt hatte. Er berichtete auch, dass Sean

ein Tuch bei sich hatte, auf dem das Gesicht der jungen Frau abgebildet war.

»Und was war das für ein allerchristlichster Auftrag, den der Ritter Geoffroy de Charney in Lirey dir angetragen hat?«, wollte Joshua wissen.

»Es ging um das Grabtuch, in das Jesus Christus nach der Kreuzigung auf Golgatha gebettet worden war. Es ist im Besitz des Herrn de Charney, der es vom letzten Präzeptor des Tempels der Normandie geerbt hat«, erklärte Henri.

»Dieses sagenumwobene Tuch gibt es wirklich?«, fragte Joshua erstaunt. »Das Tuch mit der Abbildung des Gekreuzigten?«

»Ja.«

»Ich hielt das immer für eine der vielen Legenden, die sich Christen an langen Winterabenden erzählen.«

»Sie erzählen durchaus davon an langen Winterabenden«, sagte Henri. »Aber es existiert tatsächlich. Doch diese ganze Angelegenheit war ziemlich heikel.«

»Und dieses Grabtuch – es ist wirklich echt?«, wollte Uthman wissen.

»Zumindest verlangte der Ritter von mir, das Leinen für echt zu erklären. Ich hätte das tun können, auch wenn ich nicht überzeugt war, aber ich wollte es schließlich nicht. Es war zu viel geschehen in Lirey. Und es klebte buchstäblich zu viel Blut an dieser Reliquie – und nicht nur das meines Herrn Jesus. Aber das ist eine lange Geschichte. Ich bin im Streit geschieden.«

»Wir haben ein Quartier im Franziskanerkloster«, erklärte Uthman. »Jetzt, wo du hier bist, haben wir kein schlechtes Gewissen mehr, in einem Kloster unterzukommen. Wir quartieren dich ebenfalls dort ein.«

»Und bei nächster Gelegenheit stechen wir in See, nicht wahr?«, fragte Joshua freudig erregt wie ein Kind, das auf ein Geschenk wartet.

Henri blickte zu den *Nefs*, die inzwischen am Ende des Kanals der Könige im Hafen angelegt hatten. Ein Strom von Kindern und Matrosen verließ die Schiffe über die Laufplanken. Es war ein seltsames Bild, an dem aus irgendeinem Grund nichts zu stimmen schien. Nichts passte zueinander. Nicht die gehetzten Kinder, nicht die speichergroßen Kästen der klobigen Handelsschiffe, nicht die vielen Bewaffneten.

»Ihr habt gewiss viel zu erzählen«, sagte Henri. »Setzen wir uns an einem ruhigen Ort zusammen.«

»Bringen wir zunächst deine Sachen unter!«, riet Joshua.

Henri bekam eine Zelle im Kloster der Franziskaner. Die Gastfreundschaft der Mönche ermöglichte es jedem Fremden, sich für unbegrenzte Zeit aufzuhalten, wenn er kleine Arbeiten auf dem Gelände übernahm, die sonst von den Laienbrüdern verrichtet wurden. Henri war dankbar für die einfache und saubere Unterkunft. Das mitten in der Stadt gelegene Kloster besaß unverputzte Mauern, an denen Kletterpflanzen rankten. Sie suchten sich im Garten einen windgeschützten Platz nahe dem Brunnen.

Die Gefährten erzählten Henri, von welchen Ereignissen die Stadt in den letzten Wochen überschattet gewesen war. Vor allem vom Kinderkreuzzug und dem Pogrom berichteten sie ausführlich. Henri war erschüttert. Jetzt erst wurde ihm bewusst, in welcher Gefahr die Freunde geschwebt hatten. Wie nebensächlich war dagegen sein Aufenthalt in Lirey gewesen, wo es nur um die Befriedigung der Eitelkeit eines jungen, stolzen Ritters gegangen war, der glaubte, eine heilige Reliquie zu besitzen. Henri schilderte, wie spät ihr Bote ihn erreicht hatte, weil der Ritter ihn aufgehalten hatte, und er berichtete

auch von dem Überfall der Wegelagerer auf seinem Weg nach Troyes.

Joshua schlug entsetzt die Hände vor den Mund. »Es traf den Jungen?«, fragte er.

»Sean hat den Anschlag gut überstanden«, beruhigte Henri ihn. »Und überhaupt bin ich mit ihm sehr zufrieden, er entwickelt sich bestens. Er hat viel gelernt und verrät kluge Gedanken. Ganz gewiss wird er seinen Weg machen.«

»Das ist gut zu wissen. Und ich bin froh, dass er nicht mit dir gekommen ist, Henri. Denn in dieser Stadt der verwirrten Kinder, die von falschen Propheten aufgewiegelt werden, würde es ihm in der einen oder anderen Weise schlecht ergehen.«

Uthman sagte: »Ein achtzehnjähriger Nichtsnutz namens Marcel führt die Kinder auf einen Kreuzzug. Er glaubt, Christus habe ihm einen Himmelsbrief überbracht.«

»Wir haben das Heilige Land mit der militärischen Macht all unserer Armeen nie wirklich erobert«, sagte Henri. »Und jetzt wollen es Kinder versuchen? Man sollte die Anführer bestrafen!«

»Allein die Absicht der Eroberung ist schon der Strafe wert«, sagte Uthman ibn Umar.

»Unser Sarazene jedoch hat hier in der Stadt eine Eroberung gemacht«, meinte Joshua schelmisch. »Eine junge Frau namens Reneé ist ganz wild auf ihn. Aber sie ist jung und einfältig. Und ihr eifersüchtiger Verlobter hetzte die Leute gegen uns auf. Auch in Aigues-Mortes finden sich wie überall schnell Menschen, die Sündenböcke brauchen. Einige meiner Glaubensbrüder im jüdischen Viertel mussten es büßen. Jean-Luc heißt der aufgebrachte Verlobte, und er ist gefährlich. Wir müssen ihn im Auge behalten, solange wir uns in dieser Stadt aufhalten.«

»Gehen wir zum Hafen hinunter«, schlug Henri vor. »Ich möchte mir mit eigenen Augen ein Bild von der Lage machen. Vor allem will ich mir die Schiffe ansehen. Vielleicht können wir schon bald auf einem davon ins Heilige Land segeln – wenn die Stürme nachlassen.«

Joshua berichtete ausführlich von den Kindern, die an Deck der *Nefs* gewesen waren, aber auch von denen, die sich nicht aufhalten ließen, auf Fischerbarken mit einem kleinen Segel und sechs Ruderplätzen ins offene Meer hinauszusegeln. Er sagte zweifelnd:

»Hatten sie überhaupt eine Chance, die Stürme zu überleben? Wenn schon die *Nefs* zurückkehrten!«

»Wann sind sie losgefahren?«, wollte Henri wissen.

»Vor sieben Tagen.«

»Und sie glauben, mit einfachen Barken, auf denen sich die Fischer wohlweislich nicht aufs offene Meer begeben, bis nach Jerusalem zu kommen?«

»Sie waren fest davon überzeugt!«

»Sind denn wenigstens erfahrene Seeleute unter ihnen?«

»Kaum einer.«

»Sie können es nicht schaffen! Wir müssen sofort einen Konvoi organisieren, der den Kindern hinterhersegelt!«, rief Henri aus. »Sonst trifft auch uns Schuld an ihrem Unglück.«

Am Hafen stürzten ihnen Kinder entgegen, die nach den Abenteuern auf See genug vom Kreuzzug hatten. Sie wollten nur noch nach Hause. Die Gefährten sahen, wie geschwächt und verwirrt sie waren. Sie sprangen von den Schiffen, rannten an ihnen vorbei in Richtung Stadt und verschwanden durch die Tore. Eine Gruppe schlug den Weg in die umliegenden Sümpfe ein.

Henri nahm jetzt auch den mächtigen gelben Turm wahr, der jenseits der Stadt hervorragte. Er erinnerte sich daran, dass im obersten Stockwerk dieses Turms Tempelbrüder von Soldaten

König Philipps gefangen gehalten und gefoltert worden waren. Wie viele hatten diese Gefangenschaft nicht überlebt.

Die schweren, kastenförmigen *Nefs* hoben und senkten sich im kabbeligen Wasser. Hin und wieder schlug ihr unförmiger Leib gegen die Kaimauer. Aus der Nähe sahen die Gefährten, dass die Stürme auf dem offenen Meer beträchtlichen Schaden angerichtet hatten. Eine zinnenbewehrte Bordwand war eingedrückt, die Masten mit der Lateinertakelung zeigten Risse, am zweistöckigen Heckaufbau, dort, wo die Gesellschaftsräume für die begüterten Reisenden waren, fehlte Butzenglas in leeren Fensterhöhlen. Auf den Decks und in der Takelage arbeiteten Matrosen, Hafenarbeiter schleppten Fässer, Säcke und Körbe von Bord. Dann entlud man auch die Pferde. Ein Auslaufen in nächster Zeit schien fraglich.

Henri ließ sich vom Kapitän eines der drei Schiffe, einem Katalanen namens Alfonso, die Lage erklären. Der Mann besaß das Gesicht eines Igels, seine Haare wirkten auf dem Kopf wie ein borstiger Deckel.

»Wir sahen unterwegs treibende Planken von zerschollenen Barken. Aber keine Schiffbrüchigen. Einige Kinder werden gewiss ertrunken sein. Der Rest wird durchkommen, oder man wird in den nächsten Tagen Barken sehen, die zurücktreiben. Dann müssen sie hier anlanden, denn die Strömung aus Süden und Osten des Mittelländischen Meeres wird sie zusammen mit den Winden, die jetzt blasen, an die Küste von Aigues-Mortes oder vor die Inseln der Stadt Marseille spülen. An der Insel Tauris, auf der eine gewaltige Festung thront, sind schon viele zerschellt.«

»Was geschieht mit den großen Schiffen?«

»Die Eigner in Triest und Istrien wollen Geschäfte machen und verlangen, dass wir ins Heilige Land fahren. Wir werden also wieder auslaufen. Aber erst, wenn diese verteufelten Stürme vorbei sind.«

»Wir müssen sofort aufbrechen«, mahnte Henri. »Wir müssen nach den Kindern suchen. Es müssen Hunderte sein! Sie sind den Elementen hilflos ausgeliefert. Suchen wir sie! Und dazu brauchen wir Euer Schiff, Kapitän.«

»Ich sagte doch, bei den Stürmen hat es keinen Sinn auszulaufen. Die Drift ist viel zu stark. Wir treiben an Land zurück. Und wenn wir zu weit gegen den Wind segeln und nach Süden abtreiben, werden wir gegen die Riffe vor dem italienischen Festland geschleudert!«

»Es geht um Menschenleben, Kapitän Alonso! Habt Ihr kein Herz?«

»Ich habe ein Herz, aber das schlägt auch für meine Mannschaft und für mein Schiff! Im Moment ist es zwecklos, auszulaufen! Und wie wollen wir eine Hand voll Barken auf dem Meer finden! Eure edle Absicht in allen Ehren, Herr, aber der Plan ist undurchführbar.«

Henri wollte es nicht wahrhaben. Aber Joshua stieß ihn an. »Er hat wohl Recht. Wir können vorläufig nichts machen.«

»Es bleibt uns einfach nichts anderes übrig, wir müssen abwarten«, meinte auch Uthman. »Sobald sich die Stürme legen, laufen wir aus.«

Henri ließ sich nur schweren Herzens überzeugen. »Wenn es so weit ist, fahren wir mit Euch, Kapitän. Wir dürfen nicht viel Zeit verlieren, hört Ihr? Wir suchen die Kinder, die jetzt hilflos auf dem Meer treiben, und segeln dann weiter ins Heilige Land.«

»Ihr wollt nach Palästina? Dann seid Ihr mir willkommen, denn Ihr scheint tüchtige Männer zu sein!«

»Und wir bezahlen die Überfahrt natürlich aus«, sagte Uthman.

»Auch das ist mir sehr willkommen«, lachte der Kapitän.

»Gebe Gott, dass die Stürme bald aufhören.«

»Ich lasse Euch meinen Preis noch wissen«, sagte der Kapitän und wandte sich ab.

Als der Kapitän wieder auf sein Schiff ging, raunte Henri seinen Gefährten zu: »Ich habe keinen Sous mehr in der Tasche. Und meine kleine Goldreserve ist bei dem Überfall den Räubern in die Hände gefallen. Ich kann also nichts bezahlen.«

»Keine Sorge«, beschwichtigte ihn Joshua. »Ich habe noch genug. Den Anteil, den du uns beim letzten Mal austeiltest, nachdem du das Versteck deines Tempelschatzes in der Bretagne aufgesucht hattest, trage ich noch vollständig in meinem Brustbeutel.«

»Es ist nicht mein Tempelschatz, Joshua. Er gehört meinen Brüdern. Und ich darf ihn nur zum Wiederaufbau des Tempels verwenden.«

»Ich weiß, Henri. Aber – du *bist* der Tempel! Was ich habe, das reicht für ein ganzes Jahr.«

»Ich habe in Troyes zum ersten Mal gemerkt, was es heißt, arm zu sein!«, sagte Henri. »Es war keine angenehme Erfahrung. Aber lehrreich. Ich weiß jetzt, wie es armen Leuten geht, die nicht wissen, wie sie ihre nächste Mahlzeit bekommen sollen.«

»Eine tüchtige Lektion, edler Tempelherr!«, sagte Uthman, »ich hoffe, sie vermenschlicht Euch ein wenig.«

»Aber Sarazene!«, empörte sich Joshua ben Shimon. »Ich kenne keinen Mann mit einem größeren Herzen als Henri!«

»Es war ein Scherz«, klärte Uthman ihn auf.

»Es war wohl eher der Versuch eines Scherzes«, verbesserte ihn Joshua.

»Du sagst es, mein Joshua«, erwiderte Uthman.

Die Gefährten hatten Henri darauf hingewiesen, dass der Kardinal von Nîmes während des Kinderkreuzzugs eine zweiseitige Rolle gespielt hatte. Erst hatte er die Kinder gesegnet, dann verflucht. Und schließlich hatte er einen eigenen Kreuzzug angekündigt. Jetzt riefen junge Priester an seiner Seite mit Brandreden zur erneuten Eroberung des Heiligen Landes auf.

Henri wollte den Kirchenfürsten aufsuchen, doch der Kardinal war gerade in Aix. Er wartete also, bis er zu einem Besuch ins Kloster kam. Drei Tage später war es so weit. Der Kardinal hatte schon an der Morgenmesse in der Klosterkapelle teilgenommen. Jetzt wandelte er im Kreuzgang, einen jungen Priester an seiner Seite.

Henri trat ihnen in den Weg.

»Verzeiht mir, Eminenz! Darf ich Euch ein paar Fragen stellen?«

Der Kardinal blickte ihn befremdet an. »Warum stört Ihr uns im Gespräch? Wer seid Ihr?«

»Jemand, der Antworten sucht.«

»Der Name, wenn's beliebt?«

»Das tut nichts zur Sache.«

»Ihr seid Gast im Kloster der Franziskaner?«

»So ist es.«

»Also gut.« Der Kardinal seufzte. »Setzen wir uns einen Augenblick.«

»Ich hörte«, begann Henri, »dass von Aigues-Mortes ein unseliger Kinderkreuzzug seinen Ausgang nahm, von dem einige Kinder gerade wieder zurückgekommen sind. Andere werden auf dem Meer vermisst. Wie kann es angehen, dass die Kirche nichts gegen einen solchen Irrsinn unternimmt?«

»Das ist wohl kaum der angemessene Ton, um mit unserem Kardinal zu sprechen!«, brauste der junge Priester auf, Zornesröte im Gesicht.

»Lasst nur, Bruder Irenäus! Die Frage ist interessant genug. Nun, die Antwort ist im Grunde einfach. Es ist beileibe kein Irrsinn, wenn Christen gegen Jerusalem ziehen. Jeder Christ im Heiligen Land wiegt hundert Ungläubige auf. Aber man mag tatsächlich fragen, ob Kinder geeignet sind für diese große Sache, den Ruhm des Herrn dorthin zu tragen.«

»Ihr habt alles mit angesehen. Warum habt Ihr das Ganze nicht verhindert?«

»Ich habe meine eigenen Pläne, mein Sohn.«

»Welche sind das?«, wollte Henri wissen.

»Sollte Euch wohl zustehen, solche Auskünfte zu verlangen?«

»Ich bin tief gläubig, Eminenz. Und ich Sorge mich um das Überleben der Kinder.«

Der Kardinal holte tief Luft. »Ich will Kreuzprediger losschicken, ich will ein Konzil einberufen, ich will ein Legat herausgeben, mit dem das Kreuz unterschiedslos an alle vergeben werden kann, auch an Kinder, an Greise, an Frauen, selbst an Kranke. Ich werde meine Kreuzprediger mit den nötigen Briefen versorgen, die meinen Namen tragen. Bußwesen und Kreuzzug werden künftig – zumindest in Frankreich – in meinen Händen liegen.«

»Ihr wollt zu einem eigenen Kreuzzug aufrufen?«

»Ja, das will ich.«

»Mit Feuer und Schwert?«

»Natürlich!«

»Und junge Priester wie dieser hier sollen dafür das Volk mit Brandreden aufstacheln?«

»Wir brauchen alle, die reden können. Wollt Ihr Euch nicht auch beteiligen? Ihr scheint mir rhetorisch dazu in der Lage zu sein. Denn eine gute Rhetorik ist ein wichtiges Vermögen – und kein Teufelszeug, wie man früher dachte.«

Henri lachte kurz auf. »Die Könige werden zweifellos gegen einen solchen Plan sein. Sie finanzierten bisher die Kreuzzüge, und sie werden sich das nicht aus der Hand nehmen lassen.«

»Das übernimmt ab nun die Kirche«, sagte der Kardinal nachdrücklich. »Ich bespreche gerade mit Bruder Irenäus, der die Kirchensprengel in der gesamten Provence bestens kennt, die Einzelheiten.«

»Die Menschen haben genug von Kreuzzügen«, sagte Henri. »Sie haben nur Unglück gebracht, Armut, Krankheit, Ruin – und den Tod in vielfacher Gestalt.«

»Diesmal machen wir es ganz anders«, sagte der Kardinal überzeugt. »Wir werden die Priester, die den Zug begleiten, von ihrer Residenzpflicht entbinden, auch während der Kreuzfahrt erhalten sie das heimatliche Einkommen. Wer nicht selbst auszieht, soll auf drei Jahre hin andere ausrüsten. Die Schiffsbauer werden mit besonderer Gunst bedacht, denn wir ziehen nicht mehr über Land. Der Kirchenbann droht jedem, der mit den Sarazenen handelt oder ihnen etwas verkauft, Sklaverei jenen, die als Freibeuter in Diensten der Ungläubigen stehen. Der Levantehandel in der bisherigen Form wird verboten, wir übernehmen ihn ab sofort. Alle Kreuzfahrer werden von Steuern und Zöllen befreit und bis zu ihrer Rückkehr oder dem Eintreffen sicherer Kunde von ihrem Tod dem Schutz des Apostolischen Stuhls unterstellt. Für ihre Schulden halten wir ein Moratorium ab.«

»Und die Kirche? Sie schickt die Gutgläubigen in die Schlacht und verdient daran?«

»Weit gefehlt! Alle Geistlichkeit zahlt an uns den Zwanzigsten, alle Kardinäle den Zehnten. Ihr seht, ich bitte mich selbst zur Kasse, damit das Werk gelingt. Ich nehme mich nicht davon aus, die Lasten zu tragen. Und jeder eingenommene Sous wird wirklich für den Kreuzzug verwendet!«

»Ein großes Vorhaben, Kardinal! Aber ich glaube dennoch, die Idee des Kreuzzuges ist überholt. Wir haben sie nicht in den Herzen verankern können.«

»Aber nein! Wieso denn! Diese große Idee beflügelte die Menschen zweihundert Jahre lang!«

»Wie viel Blut ist in dieser Zeit geflossen! Und gewonnen wurde nichts!«

»Ihr zweifelt am Auftrag unserer heiligen Kirche, die christlichen Stätten aus der Hand der Heiden zu befreien? Seid Ihr – ein Ketzer?«

»Nicht jeder, der eine abweichende Meinung über den Gang der Dinge hat, Eminenz, ist ein Ketzer! Kann die Kirche das nach all den Leiden, die der Inquisition angelastet werden müssen, noch immer nicht eingestehen?«

»Ihr *seid* ein Ketzer!« Der junge Priester war aufgesprungen.
»So spricht nur ein unverschämter Ketzer!«

»Lasst!«, winkte der Kardinal ab. »Nur keine voreiligen Urteile. Wir sollten lieber versuchen, jeden einzelnen Zweifler für uns zu gewinnen. Wir können jeden gebrauchen.«

»Nun, wie stellt Ihr Euch einen neuen Kreuzzug vor?«, fragte Henri abwägend. »Wollt Ihr aus den Fehlern der Vergangenheit lernen?«

»Zieht mit uns, wenn Ihr so viel Erfahrung habt! Lenkt uns auf die richtigen Pfade!«

»Ich werde nach Palästina gehen, aber nicht aus diesem Grund. Ich kämpfe nicht gegen Sarazenen.«

Priester Irenäus stöhnte auf und schlug das Kreuz.

»Wir werden«, antwortete der Kardinal und blickte dabei zum Himmel, »mit unserer Heeresmacht nach Byblos segeln. Von dort aus ziehen wir bis vor die Tore Jerusalems. Und wir beten so lange, bis die Stadtmauern einfallen und der Herr vom Himmel heruntersteigt, um mit uns zusammen die Sarazenen zu vertreiben.«

»Eminenz, dem wird auf diese Weise kein Erfolg beschieden sein. Glaubt mir. Ich kenne das Heilige Land. Ich war auf dem letzten Kreuzzug dabei, bis unsere Hauptstadt Akkon fiel. Ihr könnt beten, so lange ihr wollt. Weder stürzen dabei Mauern ein, noch steigt unser Herr auf der Himmelsleiter herab. Rechnet nicht mit solch direkter Hilfe.«

»Ihr frevelt!«, rief jetzt Priester Irenäus. »Wollt Ihr behaupten, Ihr wisst, was Gott der Herr tut oder vorhat zu tun?«

»Nein. Natürlich nicht. Wie kommt Ihr darauf, junger Mann?«

Das Gesicht des jungen Priesters wurde noch roter. Dann fasste er sich:

»Ich kenne Leute wie Euch! Ihr seid Häretiker! Ihr verfälscht die reine Lehre! Immer zweifelt Ihr und biegt die einfache Wahrheit zu Euren Gunsten um!«

»Seid Ihr einmal in Palästina gewesen?«

»Nein. Wieso?«

»Wie gesagt, ich kenne das Heilige Land. Ich war jünger als Ihr, als ich den Fall von Akkon erlebte. Und deshalb weiß ich, dass die Kinder, die das Kreuz nach Palästina tragen wollen, dem Tode geweiht sind. Wer das bestreitet, macht sich schuldig! Und jeder andere Kreuzzug ist ebenfalls zum Scheitern verurteilt. Die Zeit der Kreuzzüge ist vorbei! Wer heute noch dazu aufruft, ist ein Träumer!«

»Mäßigt Euch!«, rief der Kardinal. »Ob die Zeit für Kreuzzüge vorbei ist oder nicht, müsst Ihr uns überlassen. Denn der Gedanke der Befreiung kommt aus der Mitte unserer heiligen Kirche, er gehört nicht den Laien.«

»Das Heilige Land ist in der Hand der Ungläubigen, in Jerusalem wütet der heidnische Mob!«, rief der Priester. »Und wir sollen Träumer sein, wenn wir das beenden wollen?«

»Kriege führen zu nichts – das ist die Lehre meines bisherigen Lebens!«

»Ihr seid der Träumer, der Idealist!«, rief der Priester. »Wahrscheinlich seid Ihr einer von denen, die glauben, mit Überredungskunst die Heiden davon zu überzeugen, Jerusalem preiszugeben. Doch so geht es nicht. Wir müssen die Heiden hinausprügeln!«

»Ich werde in den nächsten Tagen, wenn die Stürme vorüber sind und die Strömung günstig ist, ins Heilige Land aufbrechen«, sagte Henri ruhig. »Unterwegs suchen wir nach Kindern, die schiffbrüchig wurden, und nehmen sie auf. Wollt Ihr uns dabei helfen?«

»Nein«, sagte der Kardinal.

»Wir haben andere Dinge zu tun«, erwiderte der junge Priester. »Unsere Herolde sind bereits in der Camargue und in der Provence unterwegs, und sie rekrutieren weitere Kinder. Wir warten hier auf ihre Ankunft. Und dann segeln wir auf den großen Schiffen, die gerade im Hafen angelegt haben, hinaus!«

»Halleluja!«, sagte der Kardinal.

»Ihr überlasst die Kinder ihrem Schicksal?«, fragte Henri.

»Der Herr beschütze sie«, erwiderte der junge Priester. »Wir werden ihm nicht ins Handwerk pfuschen wollen, nicht wahr? Alles liegt in Gottes Hand! Oder seid Ihr anderer Meinung?«

»Rhetorik ist gut, wenn sie zu etwas Rechtem dient. Aber Ihr redet Euch heraus«, sagte Henri. »Was seid Ihr nur für Menschen, die kein Mitleid mit armen, fehlgeleiteten Kindern aufbringen können, die in den sicheren Tod rennen! Das zu verhindern wäre eure Christenpflicht!«

»Ihr seid nur ein einfacher Gläubiger. Belehrt uns nicht!«, mahnte der Kardinal.

Priester Irenäus fügte hinzu: »Ihr solltet Euch mit dem Gedanken vertraut machen, dass Ihr Euch zu wichtig nehmt, mein Bruder.«

»Und Ihr solltet mehr auf Eure Gefühle achten statt auf Eure Glaubenssätze«, erwiderte Henri. »Wir brauchen keine geistlichen Führer, die nicht bei den Menschen sind.«

»Wenn das die Fragen gewesen sind, die Ihr stellen wolltet«, unterbrach der Kardinal und erhob sich, »dann habt Ihr sie gestellt. Und nun gehabt Euch wohl, und Gott mit Euch!«

Henri hatte das Gespräch äußerst deprimiert. Gedankenverloren ging er zur Hafenmole hinunter, setzte sich auf einen Stein und blickte über das Meer. Er überlegte, was er jetzt noch tun könnte.

Die Kinder nahm er zunächst kaum richtig wahr. Sie lungerten herum, scharrten im Sand, hämmerten mit Steinen auf die Kaimauer oder versuchten, mit einfachen Angelstöcken Fische zu fangen. Einige blickten hin und wieder verstohlen zu ihm herüber. Henri sah in ihren Gesichtern Hilflosigkeit und Verzweiflung, nagenden Hunger und Durst, aber von der Art, die nicht durch Essen und Trinken zu stillen gewesen wäre. Er begriff, dass die Kinder ihr Urvertrauen verloren hatten.

Henri ging zu ihnen hinüber.

»Wer kümmert sich jetzt um euch?«

Henri hatte die Frage ganz allgemein gestellt. Niemand antwortete. Jemand schniefte verächtlich. Ein verwahrlostes Mädchen blickte ihn von unten herauf an.

»Habt ihr meine Frage nicht verstanden?«

»Pah! Ist doch egal!«, sagte das Mädchen.

»Nein«, erwiderte Henri. »Das ist es nicht. Wer kümmert sich um euch?«

»Niemand.«

»Warum geht ihr nicht nach Hause?«

Das Mädchen lachte verächtlich. »Wer ein Zuhause hat, ist schon weg, wertester Herr. Wir hier haben keines.«

»Und was wollt ihr jetzt tun?«

»Was schon, wir warten, bis der Herr im Himmel uns ein Zeichen herabsendet.«

»Folgt mir«, sagte Henri, »ich Sorge dafür, dass ihr wenigstens zu essen und zu trinken bekommt.«

»Das wäre ein Anfang«, mischte sich ein Halbwüchsiger ein, dem zwei Vorderzähne fehlten. »Mir zerreißt es sowieso schon den Magen.«

»Aber danach?«, fragte ein kleiner, dünner Junge. »Was geschieht dann?«

»Man hat euch hierher gelockt«, stellte Henri fest. »Nun muss auch jemand die Verantwortung für euch übernehmen. Ich brauche jemanden aus eurer Mitte, der es sich zutraut, zusammen mit mir ein paar Hilfsdienste aufzubauen.«

»Sie haben uns alle im Stich gelassen«, sagte das Mädchen. »Marcel, der Großkottz, die jungen Priester, die so genannten Propheten – alle. Wenn ich sie in die Finger kriege, gnade ihnen Gott!«

»Ihr tragt selbst Schuld an eurer Lage«, sagte Henri bewusst streng. »Ihr seid alt genug, um zu wissen, was ihr tut. Warum seid ihr auf die falschen Propheten hereingefallen?«

»Ihr redet, wie Ihr es versteht, Meister«, rief der Halbwüchsige. »Jeder hat uns zugeraten, den Kreuzzug anzutreten. Zu Hause, unterwegs, die Popen, die Büttel, alle! Und dann? Schon auf dem Weg hierher fing alles an. Wir sind Tausende von Meilen zu Fuß gelaufen! Könnt Ihr Euch das überhaupt vorstellen? Nur die Söhne der Adligen besaßen ja Pferde, aber einige haben wir unterwegs geschlachtet und gegessen, weil es nichts anderes gab.«

»Erzählt mir, wie das alles zugegangen ist«, bat Henri.

Das Mädchen sagte: »Das glaubt uns sowieso keiner.«

»Versuche es trotzdem.«

Das Mädchen blies die Wangen auf, dann erzählte es. »Die Wohlhabenden spielten Aufpasser. Als uns allmählich dämmerte, dass dieses Unternehmen schief gehen musste, passten sie umso schärfer auf uns auf. Die Adelsöhne waren die Schlimmsten, vor allem die, die aus Raubritterfamilien stammten. Die kannten keine Gnade, waren ja auch als Einzige bewaffnet. Auch die Diebe und Wegelagerer kannten nichts außer herumpöbeln und zuschlagen. Vor ihnen, die bald schon den Ton angaben, obwohl es zusammen genommen nicht mal hundert waren, hatten wir einfach Angst. Nur wenige türmten, die meisten trauten sich nicht. Und ständig hatten wir Hunger. Wir stahlen, was wir brauchten, und so kam es zu Streitereien mit den Bauern. Einige von uns wurden erschlagen, andere einfach aufgeknüpft, und unsere großartigen Propheten ließen all dies geschehen.«

»Anfangs war alles großartig«, setzte der Junge den Bericht des Mädchens fort. »Man empfing uns mit offenen Armen, gab uns zu essen, Kleidung, die Mädchen bekamen sogar Blumen. Immer mehr Kinder schlossen sich uns an. Priester segneten uns. Bauern schenkten uns sogar Ochsenkarren samt Zugtieren. Aber das änderte sich bald.«

»Wurdet ihr gewalttätig?«, fragte Henri.

»Wir mussten uns wehren«, fuhr der Junge fort, »sonst wären wir schon nach kurzer Zeit fertig gewesen. Wir waren Tausende! Wenn die Stadttore nicht rechtzeitig geschlossen wurden, fielen wir ein und prügelten uns mit Speicherbesitzern und Händlern herum...«

»In den Dörfern empfing man uns mit Mistgabeln«, setzte das Mädchen hinzu.

»Schließlich lauerten uns in den Wäldern königliche Soldaten auf. Ich sehe noch immer wie in einem Albtraum das Wappen der blutroten Lilie auf ihrer Brust – und dann ihre Schwerter!

Als immer mehr von uns elend verreckten, wussten wir, dass dieser Kreuzzug nicht im Sinne unseres Herrn sein konnte.«

»Wir beschlossen also«, fuhr das Mädchen fort, »uns an den Juden schadlos zu halten. Auf unserem Zug stießen wir auf Judengemeinden. Zuerst feilschten wir mit ihnen, aber wir hatten ja eh nichts anzubieten, also pressten wir aus ihnen raus, was zu kriegen war.«

Henri fühlte den Zorn in sich aufsteigen, aber er zwang sich, ruhig zu bleiben. »Die Schwachen richten sich meistens gegen die noch Schwächeren. Ihr wisst, wie verwerflich das ist.«

»Die falschen Propheten waren an allem schuld!«, rief der Junge. »Sie peitschten uns immer weiter, bis wir hier ankamen. Uns erschien ja Aigues-Mortes schon wie die Rettung, wie eine heilige Stadt, weil wir hier endlich ausruhen konnten! Viele von uns waren schon so durchgedreht, dass sie sich ins Wasser stürzten, weil sie glaubten, das Meer würde sich augenblicklich teilen!«

»Und dann lagen wir hier herum, wochenlang, und warteten auf die verdammten Schiffe aus Triest. Kein Wunder, dass die meisten irgendwann die Nerven verloren, den Fischern die Barken klauten und einfach losfuhren. Sie wollten endlich etwas tun!«

»Damit sind sie so gut wie tot«, sagte Henri nüchtern. »Sie können auf See nicht überleben. Von einem solchen Irrsinn habe ich noch nicht gehört. Warum hat sie niemand zurückgehalten?«

Das Mädchen weinte. Unter Tränen erzählte es: »Ich habe drei Schwestern verloren. Sie blieben bei Clermont einfach im Straßengraben liegen. Jetzt haben die Vögel sie längst gefressen. Verdammter Kreuzzug!«

»Ihr hättet euch wehren müssen!«, sagte Henri. »Wenn ihr euch geweigert hättet, weiterzuziehen, hätten sie den ganzen Zug aufgehalten!«

»Das ist leicht gesagt, Meister!«, grollte der Halbwüchsige. »Die Bewacher schlugen auf uns ein, sobald wir das Maul aufmachten. So hatten wir Feinde überall auf den Wegen und noch größere Feinde in unseren eigenen Reihen. Es war wie auf einer Sträflingsgaleere! So gingen wir einfach nur weiter und weiter. Wir ernährten uns von Wurzeln und Kastanien, manche fingen ein paar Fische, aber das reichte nur für wenige Auserwählte. Als wir hier ankamen, konnten wir uns tagelang nicht mehr rühren.«

»Wir müssen jetzt überlegen«, sagte Henri, »wie es mit euch weitergeht.«

»Da bin ich aber gespannt«, erwiderte das Mädchen.

»Zuallererst müsst ihr allerdings bereit sein, euch selbst zu helfen. Dazu gehört, dass ihr aufhört, euch nur als Opfer zu sehen. Ihr seid Opfer und Täter zugleich, habt anderen Leid zugefügt, habt nicht gegen die aufbegehrt, die euch verführten. Ihr habt euch verführen lassen und euch anschließend an schwächere Opfer gehalten, um euch zu rächen. Es liegt zu einem guten Teil an euch selber, die Misere zu beenden.«

»Aber wie?«, rief ein anderer Junge.

Henri taxierte mit einem Blick die Menge, die sich inzwischen um ihn gesammelt hatte. »Ihr seid ungefähr hundert. Wir gehen jetzt zum Kloster der Franziskaner, dort gibt es jeden Tag eine Armenspeisung. Habt ihr das nicht gewusst? Es gibt vielleicht nur Haferbrei, aber das ist besser als nichts. Wenn ihr gegessen habt, könnt ihr euch dort nützlich machen. Dann sehen wir weiter.«

»Wären wir doch mit den anderen Kindern auf den Barken davongesegelt!«, rief ein Mädchen. »Dann ginge es uns jetzt besser.«

Henri wurde bei diesen Worten geradezu schmerzlich bewusst, dass sie noch immer nichts begriffen hatten.

In der Stadt schlossen sich ihnen weitere zerlumppte, verlauste und bettelnde Kinder an. Wer noch bei Kräften gewesen war, als er von Bord ging, hatte Aigues-Mortes in Richtung Norden verlassen – dorthin, wo die Sümpfe der Camargue warteten. Die anderen vegetierten innerhalb der Stadtmauern vor sich hin. Einige schienen so schwach, dass sie nur auf ihr Ende warten konnten. Sie hockten apathisch auf dem Erdboden und starrten aus tief liegenden Augen vor sich hin. Die Einwohner Aigues-Mortes' waren nicht bereit, ihnen zu helfen. Die einzige Kirche des Ortes war verrammelt, weil zwei Opferstöcke geplündert worden waren. Nur eine barmherzige Schwester ging umher und teilte aus einem Bottich sauberes Wasser aus.

Ein Junge mit Pusteln im Gesicht trat plötzlich hinter Henri, fuhr mit beiden Händen in seine Umhangtaschen und wühlte blitzschnell darin herum. Henri musste den kleinen Dieb abklauben wie einen Blutegel. Manche Halbwüchsige stießen üble Drohungen aus, wenn ihnen die Erwachsenen nichts gaben und Flüche hinterherriefen. Aus Rache verrichteten die streunenden Kinder dann ihre Notdurft vor den Türen der Häuser und warfen Kothaufen in offene Fenster.

Henri fragte sich, wie lange es noch dauern würde, bis sich eine Wehr bildete, die die Kinder mit Waffengewalt aus Aigues-Mortes hinaustreiben würde. Wenn es so weit kommen sollte, konnte man nur hoffen, die Kinder würden ins Landesinnere getrieben und nicht in Richtung offenes Meer.

Im Kloster war von all diesen Widrigkeiten nichts zu spüren, und bis hierhin drang auch nicht der üble Geruch, den die Kinder verströmten. Inzwischen lagen hier und dort Kinderleichen am Straßenrand, und niemand wagte es, sie anzufassen. Der zuständige Stadtschultheiß von Aigues-Mortes weigerte sich, seine Büttel auszuschicken. Diese toten Körper waren unheimlich. Die Kirche sorgte sich nicht um sie. Und

niemand wusste mit Gewissheit zu sagen, ob sie als vom Teufel besessen oder heilig anzusehen waren. Bei dem mildem Winterwetter wurde der Verwesungsgestank mit jedem Tag unerträglicher.

Henri war seltsam zumute, als er die Kinderschar in den Klostergarten hineingeleitete. Die Franziskaner standen in ihren weißen Kutten da, die Hände im weiten Ärmel ihres Rocks verschränkt, und sahen dem sonderbaren Treiben zu. Sie hatten die Klostertore geöffnet, aber was war, wenn die Kinder nicht freiwillig wieder gehen würden?

Henri blickte umher, immer wieder sah er in große Kinderaugen. In einigen stand die nackte Angst. Andere drückten Hilflosigkeit aus. Sie schienen darum zu betteln, dass jemand kam, sie an die Hand nahm und ihnen sagte, dass jetzt alles gut würde. Aber das konnte Henri nicht. Das Mädchen und der Halbwüchsige, mit denen er vorhin gesprochen hatte, drängten sich dicht an ihn. Sie war sechzehn und hieß Bettie, eine Vollwaise aus Caen, er hieß Jean und war ein Jahr älter, ein Dieb aus Beifort. Für beide war es einerlei, ob sie hier oder dort waren. Sie hofften nichts mehr für ihr trostloses Leben. Sie wollten nur den nächsten Tag überleben.

»Wozu sich erinnern, wie's früher war?«, meinte Jean verächtlich. »Kann man sowieso nicht ändern.«

»Das stimmt schon«, entgegnete Henri, »aber manches wird mitunter etwas verständlicher, wenn man es sich noch einmal vor Augen führt. Man kann daraus lernen.«

»Ach was, Priestergewäsch!«

Henri wollte etwas Strenges erwidern, ließ es aber sein. Du wirst dich nicht auch noch mit diesen Elendsgestalten streiten!, wies er sich selbst zurecht. Hier war eine Generation Kinder versammelt, die keinerlei Erziehung genossen hatte, die nur noch voller Verachtung und Enttäuschung war.

Die Klosterbrüder gesellten sich zu ihnen und sprachen vom Dienst am Nächsten. Von Liebe und Mitmenschlichkeit. Als jemand auflachte, war das für Henri wie ein Messerstich. Was war in diesen jungen Herzen alles zerstört worden, unwiderruflich. Es war zum Verzweifeln.

Er schwor sich, gegen die Kreuzprediger vorzugehen. Wenn es nach ihm ginge, würde es nie wieder einen Kreuzzug geben, erst recht keinen, an dem Kinder beteiligt waren.

Der Kardinal kam zu früh. Als er im Kloster eintraf, hielt er sich die Nase zu. Die Kinder, die im Dormitorium der Laien schlafen durften, wurden erst am darauf folgenden Tag gewaschen. Der Prior des Klosters führte den Kardinal, der sich keine Mühe gab zu verbergen, wie sehr ihn Dreck und Gestank anwiderten, zu ihnen.

Sein Kreuz hielt er nicht so, als wollte er damit den Segen erteilen, sondern wie ein Schild, um das Böse abzuwehren. Ohne die Kinder anzuschauen, begann der Kirchenmann eine Rede zu halten.

»Ihr werdet noch einmal hinausfahren!«, rief er mit tiefer, einnehmender Stimme, die einen Kontrast bildete zu dem unangenehmen Eindruck, den er sonst machte. »Nehmt das Kreuz und brecht mit den Schiffen auf! Es wird euer Schade nicht sein! Wir brauchen viele Kreuzfahrer! So viele wie möglich! Es wird das gewaltigste Heer werden, das je ins Heilige Land aufbrach! Seid Paladine der Kirche und macht das Heilige Land wieder zum Zentrum wahrer Christenheit!«

»Wir stürmen Jerusalem!«, schrie ein Junge mit rotblonden Haaren und Sommersprossen. Er war höchstens elf, seine Eltern waren von einem lothringischen Raubritter erschlagen worden.

»Wir brechen noch einmal auf!«, kreischte ein Mädchen. »Juchheissa nach Jerusalem! Wir kämpfen gegen echte Sarazenen!«

»Hört zu! Haltet ein!« Henri de Roslin war aufgestanden und hob die Arme. »Ihr versündigt euch. So zu denken und zu sprechen ziemt uns Christen nicht. Wir wollen die Menschen achten! Outremer, das Heilige Land, ist für uns für immer verloren! Versuchen wir lieber, in unserem eigenen Land zurechtzukommen! Es gibt so viel zu tun!«

Ein Junge lächelte versonnen. »Wie viel kostet ein Sarazenemädchen? Ich will mir eins kaufen. Sie soll mir beibringen, wie man Liebe macht!«

Henri gab nicht auf. Die jungen Burschen blickten ihn aufsässig an. Aber er wusste, dahinter verbarg sich Enttäuschung.

Der Kardinal rief: »Ihr entscheidet über das Wohl und Wehe des himmlischen Jerusalems! Gottes Willen auf Erden geschehen zu lassen, liegt allein bei euch! Mit euren Händen, Armen und Füßen, mit eurem Leib und eurem Verstand wird die heilige Erde Palästinas gerettet werden!«

Ich sollte ihn aus dem Kloster werfen, dachte Henri grimmig. Ein alter Mann, der Kinder in den Tod hetzt – sollte das in einem Kloster geduldet werden? Henri blickte in die Gesichter der umstehenden Mönche. Er sah Zurückhaltung und Skepsis, aber von den Franziskanern war nicht zu erwarten, dass sie den Kardinal von Nîmes in seine Schranken wiesen. Henri rief:

»Kardinal! Bevor eines dieser Kinder auch nur einen Fuß auf ein Kreuzfahrerschiff setzt, müssen wir dafür sorgen, dass keines mehr hier schon jämmerlich kriecht. Habt Ihr die Leichen auf den Straßen gesehen? Welch eine traurige, verkommene Stadt ist Aigues-Mortes! Wir versündigen uns alle, wenn wir diese schwachen Kinder auf die Reise schicken! Gebt ihnen zu essen und zu trinken, heilt ihre Geschwüre und

Leiden – wenn sie gesund und stark sind, können sie entscheiden, was sie tun wollen. Aber mit solchen erbarmungswürdigen Gestalten kann man keinen Kreuzzug führen!«

»Schweigt!«, donnerte der Kreuzprediger des Kardinals. »Wie könnt Ihr es wagen, Kaufmann? Wir lassen Euch in den Turm der Stadt werfen!«

»Ihr werft mich nirgendwohin, Priester! Hole Euch der Teufel! Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass ich dulde, dass die Kirche auch nur ein einziges Kind ins Verderben schickt! Ihr seid es, *Ihr*, die sich rechtfertigen müssen für die Irrwege, die Ihr beschreitet! Ihr allein werdet zur Verantwortung gezogen, und nicht erst am Tag des Jüngsten Gerichtes, wenn auch nur ein einziges Kind stirbt!«

Der Kreuzpriester, der dazu neigte, zu erröten, wenn er sich aufregte, war kreidebleich geworden, seine Lippen zitterten. Er fand keine Worte mehr. Sein Kardinal legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte ruhig zu Henri gewandt:

»Mein Sohn, ich begreife, Ihr seid in Sorge wegen der Kinder. Und das ist auch gut so, heißt es doch: Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich! Aber versteht doch, mein Sohn, bevor sie in das Himmelreich eintreten dürfen, müssen sie sich um die Christenheit verdient machen. Versteht Ihr? Sie müssen uns den Weg ebnen, damit wir triumphierend über den roten Teppich in das Heilige Land einziehen können. Die Kinder sind unsere Paladine, wir sind die himmlischen Fürsten!«

»Kardinal«, sagte Henri, »Kardinal!...« Er wusste nicht weiter. Dieser Kirchenmann begriff nichts. Blind und taub für das Leid anderer, klammerte er sich an seine Glaubenssätze. Dass er drauf und dran war, Unschuldige zu opfern für eine wahnsinnige Idee, die zum Scheitern verurteilt war, wie sollte man das verstehen?

Der Prior des Klosters hob die Hand. »Meine Brüder!«, sagte er, »lasst uns nicht streiten! Lasst uns lieber für die Speisung dieser verirrtten Kinder sorgen. Und danach lesen wir eine Messe. Im Wort Gottes allein sind wir vereint. Nicht in den Worten der Menschen.«

»Das ist gewiss wahr«, sagte der Kardinal aus Nîmes. »Und die Kinder sollen sich waschen.«

Die Mönche leiten die Kinder an. Sie durften sich am Klosterbrunnen, den eine tiefe Quelle speiste, Gesicht, Hals und Hände waschen. Dann wurde die Klappe zur Armenspeisung geöffnet, und jeder bekam einen Holzteller mit einer dampfenden, köstlich riechenden Suppe.

Der Kardinal stand dabei, verfolgte das Schauspiel und lächelte freundlich. Zu seinem Kreuzprediger sagte er leise: »Mich gelüstet eher nach einem Fleischtopf, mit einem Duft nach Poleiminze und Fenchel, große Stücke umgeben von Rainfarnblättern, Spikenarde und in Wein getränkten Nelken. Ich kenne eine Gaststube, die solches vorzüglich zubereitet. Am Abend will ich unbedingt dorthin gehen und speisen.«

»Auch die Franziskaner dieses Klosters verstehen sich durchaus auf eine gute Küche«, sagte der Kreuzprediger. »Mir selbst wurde einmal ein Mahl zuteil, das mir der Prior auf einer silbernen Platte servierte. Ich hätte mich allein am Duft sättigen können, so wunderbar war dieser.«

»Woraus bestand die Speise?«

»Aus zarten Fleischstücken von erlesenem Geflügel, in einer Glasschale mit außergewöhnlichem Wein gedämpft, dazu wurden verschiedene Arten Gemüse gereicht, die mit Schlossenhonig aus Tannenspitzen übergossen waren.«

»Mein Lieber, mein Lieber«, sagte der Kardinal voll Anerkennung. »Gewiss, Ihr seid kein Kostverächter!«

Die beiden Kirchenmänner standen weiterhin nebeneinander und sahen dem Treiben der Kinder zu. Die Speisung ging

zügig voran, fast alle Kinder versuchten, sich einen zweiten Teller Suppe zu ergattern. Henri de Roslin half dem Küchennovizen, die Suppe auf die Teller zu schöpfen. Der Kardinal segnete die Suppe.

»Allerdings waren die Tischmanieren der Mönche sehr gewöhnungsbedürftig«, sagte der Kreuzprediger gedankenverloren.

»Das ist immer so, wenn man sie nicht zur Mäßigung mahnt.«

Der Priester stöhnte in der Erinnerung auf. »Sie wiegten an der Tafel ihre Köpfe hin und her, streckten die Arme aus, rollten mit den Augen, vollführten widerwärtige Bewegungen und schlangen das Essen geräuschvoll hinunter. Sie hechelten und ächzten und versuchten mit fürchterlichen Anstrengungen, ihren Schlund noch weiter aufzureißen, als ob er zu eng sei, um die Gier rasch genug stillen zu können...«

Der Kardinal gab ein glucksendes Lachen von sich.

»Einige schienen an außergewöhnlichen Krankheiten zu leiden, die nur durch eine Menge und köstlicher Leckerbissen geheilt werden mochten. Sie redeten bei der Tafel über Verdauungsbeschwerden, Brustbeklemmungen und Schwindelanfälle, alles Vorwände, um an Delikatessen zu kommen, die möglichst fett waren. Ihr zügelloser Appetit verlangte unentwegt nach Abwechslung und Raffinesse bei der Zubereitung der Speisen. Sie übertönten sogar den Vorleser, dessen Stimme völlig unterging. Sie kamen mir damals vor wie eine Horde schwangerer Weiber, die ihren seltsamen Gelüsten nachgaben.«

»Ach«, seufzte der Kardinal, »dürfte ich mich doch augenblicklich zu ihnen setzen und ihre Genüsse teilen.«

Der Kreuzprediger blickte ihn einen Moment lang befremdet von der Seite an. Dann sagte er: »Erbarren mit den Hungernden! Erbarmen mit denen, die nicht von einem guten

Koch geliebt werden. Aber schauen wir den Kindern zu, seht Ihr, wie gierig sie löffeln? Sie sind ebenso unmäßig wie die Konventualen. Allein aus diesem Grund wird ihnen die Buße der Kreuzfahrt nicht schaden.«

Henri de Roslin hatte die letzte Kelle Suppe aus dem Kessel geschöpft. Er selbst verspürte keinen Hunger. Ein anderes, fast väterliches Gefühl machte sich in ihm breit. Er war glücklich, den hungernden Kindern für einen Moment helfen zu können. Manchmal genügen kleine Gesten, dachte er. Und die großen Phrasen schweigen dann.

In seine Gedanken hinein drang ein Geschrei, das von außerhalb der Klostermauern kam. Stimmen wurden laut und lauter, immer mehr Stimmen. Alle Anwesenden, außer den essenden Kindern, drehten unwillkürlich die Köpfe herum. Dann stürmte ein Novize in das Refektorium und rief:

»Die Barken sind wieder da! Die Barken sind zurück! Die Kinder kommen aus Jerusalem!«

Winter 1316, das Fest der unschuldigen Kinder

Henri war allein in der Stadtkirche. Er hatte sich auf die kalten Steine des Mittelschiffs der Basilika gelegt, die Arme ausgebreitet, das Gesicht zur Seite gedreht und betete. Er sah den Heiland am Kreuz über sich nicht, aber er spürte seine Gegenwart.

Sie vermuten in jedem neugeborenen Kind einen Gegner, dachte er. So ist es heute, wenn ein Kardinal die Kinder in eine aussichtslose Schlacht schickt, so war es damals. Als die Weisen aus dem Osten Herodes von dem Neugeborenen in Bethlehem berichteten, sah er seinen Thron gefährdet, seine Herrschaft wanken. Der alte Mann schmiedete sofort einen tödlichen Plan. Er kannte keine Skrupel und befahl, alle Kinder unter zwei Jahren in Bethlehem töten zu lassen. Er wollte sichergehen. Es war ihm einerlei, ob Tausende Unschuldiger starben, von denen nicht die geringste Gefahr für ihn ausging.

Es war ein trauriges Fest der wahllos Getöteten, heute können wir nur um Vergebung bitten, wenn erneut unschuldige Kinder in den Tod geschickt werden.

Sie sind wie Herodes, dachte Henri entsetzt, unsere Kirchenführer, die doch in Sorge und Liebe um uns sein müssten, in Wahrheit jedoch liefern sie uns den Feinden aus.

Ich schweife ab, dachte Henri und bewegte sich leicht auf den kalten Steinen, deren unebene Kanten hart gegen seinen Körper drückten. Dachte ich nicht eben eher an Papst Clemens, der uns Templer von einem Tag auf den anderen fallen ließ und uns den Folterbänken überantwortete?

Auch wir brauchten damals einen Vater, zu dem wir aufsahen. Welch schändliche Tat! Wir haben ihm wie einem Vater vertraut, und er hetzte gedungene Mörder auf uns!

Und geht es den Kindern in Aigues-Mortes nicht ebenso? Haben sie nicht den Propheten vertraut, die ihnen sagten, sie müssten durch das sich vor ihnen teilende Meer nach Jerusalem aufbrechen, um das Abendland zu befreien und das Heilige Land zu erobern? Und was haben sie jetzt davon? Schmach, Krankheit, Hunger und Tod.

Wir haben die Kinder verraten wie einst Herodes, dachte Henri. Und der Kardinal aus Nîmes trägt das Gewand des Heiligen, wäscht seine Hände in Unschuld und befiehlt, die Kinder zu töten. Nein, nicht mit Dolch und Schwert. Dazu würde er nie aufrufen. Aber durch Strapazen und Gefahr. Er liefert sie einem absolut vorhersehbaren Schicksal aus.

Das Jahr neigt sich dem Ende, dachte Henri. Gebe Gott, dass es kein Ende mit Schrecken ist. Dafür muss ich sorgen. Herr, stehe mir bei!

Er erhob sich nach einer Weile. Im Angesicht der brennenden Kerzen schlug er seine Kreuze. Der Glaube allein ist das Bindeglied zwischen den Menschen und Gott, dachte er. Wenn der Glaube nicht trägt, wenn er missbraucht und verraten wird, gerät die Welt aus den Fugen.

Und wenn Kirchenmänner es sind, die den Glauben aushöhlen, indem sie Vertrauen zerstören, dann ist es besonders schlimm. Und dann muss unsere Fürsorge desto strenger sein. Und die Bestrafung der Verantwortlichen, der Schuldigen, darf keine Gnade kennen.

Gott stehe uns allen bei!

Joshua ben Shimon stand am Hafen und wunderte sich über den Anblick, der sich ihm bot. Mehr als fünfzig blau-weiße

Barken mit dreieckigen Segeln und herunterhängenden Ruderriemen, manche besaßen achtern ein zusätzliches Steuerruder, schaukelten in den Wellen. In jede der Barken passten normalerweise zehn Kinder. Doch trug jedes Boot mehr als zwanzig von ihnen. Sie segelten nicht mehr, sie ruderten nicht. Sie starteten zur Mole herüber. Keine Gesänge ertönten, wie sie noch bei der Abfahrt zu hören gewesen waren. Angeleitet von den jungen Priestern, die Marcel zur Seite standen, waren die geraubten Fischerboote in See gestochen. Jetzt kamen die Kinder, die das Kreuz tragen wollten, geschlagen zurück. Geschlagen von Wind und Wellen.

Der Junge, der die Expedition angeführt hatte, stand am Bug eines der Boote und warf ein Seil herüber, Kinder auf der Mole vertäuten die Barke. Dieser Marcel, was war das wohl für ein Mensch? Joshua kämpfte mit den Tränen. Wie viel Elend in all diesen jungen Gesichtern geschrieben stand! Er musste an seinen eigenen Sohn denken, der bei einem Pogrom ermordet worden war. Und er beschloss, den Kindern zu helfen.

Marcel's Stimme, einst rau und bestimmend, war brüchig vor Schwäche. Er gab ein paar Anweisungen. Dann sprang er als Erster an Land. Eine Barke nach der anderen legte an. Manche Kinder waren so kraftlos, dass ihre Gefährten sie tragen mussten. Joshua erblickte sonnenverbrannte Gesichter, von denen sich die Haut schälte, rissige Lippen, Geschwüre auf Händen und Armen. Die meisten Kinder wirkten noch viel elender als bei ihrem Auszug.

Ein Spalier von Fischern hatte sich gebildet. Joshua sah, dass einige Knüppel in den Händen hielten. Die Kinder hatten ihnen die Barken gestohlen und ihre Existenzgrundlage zerstört. Kein Wort fiel, die Fischer starteten nur stumm, eine feindselige Mauer aus Menschenleibern schloss sich um die Ankommenden. Frauen bespuckten die Kinder, die jetzt an

Land gingen. Joshua trat an den Landeplatz heran und stellte sich so hin, dass er die Fischer anblicken konnte.

Er spürte die Bedrohung. Ein Wort genügte, und die Fischer würden über die Kinder herfallen und sie totschiessen.

Joshua sagte: »Fischer von Aigues-Mortes, lasst die Kinder ihrer Wege ziehen, sie folgten nur falschen Propheten, sie sind keine Gefahr mehr für euch. Vergesst diese Episode. Nehmt eure Barken wieder in Besitz. Fahrt hinaus aufs Meer, wo die Fische auf euch warten – es wird ein reicher Fang sein!«

»Mein Boot ist nicht zurückgekehrt!«, rief ein Fischer. »Es ist zerschellt oder untergegangen oder weitergesegelt. Was wird aus mir!«

»Die Kirche muss für euch sorgen«, sagte Joshua. »Geht zum Kardinal von Nîmes und seinen Kreuzpredigern. Sie ziehen schon jetzt wieder umher und rufen zu einem neuen Kreuzzug auf. Sie haben Geld. Sie sammeln den Zehnt und den Zwanzigsten ein. Geht zu ihnen, legt ihnen eure Forderungen vor!«

»Von der Kirche ist nichts zu erwarten!«, entgegnete gereizt ein alter Fischer.

Die Menge grummelte. Man beriet sich. Eine ältere Frau trat hervor und deutete mit dem Finger auf Joshua.

»Er hat Recht! Vergessen wir, was gestern war. Wir Fischer regeln das unter uns. Wer einen Verlust erlitt, um den kümmern wir uns gemeinsam. So hätte dieses Geschehen doch noch einen Sinn gehabt, dass wir uns nämlich auf unsere Gemeinschaft besinnen.«

»Danke, Frau!«, sagte Joshua erleichtert. »Nehmt die Euren an die Hand und zeigt, dass ihr besser seid als die tumben Kreuzfahrer, die einem irrsinnigen Traum nachjagen.«

Nach diesen Worten begannen die Fischer, mit kleinen Booten zu ihren Barken zu rudern. Als auch die letzten Kinder endlich an Land waren, nahmen die Fischer von Aigues-

Mortes ihre Barken wieder in Besitz und begannen damit, sie zu reparieren und zu säubern. Bald ertönten Gesänge. Die Frauen hatten sie angestimmt, die Männer fielen ein.

Der Haufen zerlumpter Kinder schlurfte die Mole hinunter. Ein schier endlos scheinender Strom. Sie gingen an Händlern, Beutelschneidern und Huren vorbei, die von ferne ein Geschäft gewittert hatten, nun aber enttäuscht waren. Sie beschimpften die Kinder und spuckten vor ihnen aus. Nein, von diesen Ankömmlingen war nichts zu erwarten.

Joshua sah erleichtert, dass die befürchteten Gewalttaten ausgeblieben waren. Der Alltagsverstand regierte wieder. Er setzte sich auf die Kaimauer und sah zu, wie die Fischer sich um ihre Barken kümmerten. Marcel kam mit schleppenden Schritten näher und sank vor Joshua auf der Mole zusammen. Er schlug die Hände vors Gesicht und weinte. Joshua ging ein paar Schritte auf ihn zu. Er setzte sich neben ihn und wartete einen Moment. Als das Schluchzen nicht aufhörte, legte Joshua dem Burschen den Arm um die Schulter.

Marcel zuckte zusammen. Er starrte Joshua benommen an.
»Wer bist du?«

»Ich habe dich gesehen, mein Junge, als ihr abgefahren seid.«

»Ah, du bist der Jude, nicht wahr? Jedenfalls hat dieser Salinenarbeiter dich so beschimpft.«

»Weine lieber weiter, mein Sohn. Solche Reden führen zu nichts. Ist es nicht egal, welcher Religion wir angehören? Wir sind Menschen. Wir sind alle Kinder Gottes.«

Marcel starrte ihn weiterhin an wie ein Weltwunder. »In den zurückliegenden Tagen und in den Wochen vorher habe ich solche Töne nicht gehört. Und ich weiß auch nicht, ob ich sie dulden kann. Ehrlich gesagt, ist mir im Moment alles gleich. Alles ist gescheitert. Verdammter Kreuzzug!«

»Wie viele sind draußen geblieben, Marcel?«

»Ich weiß nicht. Zehn Barken? Mehr? Weniger? Wir fuhren nicht zusammen. Nach den ersten drei Tagen rissen die Stürme uns auseinander. Jeder sorgte sich nur noch darum, heil weiterzukommen. Wir verloren uns völlig aus den Augen. Und dann prügelte der Sturm uns regelrecht in diesen Hafen zurück. Keiner von uns konnte mit dem Segel umgehen. Wir waren bald zu schwach, um zu rudern. Gegen Wind und Strömung hatten wir keine Chance!«

»Wenn ihr die Fischer vorher danach gefragt hättet, welche Verhältnisse auf dem Wasser herrschen, wenn ihr sie für euch gewonnen hättet, anstatt ihnen die Barken zu stehlen, dann wäre das alles nicht passiert.«

»Es ist geschehen, geheckselter Mist, jetzt müssen wir zusehen, dass wir heimkommen.«

»Hör mal, Junge. Du bist ihr Anführer. Mach jetzt nicht schlapp. Ich mache dich verantwortlich für alles, was in den nächsten Stunden und Tagen geschieht. Wir müssen verhindern, dass die Bewohner von Aigues-Mortes, die Bürger, die Handwerker und die Fischer, über euch herfallen. Denn sie wollen euch nicht hier haben. Und das kann ich auch gut verstehen.«

»Sind noch andere Kinder hier?«

»Der Rest, der mit den *Nefs* davonsegelte, nachdem ihr fort wart, ist zurückgekehrt. Auch die großen, klobigen Schiffe konnten nicht gegen die Stürme bestehen. Die Kinder sind im Kloster der Franziskaner untergebracht. Aber ich weiß nicht, wie lange das gut geht.«

»Aber wieso denn, haben sie was angestellt?«

»Es kam zu Diebstählen und zu Schlägereien, die Klosterbrüder sind nicht gewohnt, dass jemand unter ihnen lebt, der die Gesetze ihrer Gemeinschaft nicht respektiert. In der Stadt ist es natürlich noch viel schlimmer. Ich muss um jeden Preis verhindern, dass die Gewalt eskaliert. Wenn nachts

die Fackeln durch die engen Straßen von Aigues-Mortes huschen, befürchte ich an jeder Straßenecke ein Gewaltverbrechen. Das muss aufhören. Wir sehen doch, wie überfordert die meisten Bürger von der Horde Kinder sind, sie sind nicht darauf vorbereitet.«

»Aber wir taten es doch auch für sie! Wir zogen nach Jerusalem, um die Bürger zu befreien!«

»Rede keinen Unsinn, mein Sohn. Ihr habt es getan, weil ihr falschen Einflüsterungen gefolgt seid! Weil ihr Ruhm ernten wollt! Und weil euch nichts Besseres einfällt! Ihr seid schlau! Ihr wisst ganz genau, wodurch euch Bewunderung zuteil werden kann! Aber eure Rechnung ist nicht aufgegangen, man hat euch missbraucht – und nun blickt den Tatsachen endlich ins Auge!«

Marcel seufzte. »Ich will nichts mehr davon hören. Ich bin sterbensmüde. Ich hab genug.«

»So einfach ist das nicht, mein Sohn. Du bist jetzt gefragt! Jetzt kannst du zeigen, dass du ein Held bist! Beweise, dass du ein guter Führer bist. Jetzt zählt's!«

»Das Meer ist grausam!«, klagte Marcel. »Es hat viele von uns geholt, ich habe die Wracks gesehen. Warum verbindet das Meer nicht die Länder, warum trennt es sie mit Urgewalt? Kannst du mir das verraten, Jude?«

»Ich heiße Joshua. Nenne mich bei diesem Namen. – Das Meer ist weder gut noch schlecht. Wir Menschen allein sind es, die es herausfordern. Beispielsweise, wenn wir mit untauglichen Barken hinaussegeln. Das Meer ist dann wie ein Tier, es hat kein Mitleid, es folgt nur seinem Wesen. Es ist aber auch nicht böse, gib dem Meer keine Schuld.«

»Joshua – ist der Kinderkreuzzug gescheitert?«

»Jeder Kreuzzug muss scheitern«, erwiderte Joshua ben Shimon. »Aber ich muss zugeben, dass unter euch viele sind, die sehr begeistert waren. Man hat euch verführt und betrogen.

Wir werden euch nicht daran hindern können, noch einmal aufzubrechen, wenn ihr es wirklich wollt. Aber wir können versuchen, euch vor dem Schlimmsten zu bewahren.«

»Wie denn?«

»Indem wir mit euch fahren.«

»Das wäre großartig! Dann wäre ich nicht mehr allein für alles zuständig!«

»Aber bis es soweit ist – hütet euch vor den Eiferern, den Priestern, dem Kardinal von Nîmes! Ihnen ist nicht an eurem Wohlergehen gelegen, sondern an ihrem eigenen!«

»Du bist ehrlich! Wenigstens das! – Drum sag mir bitte – aufrichtig –, glaubst du, dass mir der Herr Jesus erschienen ist und mir einen Himmelsbrief für den König von Frankreich übergeben hat?«

»Ich glaube dir, dass dir ein Mann begegnet ist, der behauptete, Jesus zu sein. Aber er war es ganz sicher nicht. Denn Jesus ist am Kreuz gestorben. Und der Prophet ist nicht wieder auferstanden. Seine Seele ist bei Gott.«

»Du bist ein übler Ketzer«, sagte Marcel leise. »Aber irgendwie kann ich dir nicht böse sein. Du versuchst zumindest, ehrlich zu sein. Du weißt es eben nicht besser.«

»Was machen wir jetzt, Marcel? Mehr als fünfhundert Kinder wollen versorgt sein.«

»Kann ich das dir überlassen? Und deinem Freund – diesem Sarazenen? Ist er noch in Aigues-Mortes?«

»Du wirst von mir nicht aus der Verantwortung entlassen! Reiß dich zusammen! Ich zähle auf dich!«

»Ihr Ketzer seid anstrengend«, stöhnte Marcel und rieb sich die Schläfen. »Ich muss nachdenken. Aber um das zu können, brauche ich etwas zu beißen.«

»Sprich mit den Kindern«, riet Joshua. »Sag ihnen, sie sollen ruhig bleiben und in ihren Zelten übernachten. Am besten, sie ruhen sich einfach aus. Wir kümmern uns um sie. Mit Hilfe der

Franziskaner sorgen wir dafür, dass sie zu essen und zu trinken bekommen.«

»Gut, Ketzer«, sagte Marcel.

»Jerusalems Mauern werden niemals fallen«, gab sich Uthman ibn Umar überzeugt. »Denn Allah, Friede sei mit ihm, ist mit den Rechtgläubigen!«

»Ich denke eher darüber nach, wie wir den Kindern helfen können«, sagte Joshua. »Denn bevor sie auch nur das Meer überquert haben, werden die meisten gestorben sein.«

»Auch ich bin entsetzt darüber, dass man diese Kinder zur Schlachtbank führen will«, erwiderte Uthman. »Aber du musst verstehen, dass mir die rechtgläubigen Kinder in Palästina und Syrien mehr am Herzen liegen, die sterben würden, wenn diese aufgehetzten Christenkinder noch einmal losziehen und wie eine wenig himmlische Heuschreckenplage über das Land herfallen.«

»Das verstehe ich. Aber es gelingt mir einfach nicht, beides gegeneinander aufzurechnen. Wir haben es hier mit Kindern zu tun, die eine Plage sind – am meisten für sich selbst. Ich muss ihnen helfen. Wenn ich sie von diesem irrsinnigen Kreuzzug abhalten kann, umso besser.«

»Sag mir, was du zu tun gedenkst, mein Joshua, dann kann ich dir vielleicht beistehen.«

»Erinnerst du dich an Bianca de Brie?«

»Die Frau aus der Champagne, die zu einem Frauenkreuzzug aufrief?«

»Ja, die meine ich. Sie ist nach Marseille gezogen. Wenn jemand diese Kinder hier aufhalten kann, dann sie.«

»Warum glaubst du das?«, fragte Uthman irritiert.

»Sie ist eine lebendige, warmherzige Person. Einfach eine sorgende, aber sehr bestimmende Mutter. Niemals würde sie

dulden, dass Kinder in den sicheren Tod ziehen. Sie wird ihnen diese Idee ausreden. Sie selbst begriff ihre Reise nach Jerusalem übrigens nicht als Kreuzzug, sondern ausdrücklich als Pilgerschaft – erinnerst du dich? Wenn wir sie dazu bewegen könnten, nach Aigues-Mortes zu kommen, könnten wir gemeinsam auf die Kinder einwirken.«

»Aber du weißt, dass wir mit Henri selbst nach Jerusalem aufbrechen wollen. Wäre es nicht besser, wir stellten uns an die Spitze dieses Kinderkreuzzugs? So könnten wir ihn noch am ehesten kontrollieren, sodass in Palästina alles in friedlichen Bahnen verlief.«

»Aber Uthman! Du glaubst doch nicht im Ernst, dass Hunderte Kinder, die das Kreuz tragen, im Land deiner Väter auch nur einen einzigen Tag in Ruhe gelassen würden. Und selbst, wenn sie unbehelligt ziehen könnten, spätestens, wenn sie, angestachelt von den Predigern, sich wie Kreuzfahrer verhalten, wird man sie bekämpfen. Eine erste Gräueltat wirkt wie ein Funke in einem Heuschobers. Sie werden es nicht überleben.«

»Wahrscheinlich hast du Recht. Am besten, sie brechen gar nicht erst auf.«

»Also schicken wir nach Bianca de Brie?«

»Wäre es nicht das Sicherste, wenn du selbst nach Marseille reitest? Wir warten, bis du wieder hier bist, das dürfte in fünf bis sechs Tagen sein. Ich Sorge dafür, dass die Kinder sich bis dahin ruhig verhalten und hier bleiben.«

Joshua überlegte, dann stimmte er zu. »Ich reite sofort los. Ich will gar nicht erst mit Henri darüber debattieren, er würde es mir nur ausreden wollen, sprich du mit ihm darüber.«

»Gut. Machen wir es so. Und beeile dich. Ich wünsche dir einen guten Ritt, mein Joshua.«

Das Mädchen und der Junge hatten das Gefühl, dass von ihrem Anführer Marcel nicht mehr viel zu erwarten war. Er weinte und betete, wo er doch zum Kämpfen aufrufen sollte. Er saß den Tag über an der Mole, starrte zum Horizont und ließ die Schultern hängen. Hin und wieder ging er mit diesem Brillenträger durch die Stadt, sprach aber nicht zu den Kindern. Ein Waschlappen! Jetzt hatten Jolanthe und Marc das Sagen übernommen.

Sie hatten sich mit Bettie, der Vollwaise aus Caen, und mit Jean, dem Dieb aus Beifort, besprochen. Für beide war es einerlei, wer jetzt den Ton angab. Jolanthe und Marc hielten ihre Zeit für gekommen.

Schon scharten sich die ersten jugendlichen Zuhörer um sie. Wenn der Magen laut knurrte, war Verheißung keine schlechte Sache. Sie stillte zwar den Hunger nicht, versprach aber sichere, zukünftige Mahlzeiten. Braten, Feigen und Schafsmilch im Angesicht der Wunder Jerusalems – das hörte sich gut an. Und vielleicht teilte sich das Meer ja doch noch, wenn die richtigen Führer vorangingen. Mal abwarten!

Die einfachen Bauernjungen und Mädchen vom Lande versammelten sich um Jolanthe und Marc. Vor dem Portal der Kirche standen schon über hundert, und es wurden immer mehr. Denn die umherstreifenden Kinder hatten an diesem Morgen ihren ersten Bettelgang ohne großen Erfolg durch Aigues-Mortes hinter sich gebracht. Es war zu Prügeleien gekommen, die Bürger der Stadt verschanzten sich in ihren Häusern. Die Kinder hofften, vor der Kirche barmherzige Spender anzutreffen. Wieder waren an diesem Morgen etliche Kinder gestorben, das älteste vierzehn, dahingerafft von einer Krankheit, die sich aus Schwäche und Hoffnungslosigkeit speiste.

Marc predigte mit beschwörender Stimme. Er war ein Naturtalent. In der Champagne hatte er oft den Predigern

zugehört, die zum Kreuz riefen. Er kannte alle rhetorischen Kniffe. Und Jolanthe, als kleines Kind ausgesetzt, in Chalon käuflich geworden, wo sie Marc begegnete, besaß zwar keine Neugier mehr, aber den unbedingten Willen, sich zu behaupten. Von der Siebzehnjährigen ging etwas aus, das ihr Macht über die Kinder verlieh. Einige Jungen stierten sie begehrt an, aber niemand wagte es, sich ihr zu nähern. Blond und schön, wie sie war, mit langen, schlanken Gliedern, erschien sie in dem ganzen Elend manchmal wie eine Königin. Die Königin des Schmutzes.

Jolanthe und Marc liebten sich auf ihre Weise, in Knüffen und Schimpfworten mehr als in liebevollen Blicken. Sie verstanden einander, hatten sich in Chalon angenähert, hätten aber nie darüber geredet. Im Gegenteil, sie taten alles, um ihre Beziehung zu verbergen.

»Jesus hat mich nicht gerufen!«, rief Marc über die Köpfe der Menge hinweg. »Ich weiß aber, dass er auf mich wartet. Er braucht mich nicht aufzusuchen, um mir einen Himmelsbrief zuzustecken. Denn er ist mir immer nah.«

Jolanthe schob ihn beiseite. »Und Maria Magdalena ist in mir! Sie erscheint mir jede Nacht. Ich bin eine Auserwählte! Und deshalb müssen die Mädchen unter euch mir folgen.«

Die beiden besaßen die ungeteilte Aufmerksamkeit aller. Noch vor Tagen wäre das unmöglich gewesen, man hätte sie für solche Worte beschimpft. Aber jetzt, wo das Heilige Land wieder am Horizont zu leuchten schien, weil sie bereit waren, es leuchten zu sehen, wo die Überfahrt wieder lockte, weil die Gegenwart in Aigues-Mortes grau in grau war, setzte sich in den Köpfen der Kinder der Gedanke fest, es noch einmal versuchen zu wollen. Gut beraten und sicher geführt. Sie schöpften neuen Mut. Gottvertrauen und eine vielköpfige Menge, die das Gleiche dachte und fühlte – dies zusammen ersetzte den Mangel an klaren Gedanken.

Die Kinder fassten wieder Mut. Marcs Beredsamkeit tat ein Übriges. Und wenn die Jungs in der Menge Jolanthe anstarrten, meinten sie, das innere Strahlen dieses Mädchens wahrzunehmen. Ja, das war wirklich Maria Magdalena in neuer Gestalt! Sie hatte mit Jesus Liebe gemacht! Vielleicht auch mit diesem Marc. Diese da war auserwählt! Warum hatten sie das nicht vorher schon bemerkt?

»Eine Frau wie ich«, sagte Jolanthe, »die ein bequemes Leben führen könnte, begehrt von allen Schlappschwänzen der Normandie, Geld in Hülle und Fülle – was treibt mich hierher? Wollt ihr es wirklich wissen?«

»Erzähl schon!«

»Es ist die Liebe. Aber eine andere Liebe, als ich sie kennen gelernt habe, etwas anderes als das, womit ich Geld verdient habe. Der Herr Jesus ist unser aller Liebe wert! Deshalb jammert nicht, wenn das Essen nicht reicht. Wir müssen nach Jerusalem! Uns stehen große Aufgaben bevor!«

Marcel machte sich insgeheim lustig über Jolanthes unbeholfene, schlichte Aufrufe. Da vermochte er schon mit weitaus tieferen Reden zu überzeugen. Er konnte aus dem Stegreif einprägsame Sentenzen von sich geben.

»Wir verlangen nicht nach liturgischen Texten«, predigte er. »Unser Eifer ist das Blut, das im Herzen von Jesus Christus pulsiert. Unsere Reinheit und Frömmigkeit klingen in seiner Seele wider als Gesang, und er erwartet uns so sehnsüchtig, weil wir wahrhaft unschuldig und rein sind.

Wenn wir das Kreuz nicht nehmen, wird es niemand tun. Und das Heilige Land wird verdursten und ersticken daran, dass es die tröstenden Worte unseres Herrn entbehren muss.«

»Und wenn ihr auch nur solche Aufschneider und Verführer seid wie die anderen Prediger?«, rief ein Junge. »Welche Beweise könnt ihr uns geben, dass ihr unser Vertrauen verdient?«

»Keinen einzigen«, rief Marc. »Aber dieses Mädchen hier neben mir, Jolanthe, sie ist meine heilige Geisel. Ihr könnt sie haben, wenn ich lüge. Dann nehmt sie und reißt sie in Stücke.«

Jolanthe wollte protestieren. Was fiel diesem eingebildeten Burschen ein? Dann überlegte sie, worauf Marc wohl hinauswollte. Ihr erster Impuls war, ihm die Faust in die Seite zu stoßen, doch dann ging ihr auf, was er meinte. Sie sagte:

»So sei es! Wenn ich euch in die Irre führe, gehöre ich euch. Und das erwartet sie!« Jolanthe hob den Rock bis über den Bauchnabel. Alle konnten ihre wunderbaren hellen Glieder sehen und den blonden Haarbusch zwischen ihren Schenkeln. Ihre Lenden glänzten anmutig, ihre Hüften waren geschwungen wie zwei Mondhälften. Als sie sich umdrehte, präsentierte sie zwei Hinterbacken wie Hügel im Land der Verheißung. Jolanthe blickte triumphierend über die Schultern zurück.

Marc zog ihren Rock schnell wieder herunter. »Alles das!«, schrie er. »Aber jetzt lasst uns überlegen, wie wir es anstellen, von hier wegzukommen. Wer kann uns helfen? Und wo treiben wir noch mehr Schiffe auf? Diese drei *Nefs* reichen wahrlich nicht aus.«

»Wir nehmen sie uns einfach!«, schrie ein Junge. »Im Hafen liegen doch genug herum, die herrenlos sind. Wir klauen sie! Fangen wir unseren Kriegszug schon hier an!«

»Ja, ja! Er hat Recht!«

»Und wo bekommen wir Matrosen her, Schlaukopf?«

»Holen wir uns Geld aus den Kirchen! Dann können wir auch Mannschaften anheuern!«

»Was ist überhaupt mit den Priestern und diesem Kardinal? Sind sie auf unserer Seite? Oder müssen wir sie aus dem Weg räumen?«

»Wir stellen sie auf die Probe! Wenn sie uns kein Geld geben, erschlagen wir sie!«

Marcel erinnerte sich daran, wie der Verlobte dieser Reneé aus den Salinen gekommen war, um die Stadt aufzuhetzen. Was war aus der jungen Frau geworden? Seit er wieder in Aigues-Mortes war, hatte er sie nicht gesehen. Die beiden konnten ihm von Nutzen sein! Er musste sie nur unter Kontrolle halten.

Marcel suchte nach jemandem, der die beiden kannte. Er fand einen Salinenarbeiter, der ihm von Jean-Luc erzählte. Ein verflucht starrsinniger Hund! Unberechenbar! Aber jetzt, seitdem er Reneé ganz für sich hatte, schien er friedlich zu sein. Sie wohnten zusammen in einer Dachstube an der Stadtmauer.

Marcel überlegte, ob er es wirklich wagen sollte. Die beiden waren ja wie Pfeile gewesen, die auf einer gespannten Armbrust gelegen hatten. Würde es ihm gelingen, sie für seinen Plan einzuspannen? Wenn er es geschickt anstellte, halfen sie ihm gegen Jolanthe und Marc, die sich einfach anmaßen, seinen Platz einzunehmen.

Die Führung des Kinderkreuzzugs war allein seine Sache! Auch den Juden hatte er schon in die Irre geführt, indem er so tat, als wolle er die Kinder mäßigen. Er war geschickt. Ein echter Auserwählter. Er würde auch Reneé und Jean-Luc für seine Zwecke einspannen.

Marcel traf niemanden in dem Haus an, das man ihm genannt hatte. Doch erfuhr er dort von Nachbarn, dass Reneé zu Besuch bei einer Verwandten auf dem Land war und wo Jean-Luc sich aufhielt.

Er verließ die Stadt und ging in die Salinen hinaus. Da an diesem Tag die Sonne kräftige Strahlen auf die Erde sandte, funkelten die Salzkristalle im Sumpf. Er erreichte die Salinengärten.

Marcel sah die Arbeiter in ihrer weißen Kluft, wie sie beinahe mit dem Salz verschmolzen. Salz zu Salz, dachte Marcel. Was für ein Leben, jeden Tag dieses Zeug herauszukratzen, bis man selbst nur noch ein Salzhering war. Jedenfalls kein Mensch mehr. Diesem Schicksal war er selbst rechtzeitig entflohen. Nur aus diesem Grund hatte er die Geschichte von dem Herrn Jesus erfunden, der ihm einen Himmelsbrief überreichte. Eigentlich war es der Büttel des Armenvogtes gewesen, der ihn ins Rathaus vorlud, weil er einen Opferstock ausgeraubt hatte, was leider ein Zeuge beobachtet hatte. Ein talentierter Schreiber hatte ihm bei der Fälschung des Briefes geholfen.

Marcel fragte nach Jean-Luc. Man wies ihm widerstrebend den Weg nach draußen, wo er am Rand der Sümpfe arbeitete. Fremde durften hier eigentlich nicht hin. Aber Marcel log und behauptete, er habe Nachricht von Jean-Lucs Medicus bekommen, dass sich der Verdacht einer gefährlichen Krankheit zerschlagen habe. Jetzt würde er noch besser und schneller arbeiten können.

Marcel sah den Arbeiter schon von weitem. Jean-Luc schuftete wie ein Berserker. Als wäre das Salz sein persönlicher Feind, schlug er mit dem Flegel darauf ein, um es vom Sand zu trennen. Wahrscheinlich, dachte Marcel, stellt er sich gerade seine Nebenbuhler vor, die ihm beim Werben um René im Weg gestanden hatten. Jetzt schienen sie alle erledigt zu sein. Aber Jean-Luc schlug weiter auf seine Feinde ein.

»He!«, grüßte Marcel. »Du bist Jean-Luc?«

»Wer will das wissen, mein Bürschchen?«

»Schöne Grüße von René!«

Langsam richtete sich der Salinenarbeiter auf. »Was meinst du?«

»Ich richte dir Grüße von deiner Angebeteten aus, mein Freund! Sie lässt dir sagen, dass du mit mir sprechen sollst. Denn ich habe einen Auftrag für dich.«

»So?« Jean-Lucs Misstrauen war überdeutlich spürbar.

»Ja!« Marcel öffte seinen Tonfall nach. »Es könnte 'ne Menge Geld rausspringen. Bist du nicht interessiert?«

»Wie viel Geld?«

»So viel, dass du deine Angebetete endlich heiraten kannst, mein Guter.«

Jetzt hatte er ihn. Jean-Luc hatte den Flegel fallen gelassen und richtete sich auf. »Sprich schon!«

»Dann hör' mir gut zu«, sagte Marcel.

Henri de Roslin blickte wie beinahe alle hier am Hafen von Aigues-Mortes zum Himmel auf. Seine besorgten Blicke galten dem Wetter. Es schien so, als legten sich die ersten heftigen Herbststürme. Jetzt begann die mildere Zeit der Flauten, bevor die Winterstürme einsetzten. So war es am Mittelländischen Meer, so war es auf allen Meeren des Abendlandes.

Inzwischen hatten die Fischer die Barken wieder hergerichtet. Alle Boote waren draußen. Henri erblickte sie am Horizont, sie schienen auf dem Band zwischen Himmel und Wasser zu balancieren. Er wünschte den Männern reichen Fang.

Henri inspizierte die großen Schiffe. Sie waren klar zur Abfahrt. Die Mannschaft stand bereit, die Kapitäne stellten ihre Berechnungen an und waren sicher, dass die nächsten vier Wochen guten Wind und ruhiges Wetter bringen würden. Worauf noch warten?

»Kann ich Euch nicht davon abhalten, Kinder nach Palästina zu transportieren?«, fragte Henri den Kapitän der ersten *Nef*. »Ich kann Euch allerdings keinen Ausgleich dafür zahlen. Aber ich verspreche Euch, in Byblos bekommt Ihr reichen Lohn von mir, wenn mein Begleiter mit seiner dort heimischen Familie Kontakt aufgenommen hat.«

»Meine Auftraggeber erwarten von mir, dass ich die Kinderbrut rüberschiffe«, antwortete der Kapitän. »Ich muss mich daran halten.«

»Ich werde versuchen, die Priester davon abzubringen, das Kreuz zu predigen. Wenn es mir gelingt, müsst Ihr mit uns allein Vorlieb nehmen.«

»Ich kann nicht verhindern, dass Ihr das tut. Aber es gefällt mir ganz und gar nicht. Wie könnte ich jemals verantworten, dass drei *Nefs* leer ins Heilige Land fahren?«

»Ihr werdet dort reiche Fracht aufnehmen und hierher zurückbringen.«

»Das steht in den Sternen!«

»Macht, was Ihr wollt. – Wann segelt Ihr?«

»Wenn es nach mir geht, in drei Tagen. Dann sind die Schäden an den Planken und an der Takelage ausgebessert.«

Als Henri das Schiff verließ, kam ihm Uthman entgegen.

Er berichtete ihm von Joshuas plötzlichem Aufbruch. Henri war wütend. Wie konnte der Freund so eigenmächtig handeln? Er brachte die Abreise in Gefahr.

»Wer ist denn diese Bianca de Brie?«

»Eine kluge, lebensstüchtige Frau. Sie wird hoffentlich Einfluss auf die Kinder nehmen können.«

»Das müssen wir auch. Kümmern wir uns bis zur Abfahrt um sie. Ich werde den Kapitän hinhalten. Wenn Joshua zurück ist, segeln wir los.«

»Wenn es nur schon so weit wäre!«, seufzte Uthman.

»Komm. Wir haben noch viel zu tun.«

Joshua ben Shimon nahm die Kanäle der Rhone im gestreckten Galopp, das Wasser spritzte hoch auf und legte sich auf seine Reitkleider. Aber an der einzigen Brücke über die große Rhone bei der Stadt Arles musste er lange warten. Ein endloser Zug

von Frauen auf Pferden und in Zweispannern zog in Richtung auf Marseille. Und da die Straße nicht nur sehr holprig und voll großer Löcher war, sondern auch so schmal, dass immer nur ein Wagen fahren konnte und entgegenkommende Fahrzeuge in Richtung Westen an Ausweichstellen anhalten mussten, brauchte er Geduld. Der erste Abend senkte sich bereits, und Marseille war noch weit. Joshua hatte gehofft, die Stadt noch in der Nacht zu erreichen.

Es waren die Frauen des Pilgerzugs von Bianca de Brie. Sie reisten für Pilgerinnen mit erstaunlich viel Gepäck. Es waren dem Augenschein nach zum größten Teil adlige Damen, die nach Jerusalem wollten, als sei die Stadt der drei Religionen ein Markt, auf dem man kaufen und verkaufen konnte, was man wünschte. Joshua erblickte sogar eine junge Frau, die einen grünen Papagei mit sich führte, der fortwährend »Jerusalem! Jerusalem!« schrie. Jerusalem ist in Mode gekommen, dachte Joshua. Eine Stadt wie Paris oder Toledo, in die man sich für einen lehrreichen Ausflug in die Vergangenheit begeben konnte.

Joshua sprach die Pilgerin mit dem Papagei an. Sie erzählte ihm von ihrer wunderbaren Verheißung und Reise. Joshua sagte ihr, dass er Bianca de Brie kenne. Die Pilgerin war begeistert.

»Kommt mit uns, guter Mann! Auf in den strahlenden Morgen der Christenheit!«

»Wo trifft Ihr Bianca de Brie?«

»Sie wartet auf uns im Kloster der Franziskanerinnen am Hafen von Marseille.«

»Dort sehen wir uns!« Joshua winkte ihr zum Abschied zu.

Zu beiden Seiten der Brücke standen Soldaten, die den Wegezoll abkassierten. Westlich der Rhone gehörte der Zugang dem Grafen der Camargue, östlich davon dem Bischof von Arles. Joshua entrichtete seinen Obolus zweimal, und als

die Sonne sich rot dem Horizont näherte, ritt er im Galopp weiter, diesmal an einem großen Zeltlager vorbei, das die Pilgerinnen aufgeschlagen hatten und das sich rasch ausdehnte.

Joshua ließ Arles hinter sich. Er hatte nur ein Ziel vor Augen. Er würde auf direktem Weg zum Franziskanerinnenkloster reiten. Bianca de Brie dort nicht anzutreffen war natürlich möglich. Joshua, Uthman und Bianca hatten sich vor drei Wochen getrennt. Sie würde nicht jeden Tag im Kloster warten. Vielleicht fand er sie aber nicht gleich und musste sie im bunten Treiben der Stadt suchen. Er wusste nicht, wie groß Marseille war. Wahrscheinlich größer als Quimper oder Brest, die beiden französischen Hafenstädte, die er am besten kannte. Vielleicht hatte Bianca auch längst die Geduld verloren und beschlossen, nicht auf ihre Schwestern zu warten.

Joshua musste sich eingestehen, dass es blauäugig von ihm gewesen war, spornstreichs seiner Idee zu folgen und nach Marseille zu reiten. Aber es handelte sich um eine wichtige Sache.

Die Sonne ging am Horizont unter. Joshua befand sich jetzt auf der großen Straße nach Marseille, die nördlich an einem großen See vorbeiführte. Dann ging es am Meer entlang, und im Mondlicht sah Joshua eine nahe Insel, auf der eine düstere Festung stand. Mitten in der Nacht kam er vor ein Stadttor und verlangte Einlass. Man wollte ihm zu so später Stunde nicht öffnen, doch Joshua bekräftigte seine Bitte, in dem er zwei Goldlivrees in einen Korb warf, der gleich darauf emporgezogen wurde. Kurz darauf öffnete sich das Stadttor. Es knarrte nicht in den Scharnieren wie andere Tore. Joshua ritt hindurch. Und erstarrte.

Er sah sich einer Kohorte von schwer bewaffneten Soldaten gegenüber.

»Jude!«, herrschte ihn der Anführer an.

»Ich komme in friedlicher Absicht«, erklärte Joshua verwirrt.

»Du bist Jude. Man sieht es dir an. Wir dulden in Marseille keine Juden. Deine Glaubensbrüder haben unsere Brunnen vergiftet. Wir haben die Seuche in der Stadt.«

Joshua stöhnte auf. Nahmen diese Albträume denn nie ein Ende?

»In die Festung mit ihm, bevor er weiteres Unheil anrichten kann!«, befahl der Anführer.

Die Soldaten umkreisten Joshua. Einer packte die Zügel. Joshua sah keine Möglichkeit der Gegenwehr. Und dann ging es im Galopp aus der Stadt heraus zur Küste.

Verzweifelt suchte Joshua nach einer günstigen Fluchtmöglichkeit. Er blickte hinter sich. Sie hatten ihn eingekreist wie ein gejagtes Wild. Sie ließen ihm keine Gelegenheit zu fliehen.

An der in völlige Dunkelheit gehüllten Küste lag für sie ein schmales, langes Boot bereit. Darin standen zwei Soldaten in rot-blauer Uniform, einer hielt eine Fackel. Der Hauptmann der Kohorte gab ein Zeichen, kurz sprach er mit den Soldaten im Boot. Joshua wurde an Bord gestoßen. Und schon legten sich die beiden Ruderer ins Zeug.

Joshua ben Shimon nahm das alles noch immer wie im Traum wahr. Er wusste nicht, wie ihm geschah, und war unfähig zu einer überlegten Reaktion. Als sie sich immer weiter vom Ufer entfernten, sah er, wie die Soldaten dort zur Stadt zurücktritten. Dann verlor Joshua plötzlich das Bewusstsein. Er kam wieder zu sich, als das Boot kurze Zeit später in eine unterirdische Grotte des Felseneilands einlief.

Joshua blickte empor. Über seinem Kopf türmten sich die meterdicken Mauern der Festung. Er sah überall Eisengitter, die bis ins Wasser ragten. Auch alle Fensterluken waren vergittert.

Jetzt fiel Joshua der Name der Felseninsel ein: Tauris. Und auf Tauris gab es den berühmtesten Kerker der Christenheit. Von hier war noch niemand entkommen.

Der Kreuzprediger suchte nach Worten, die seine Zuhörer überzeugten. Er war noch nicht alt genug, um aus eigener Erfahrung zu sprechen, also musste er seine Predigten sorgfältig vorbereiten. Die Wahl der richtigen Worte, der Appell an die Gefühle erforderten viel Geschick. Er dachte daran, wie früher, als schon einmal ein Kinderkreuzzug aufgebrochen war, die religiöse Leidenschaft durch die Predigten gegen die Albigenser verstärkt worden waren. Seine Vorgänger damals hatten es leichter gehabt! Damals musste der Fanatismus nicht erst gesät werden, er schlummerte allenthalben in den Seelen der Gläubigen. Man musste ihm nur erlauben, sich Bahn zu brechen. Der Papst konnte sogar so tun, als wolle er die Leidenschaften bremsen, weil er wusste, aus dem Sturzbach würde auf jeden Fall ein reißender Strom werden. Um wie vieles schwerer war das heute!

Der junge Kreuzprediger nestelte an seiner Soutane. Sie wurde ihm zu eng. Er war nicht mehr der dünne, jugendliche Novize, der das Kreuz nach Palästina tragen wollte, er war inzwischen in Amt und Würden. Aber er wollte sich einen Namen machen, indem er die Kinder anleitete, die Worte des Herrn richtig zu deuten. Die Kirche musste ihnen etwas anbieten, das sie begeisterte. Was konnte das sein?

Der Kreuzprediger überlegte schon die ganze Zeit. Irgendetwas musste er sich ausdenken. Der Kardinal würde es schon absegnen. Dann hatte er eine Idee.

Die Kirche sollte ihnen einen eigenen Kinderbischof zugestehen! Ja, dachte er, das würde es sein! Er musste durchsetzen, dass ein solcher Kinderbischof gewählt und

geweiht wurde, und zwar schnell. Er selbst, Sakristan Irenäus von Arles, würde sich bereit erklären und sich an die Spitze dieser Bewegung stellen. Die Begeisterung der Kinder würde grenzenlos sein!

Und ganz nebenbei würde auch eine Menge Geld fließen. Da war er sich sicher. Dieses Kinderkreuz ließe sich vielfach vergolden. Natürlich alles nur im Dienst der Kirche! Er selbst war irdischen Gelüsten abhold, und auch aus irdischen Gütern machte er sich nichts.

Der Kreuzprediger wischte sich den Schweiß von der Stirn. Der Kinderkreuzzug unter Führung eines Kinderbischofs – warum war er nicht früher darauf gekommen? Er spürte ein »Halleluja« in sich aufsteigen, sank auf die Knie und schickte ein Dankesgebet zum Himmel.

Heute war er ganz sicher, auf dem richtigen Weg zu sein. In der letzten Zeit hatte er oft daran gezweifelt. Die vielen toten Kinder hatten sein Gewissen aufgewühlt. Durfte die Kirche auch nur einen einzigen Menschen in den sicheren Tod schicken? Dann hatte er jedes Mal seine Zweifel fortgewischt. Es geschah doch um der richtigen Sache willen! *Sie* waren die Kirche! Ihr Leib und ihr Wille! Sie! Wie konnte er zweifeln?

Aber solche Gedanken holten ihn immer wieder ein. Vor allem nachts. Manchmal schrak er schreiend aus dem Schlaf auf, weil blutige Gesichter ihm ganz nahe rückten und in ihn drangen. Jetzt hatte er den rettenden Einfall. Nun war alles klar.

Er würde beim Kardinal durchsetzen, dass sie sofort den Bischof für die Kinder einsetzten. Und dann würde er die Kinder nach Jerusalem führen! Denn dann konnte diesem Heer nichts mehr zustoßen. Ein Kinderbischof an der Spitze, das war besser als jedes Schild aus Eisen, wie von göttlichem Licht umgeben, würden jeder Pfeil und Speer an diesem Schutzpanzer abprallen.

Die Sarazenen würden endlich erkennen, dass die Welt den reinen Kindern mit christlicher Seele gehörte. Sie würden sich den Kindern anschließen! Jerusalem würde an einem einzigen Tag genommen werden und erstrahlen!

Der Kreuzprediger war schon kurze Zeit darauf auf dem Weg nach Nîmes. Er hatte selbst kaum richtig wahrgenommen, wie er seine Kirche verließ, sein Pferd sattelte, losritt. In seinem Kopf flatterten kühne Gedanken wie Fahnen, und er hörte fortwährend Schalmeyen, die seinen Weg begleiteten. Triumph, Triumph, jubilierte es in ihm! Und er gab dem Pferd die Hacken, dass die Weichteile bereits rot von Blut waren, als er endlich Nîmes erreichte.

Sakristan Irenäus stürzte in den Palast des Kardinals. Er fand den verehrungswürdigen alten Herrn beim Betrachten eines Kreuzsplitters vor, der in einem vergoldeten Heiltumskasten lag. Der Kardinal schreckte empor, herausgerissen aus dem innigen Gespräch mit dem Splitter des Kreuzes, an dem der Herr Jesus gestorben war.

»Irenäus! Mein Gott, Ihr habt es eilig!«

Der Sakristan sank vor dem Würdenträger auf die Knie.

»In mir ist eine Idee geboren, Kardinal. Und ich bin sofort zu Euch gekommen, um Euch davon zu berichten. Es ist die Lösung für alles.«

»So? – Dann lasst hören.«

Der Kreuzprediger erzählte ihm, was er sich als Lösung für den Kreuzzug dachte. Dass die Kirche nicht einmal die Verantwortung für einen solchen Kreuzzug der Kinder unter der Führung eines eigenen Bischofs übernehmen musste. Dass die begeisterte Laienbevölkerung den Kreuzzug unterstützen würde, davon war er überzeugt, nicht zuletzt deshalb, weil die Leute die Kinderplage endlich loswerden wollten. Dass die Kirche nur den Ruhm einheimsen würde, reine Herzen gegen den Unglauben bereitgestellt zu haben.

Und dann kam er zu dem Punkt, der ihm gerade noch kurz vor Erreichen der Stadt Nîmes eingefallen war.

»In Byblos angekommen, Exzellenz, können wir das Geschäft unseres Lebens machen!«

»Was meint Ihr?«

»Wir übergeben die Kinder christlichen Kaufleuten. Und was die mit ihnen machen, ist uns gleich. Wir waschen unsere Hände in Unschuld.«

»Ihr wollt die Kinder verschenken? Eine große Idee, Sakristan!«

»Verschenken? Aber im Gegenteil! Wir verkaufen sie! Was bringen uns sechshundert Kinder ein, die als christliche Eiferer ins Heilige Land einfallen – ich weiß es nicht. Aber es wird eine stattliche Summe sein.«

Der Kardinal sah besorgt um sich, als befürchte er verborgene Lauscher. »Ihr wollt sie als Sklaven an die Sarazenen verscherbeln? Um Gottes willen!«

Der Sakristan zögerte einen Moment, als sei ihm ein neuer Gedanke gekommen, dann sagte er: »Aber nein, wieso denn? Nicht als Sklaven! Als Laienprediger! Jeder von denen ist Gold wert! Und der Kinderbischof wird als neuer Messias durchs Heilige Land ziehen, und die Flüsse werden sich teilen, bis er vor den Toren Jerusalems steht. Und die Mauern Jerusalems werden einstürzen!«

»Ich weiß nicht...«

»Ihr – haltet die Idee nicht für gut?«

»Was wird der Heilige Stuhl davon halten? Der Heilige Vater wird uns exkommunizieren müssen, wenn die Kinder in Palästina sterben sollten.«

»Ach was! Ich meine – nein, Eminenz, das wird er nicht. Denn der Gewinn für die Kirche wird zumindest in materieller Hinsicht sehr bedeutend sein.«

»Aber Irenäus! Ihr wisst doch, dass ich mich selbst mit dem Gedanken trage, einen Kreuzzug loszuschicken! Das wisst Ihr doch!«

»Gewiss, Kardinal, Ihr habt eine Bulle dazu verfasst. Wie könnte ich davon nichts wissen! Ich habe *Quia major*, die Ihr Papst Johannes gewidmet habt, mehrere Male gelesen!«

»Nun und? Versteht Ihr denn nicht, wie die Gunst des Volkes uns zufallen und auf natürliche Weise zu einer überlegenen Führungsrolle verhelfen wird, wenn wir uns zum Vorkämpfer der Kreuzzugs-idee machen? Natürlich nur, wenn das Unternehmen einen tatsächlichen, durchgreifenden Erfolg darstellt. Aber dafür werde ich sorgen.«

»Eminenz, lasst die Kinder vorher ausziehen – sozusagen als unsere Kundschafter! Sie werden den Boden im Heiligen Land bereiten! Umso größer und sicherer wird der Erfolg Eures Kreuzheeres sein, wenn er den Kindern nachfolgt!«

»Ihr meint...!«

»Gewiss!«

»Hm, eine wirklich bedenkenswerte Idee, bester Sakristan. Wirklich beachtlich! Ein solcher Vortrupp könnte in der Tat viele Hindernisse aus dem Weg räumen.«

»Nicht wahr? – Schicken wir die Kinder vor, mit einem eigenen Kinderbischof. Der Papst wird diesen Kreuzzug nicht gutheißen. Aber umso mehr wird er dann Euren Kreuzzug befürworten, Kardinal, der ihm nachfolgt! Ihr verlangt dann die Beteiligung aller Christen ohne Ansehen des Standes oder bestimmter Befähigung. Eure Bulle zielt ja wohl überlegt auf eine Art *levée en masse*. Das ist höchst populär! Und jede nur denkbare Kritik an dieser großen Sache wird im Vorfeld durch den Kinderkreuzzug erledigt.«

»Ihr seid ein Genie, Irenäus! Ich habe es immer gewusst. – Aber wenn der Papst diesen Kreuzzug verbietet? Was dann?«

»Erinnert den Heiligen Vater daran, dass seine Vorhersagen bislang nicht zureffend waren und dass Ihr dies jetzt korrigieren werdet!«

»Wovon spricht Ihr?«

»Hat der Papst nicht behauptet, nach den Verheißungen der Apokalypse würden sich die Tage des Islams ohnehin schnell dem Ende zuneigen? Hat er nicht vorgerechnet, wie in der Bibel die Zahl des Tieres 666 ist, der Islam also von seinem Beginn nach der Hredscha im Jahr Muhammads 623 höchstens noch 666 Jahre lang bestehen könne, also im Jahr 1288 sein Ende gefunden haben sollte? Und schreiben wir nicht heute das Jahr der Fleischwerdung des Herrn 1316? Rechnet ihm Eure eigene Rechnung vor! Dass nämlich weitere achtundzwanzig Jahre nach der Apokalypse vergehen müssen, bis ein Kreuzzug die Mauern Jerusalems zu Fall bringt. Und das ist jetzt der Fall! – Es ist unsere Zeit, Eminenz! Nutzen wir sie mit allen Mitteln, die uns zur Verfügung stehen!«

»Ihr sprecht überzeugend, Irenäus. Ich muss mir die Sache gründlich überlegen.«

»Nein, verzeiht! Nicht überlegen! Handeln! Ihr, Kardinal, setzt die Zeichen der neuen Zeit! Ihr werdet ein neues Kreuzzugsdekret schreiben, es wird das alte Werk des Kanonisten Hostiensis ersetzen. *Summa aurea* und *Lectura* waren gewiss wichtige Anleitungen für die Kreuzzüge. Aber ab heute soll allein Eure Bulle alle Rechtsfragen regeln. Meint Ihr nicht?«

»Doch, doch! Genau das meine ich! Ihr habt mich überzeugt.«

»Kommt schon morgen nach Aigues-Mortes, Kardinal, ich beschwöre Euch! Weiht den Kinderbischof! Die Winde sind günstig, die drei *Nefs* können sofort auslaufen!«

»Und wen weihen wir, Irenäus?«

»Ich habe da jemanden im Auge, Kardinal!«

Joshua ben Shimon gab sich auf. Hinter dem Gitter, dort, wo die Wellen der Grotte gegen das Felsufer schwappten, stand ein Wärter mit eisernen Handfesseln. Joshua wusste, wenn sich die Eisen um seine Handgelenke legten, dann war er verloren. Er würde in diesem entsetzlichsten aller Kerker auf immer verschwinden. Noch wenige Ruderschläge, und das Boot legte an.

Der Ruderer holte die Blätter ein. Jetzt schrammte das Boot gegen den Felsen. Ein Gehilfe am Ufer griff nach dem Bootsseil und zog es heran. Joshua ergab sich seinem Schicksal. Wenn es so sein sollte, dass er hier sein Ende findet, meilenweit entfernt von seinen Freunden, die nicht wussten, wohin es ihn verschlagen hatte, dann lag es in der Hand des Unaussprechlichen.

Der Wärter rasselte mit der Handfessel. Joshua sah jetzt sein Gesicht. Es war ein abstoßendes Gesicht, roh, ohne jegliches Gefühl. Hatte dieser Mensch jemals woanders gelebt als hier? Der Wärter musste im Dienst dieses Kerkers zu seinem Bestandteil geworden sein. Er schien es kaum erwarten zu können, endlich die Eisen um die zarten Handgelenke des ankommenden Juden zu schließen. Und dann würde er den neuen Gefangenen in irgendeinem fensterlosen Verlies inmitten der dicken Mauern an die Wand anketten. Dort konnte er bis zur Erschöpfung schreien, niemand würde ihn hören. Man würde ihn vergessen. Die Würmer würden ihm irgendwann das letzte Fleisch von den Knochen fressen.

Der Ruderer legte an, die beiden Soldaten machten Anstalten, auszusteigen. Da erwachte Joshua plötzlich aus seiner Erstarrung. Das Leben regte sich in ihm und löste seine Lähmung. Er dachte an das Pogrom, das seine Frau und seinen Sohn das Leben gekostet hatte. Nein, das durfte nicht sein.

Dafür hatte er nicht all die Leiden ertragen. Dafür hatte er sich nicht immer wieder aufgerafft, obwohl ihm sein Leben oft wertlos vorgekommen war.

Plötzlich kam ihm eine Idee.

Er stieß einen Laut aus. Der Soldat, der dicht hinter ihm stand und ihn vorwärts stoßen wollte, fragte:

»Was ist los, du Hund?!«

»Ich habe auf dem Festland einen Schatz zurückgelassen«, sagte Joshua. »Denkst du, ein Jude reist ohne Gold, häh? Der Schatz gehört dir, wenn du mich wieder an Land ruderst.«

Joshua sah das gierige Glitzern in den Augen des Soldaten.

»Ich soll dich also zurückrudern, was?«

»Sonst bekommst du keinen Sous.«

»Ich werde aus dir herauspressen, wo dein Schatz sich befindet. Was wir in diesem Kerker für Möglichkeiten haben, das kannst du dir nicht mal im Traum vorstellen!«

Joshua hatte gehofft, der Mann würde spornstreichs mit ihm im Boot kehrtmachen und sich von dem Ruderer zurückrudern lassen. Aber vielleicht war dies nicht das erste Mal, dass ein Gefangener, den sicheren Tod vor Augen, im letzten Moment ein solches Versprechen machte.

»Nun, was ist?«, sagte Joshua. »Der Schatz wird dir allein gehören.«

Der Soldat sagte: »Aber ja doch. Darüber lässt sich reden.«

»Rudert mich zurück«, sagte Joshua. »Alles gehört dir!«

»Gewiss doch!«

Mit Entsetzen sah Joshua, wie der Soldat an ihm vorbeiging und mit dem anderen Wachsoldaten flüsterte. Sie nickten und grinsten sich zu.

Joshua dachte, dass nun die letzte Chance vertan war.

Aber dann stieg nur der Soldat, mit dem er gesprochen hatte, wieder ins Boot. Der andere blieb mit aufgefplanzter Lanze auf dem Felsen zurück.

»Also dann los! Zeig mir deinen Schatz! Und wehe, du hast mich belogen! Dann zeige ich dir, was man in Marseille mit Judenmäulern macht, die falsches Zeugnis ablegen!«

Joshua dachte nach. Was hatten die beiden Soldaten miteinander beredet? Sie hatten sich kumpanenhaft zugegrinst. Wahrscheinlich hatten sie ausgemacht, dass der Soldat sich auf den Bestechungsversuch einlassen sollte. Wenn er den Schatz hatte, würde er den Gefangenen erneut überwältigen und auf das Eiland zurückbringen. Ja, anders konnte es nicht sein! Sie wollten ihn natürlich nicht laufen lassen!

Nun gut, dachte Joshua. Bei diesem Spiel bin ich dabei. Wir werden sehen, wer gewinnt.

Marcel wollte sich gegen den Angriff wehren, aber plötzlich lähmte ihn eine ungeahnte Schwäche. Mutlos drehte er sich zu seinem größten Feind um. Marc starrte ihn triumphierend an. Und Jolanthe, die ihre Hüften aufreizend bewegte, beobachtete das Geschehen, als hielte sie den Kampf für eine Balz.

Marc schlug zu, Marcel konnte den Schlag mit der Faust abwehren. Aber er dachte: Wozu das alles, verflucht, es ist doch alles vorbei. Wozu noch kämpfen?

Marc umkreiste ihn wie ein Tier. »Du willst mir meinen Platz streitig machen, häh? Du glaubst, du hast noch was zu sagen? Du bist längst aus dem Spiel, Prophet! Du hast versagt, kein Hund nimmt mehr einen Knochen von dir. Ich bin jetzt ihr Führer! Mir hören sie zu.«

Marc sprang Marcel an. Aber in dem ehemaligen Anführer der Kinder kochte nun die Wut. Und er sah vor seinem inneren Auge all die Bilder vom Elend seines jungen Lebens, Bilder von der Armut, vom Hunger, vom Ausgestoßensein, vom Kampf um Anerkennung. Das sollte nicht umsonst gewesen sein. Er stieß das Knie vor und erwischte Marc im Unterleib.

Aufheulend vor Schmerz krümmte sich Marc zusammen. Jolanthe feuerte ihn an, wieder aufzustehen. Marcel machte einen Schritt nach vorn und schlug dem Angreifer von oben herab beide Fäuste ins Genick. Marc brach zusammen.

Als Marcel aufblickte, bemerkte er das Glitzern in Jolanthes Augen. Wechselte sie im Angesicht der Niederlage ihres Freundes die Fronten? Nein, sie sah an ihm vorbei und hatte den Mund höhnisch verzogen. Sie schürzte den Rock bis über die Knie. Sie hatte schöne Beine, das war nicht zu übersehen. Dann spürte er einen gewaltigen Schmerz, der vom Kopf aus durch seinen ganzen Körper schoss. Er knickte in den Knien ein und brach unter den Schlägen von jemandem, der hinter ihm aufgetaucht war, zusammen.

Jean-Luc spuckte in die Hände. Er hatte nichts gegen diesen Marcel. Aber die Belohnung, die Marc ihm versprochen hatte, wenn er den Propheten der Kinder aus dem Verkehr zog, war hoch genug. Sie war noch höher als die, die Marc ihm in Aussicht gestellt hatte. Ein unsauberes Geschäft, aber ein Geschäft.

Er trat nach dem wehrlos auf dem Boden liegenden Marcel. Traf die Weichteile, wieder und wieder, sprang auf den ausgestreckt liegenden Körper und trat ein paarmal auf die Herzgegend, dann auf den Hals, hämmerte seine Stiefel gegen den Kopf Marcells. Als der sich nicht mehr rührte, nahm er einen Stein vom Boden auf und schlug ihm damit auf den Schädel. Es war ein schauerliches Knacken zu hören.

Jean-Luc warf den Stein beiseite und schaute nach Marc. Der rappelte sich gerade wieder vom Boden auf und kroch auf allen vieren vorwärts. Er spuckte auf Marcel. Jolanthe drehte sich ein paarmal um die eigene Achse, sie trällerte etwas. Marc keuchte schwer. Dann sagte er:

»Wirf ihn ins Meer. Aber so, dass er nicht mehr auftaucht. Und wenn er auftaucht, wird man sagen, er sei wie viele

andere an seiner Erschöpfung gestorben und ins Wasser gefallen. Kein Hahn kräht nach dem.«

»Und meine Belohnung?«

»Die erhältst du in ein paar Tagen. Ich werde Kinderbischof. Der Kreuzprediger hat mir Geld versprochen. Bevor wir losfahren, kriegst du deinen Judaslohn, Saline!«

Jean-Luc wollte aufbrausen. Aber Jolanthe trat zu ihm und schmiegte sich an ihn. Der Salinenarbeiter spürte die Rundungen ihres weichen, begehrenswerten Leibes und wollte nach ihr greifen. Aber sie entzog sich lachend.

»Alles zu seiner Zeit«, sagte Jolanthe. »Schaff den da weg.«

Jean-Luc entgegnete nichts. Kinderbischof?, dachte er, was ist das denn?

Joshua ben Shimon zeigte dem Soldaten den Weg. Der Mann hatte sich am Festlandufer ein Pferd aus einem von Soldaten des Königs bewachten Unterstand geholt und trieb Joshua an einer Leine vor sich her. Der Soldat war noch jung, aber mit allen Wassern gewaschen. Joshua begriff die Gefahr, die von ihm ausging. Sein Misstrauen war überdeutlich. Leicht würde es mit dem nicht werden.

Joshua musste äußerst vorsichtig sein. Er führte den Soldaten ein Stück des Wegs auf die Stadt zu. Dann an der Stadtmauer entlang in Richtung Nordwesten. Die Fackel in der Hand des Soldaten flackerte. Die Hufe des Pferdes klapperten laut in der Stille der Nacht. Misstrauisch beobachtete der Soldat jeden seiner Schritte. Der Vollmond tauchte die Landschaft in ein gespenstisches Licht.

»Halt!«, sagte er plötzlich. »Was soll das alles! Willst du mich für dumm verkaufen? Wo ist nun dein Schatz?!«

»Auf dem Weg von Arles hierher habe ich ihn versteckt«, sagte Joshua. »Denn mir war bekannt, dass in Marseille

hauptsächlich Lumpen und Beutelschneider leben. Ich wäre schön töricht gewesen, meinen ganzen Goldschatz mit in diese Stadt zu nehmen. Ein Jude ist ja ein leichtes Opfer. Ich habe alles im Beutel in einer Höhle versteckt. Sie ist nicht mehr weit. Noch eine Meile.«

»Na schön«, knurrte der Soldat. »Aber keine krummen Touren! Ich warte nur darauf, dir meine Lanze in deinen Judenwanst zu stechen.«

»Damit ich dir danach das Versteck in allen Einzelheiten schildere?«

»Hüte deine Zunge, Jude, sonst mache ich gleich hier kurzen Prozess mit dir.«

»Willst du den Schatz, oder nicht?«

»Geh weiter! Aber langsam!«

Der Weg, den sie jetzt nahmen, wurde abschüssig. Der Soldat musste seinem Pferd einen Augenblick Einhalt gebieten, weil der Mond hinter einer Wolke verschwand. Als er wieder hervorkam, kalt und weiß, ging es weiter.

Joshua hatte während des ganzen Weges angestrengt überlegt, wie er es anstellen sollte. Jetzt hatte er einen Plan. Er musste nur noch die passende Stelle finden. Er blickte an den ockerfarbenen Felsen zur Rechten empor, die im Mondlicht Schatten warfen, als seien sie übersät von Höhleneingängen. Nach ein paar hundert Schritten sah er den Ort. Eine Art holpriger Rampe, die langsam bis zu einer Höhle anstieg. Überall lagen große Steine und Felsbrocken herum. Hier musste er es versuchen.

»Da vorn!« Joshua wies mit der Hand voraus. »Aber du kriegst natürlich nicht alles. Ich hole den Teil, der dir zusteht. Der Rest bleibt wohl verwahrt.«

»Und dann türmst du, was?! Hältst du mich für blöde?«

»Nein, ich gebe dir mein Ehrenwort als Jude! Ich fliehe nicht! Wir Juden dürfen nicht lügen, sonst kommen wir nicht ins

Himmelreich! Also glaube mir. Du wartest vor der Höhle. Ich hole das Gold und komme wieder heraus. Es gibt also keine Möglichkeit für mich, zu fliehen.«

»Es sei denn, die Höhle hat einen zweiten Ausgang!«

»Wie sollte ich davon wissen? Ich bin fremd hier. Ich komme aus Aigues-Mortes und war noch niemals in dieser Gegend! Ich habe meinen Schatz einfach hinter Felsen versteckt. Wie hätte ich in der Kürze der Zeit herausfinden können, ob diese Höhle einen zweiten Ausgang hat oder nicht? Also – wovor hast du Angst, Soldat?«

»Ich habe keine Angst! Ich traue nur keinem Juden!«

»Mach, was du willst! Wir können auch umkehren!«

»Bist du verrückt! Ich will den Schatz! Also los, geh schon! Aber du singst die ganze Zeit über das Lied unseres Königs, verstanden? Dann weiß ich, wo du dich rumtreibst! Und schön laut, verstanden?«

»Was soll ich singen?« Der Soldat stimmte ein Lied an. *Als der Feind kam, um das Land zu verheeren, trat Moses mit einem Stock an die Seite des Königs und ertränkte einen nach dem anderen im Meer!* Joshua sang das Lied wie ihm geheißen. »Genau so! Du hast eine schöne, kräftige Stimme, Jude! Also sing, und zwar laut!«

Der Soldat blieb auf seinem Pferd sitzen. Er ließ Joshua von der Leine. Joshua nahm die Fackel des Soldaten und verschwand im Eingang der Höhle. Er sah schon jetzt im flackernden Feuerschein, dass sie tief war, endlos und kalt. Dann fiel das Licht auf Skelette, die an den Wänden lagen.

Marcel sah einen Funken Licht. Nur einen einzigen. Ein Glühwürmchen vielleicht. Ich bin also wieder zu Hause angelangt, dachte er, die Bretagne hat mich wieder. Und wo sind Mama und Papa? Er sah weitere Punkte. Da sind sie. In

unserem Garten. Er fühlte, wie er auf sie zu schwebte. Es trieb ihn geradezu zu ihnen. Seine Beine spürte er nicht. In seinem Kopf war ein dumpfer Schmerz, der alles ausfüllte. Sein Kopf schien nur aus diesem Schmerz zu bestehen! Auch in seinem Körper saß ein Schmerz, aber er fühlte sich anders an, er war stechend. Und wenn er sich auch nur ein wenig bewegte, wurde er unerträglich.

Marcel sah jetzt immer mehr Lichtpunkte. Es war so, als schwebte er durch eine Höhle ins Freie, das Freie war noch weit hinten, aber es wurde heller. Jetzt merkte er, wie er sich bewegte, ohne sich anzustrengen. Nein, er wurde bewegt. Und ganz langsam, während er so vorwärts glitt, kamen Bilder vor sein inneres Auge, die ganz neu waren. Er hatte sie nie zuvor gesehen. Sie mussten eben erst entstanden sein. Er sah Menschen, die er kennen gelernt hatte, und ein schönes Mädchen. Und dann hörte er das Poltern, hörte die Schläge, hörte, wie in seinem Kopf etwas zerbrach, und es polterte wie in einem Bergwerk, wenn der Stollen einstürzt und alles unter sich begräbt. Er hatte dies einmal in seinem lothringischen Heimatort erlebt.

Die Lichtöffnung wurde breiter. Marcel war froh, dass er sich nicht zu bewegen brauchte, denn der Schmerz war einfach unerträglich. Aber sein Kopf wurde allmählich freier.

Nach und nach drangen Erinnerungsfetzen an die Oberfläche seines Bewusstseins. Und plötzlich war in überflutender Helligkeit alles wieder da. Marc, Jolanthe, der Angreifer von hinten, den er nicht gesehen hatte. Sie hatten ihn getötet, und jetzt schwebte er hinauf in den Himmel und konnte sich nicht rächen.

Dann fiel er zu Boden. Er roch Gras. Und plötzlich roch er Wasser. Außerhalb seiner Luftblase, in der er schwebte, machte sich jemand zu schaffen. Jetzt begriff Marcel langsam, dass es ein Mensch war. Jemand mit kräftigen Fäusten.

Ganz langsam wandte Marcel den Kopf zur Seite. Er öffnete die Augen. Dann wurde ihm klar, dass er sie schon die ganze Zeit offen gehalten hatte. Aber er sah nichts. Etwas verklebte ihm die Augen. Er dachte daran, dass er Glieder haben musste, aber er fühlte sie nicht. Er konnte sie nicht gebrauchen.

Dann plötzlich, weit entfernt von seinen Gedanken, sah er eine Hand, die sich bewegte. Es war die seine! Er bewegte sie! Er fühlte sie plötzlich. Und als er sie an seinen Körper heranzog, spürte er die Schwere seiner Hand auf seiner schmerzenden Brust. Er tastete über sein Gesicht. Auch das war von etwas Weichem verklebt. Konnte das Blut sein? Er sah vor sich, wie jemand mit einem Stein auf ihn einschlug.

Blut! Er war nicht tot! Wenn man tot ist, fühlt man keine Schmerzen! Er lag in einem Sack am Ufer des Wassers. Und draußen war jemand damit beschäftigt, schwere Felsbrocken um seine Beine zu binden. Warum tat er das?

Plötzlich, als Marcel wieder zu sich kam, überflutete ihn eine Welle der Hilflosigkeit. Und der Todesangst. Nein, er wollte nicht sterben! Er war doch gerade wieder geboren worden! Er war der Prophet! Die Kinder warteten darauf, dass er sich vor sie hinstellte und ihnen sagte, was zu tun war! Er musste zurück zu den Kindern.

Draußen keuchte und fluchte der Mann. Er zurrte jetzt den Strick, dessen anderes Ende er um einen zentnerschweren Steinblock gelegt hatte, um die Beine Marcells. Er riss daran und prüfte, ob alles fest saß. Marcel hörte ihn zufrieden knurren. Ich muss mich wehren, dachte Marcel, sonst ist es aus mit mir.

Der Mann griff nach dem Sack, in dem Marcel lag, wuchtete den Körper in ein Boot und den Felsblock hinterdrein. Das Boot sackte durch, legte sich zur Seite, schwamm aber, der Mann stieg ein. Mit kräftigen Ruderschlägen brachte er das Boot hinaus auf die offene See.

Er wird mich draußen ins Wasser werfen, dachte Marcel. Ich muss versuchen, den Strick zu lösen, ohne dass er es merkt. Marcel konnte jetzt durch die obere Öffnung des Sacks, in dem er lag, nach draußen blicken. Der Ruderer kehrte ihm den Rücken zu. Aber jetzt erkannte er ihn. Es war dieser Salinenarbeiter. Wie hieß er noch? Es fiel ihm nicht ein. Stattdessen fiel ihm der Name seiner Freundin ein, Renéé. Marcel versuchte, sich zu bewegen. Er versuchte, sich aufzurichten. Aber es ging nicht.

Und er begriff in einem erschreckenden, klaren Moment, dass er das niemals mehr schaffen würde.

Der Ruderer legte die Riemen rechts und links neben sich ins Boot. Das Boot glitt noch eine Weile ruhig dahin, von leichten Wellen getragen. Der Ruderer drehte sich herum und kletterte zurück, dorthin, wo der Sack mit dem Toten lag. Er griff nach dem Sack und zog ihn an den Rand des Bootes. Dann wuchtete er den Felsklotz an die Bordwand, hob ihn empor und wollte ihn gerade, vor Anstrengung keuchend, ins Wasser kippen.

In diesem Moment griff etwas nach ihm. Entsetzt trat Jean-Luc um sich. Was war das? Er sah gerade noch, wie sich die Tentakeln eines Riesenkraken um seinen Hals legten. Dann hörte er ein Keuchen. Das gewaltige Tier verbiss sich in seinem Hals, sofort schoss eine Blutfontäne hervor. Die Arme saßen fest. Und als der Felsklotz ins Wasser platschte und den Sack mit sich riss, versank auch Jean-Luc. Er spürte noch einen bitteren Geschmack im Mund, als hätte er Salz zwischen den Zähnen.

Und Marcel sah, wie es um ihn herum wieder stockdunkel wurde. Die Lichtpunkte waren nicht mehr zu sehen, und er sank weiter, tiefer und tiefer.

Henri de Roslin starrte immer wieder die Straße entlang, über die Joshua zurückkommen musste. Wenn er es nicht rechtzeitig hierher schaffte, würden die Schiffe ohne sie auslaufen. Oder es musste ihm etwas einfallen, wie er sie aufhalten könnte. Aber die Kapitäne hatten schon Anweisung gegeben, aufzutakeln, die Mannschaften schufteten seit zwei Tagen. Der Kapitän, mit dem er verhandelt hatte, forderte ihn durch Gesten auf, an Deck zu kommen. Henri hatte für sich und seine beiden Gefährten kleine Kajüten reserviert. Alles war bereit. Nur Joshua fehlte.

Warum schickte er nicht wenigstens einen Boten?

Und wenn ihm etwas zugestoßen war?

Uthman beruhigte Henri. Joshua war zwar ein Bücherwurm und in den Schriften und Studierstuben zu Hause, aber er konnte kämpfen. Er wusste sich zu wehren, wenn es darauf ankam. Oft genug hatte er das bewiesen.

»Joshua hat ein Kämpferherz!«, sagte Uthman.

Ein neuer Tag brach an. Heute musste Joshua zurückkommen. Die Kinder waren schon lange auf, sie liefen unruhig über die Mole. Die Gesänge nahmen zu. Kreuze wurden gereckt.

Und jetzt sahen Henri und Uthman auch, wie der Kardinal aus Nîmes mit seinem Gefolge kam, um den Kinderkreuzzug zu segnen, wie er es schon einmal getan hatte.

Henri war klar, er konnte den Aufbruch der Kinder nicht mehr verhindern. Was blieb ihm anderes übrig, er musste sich an ihre Spitze stellen. Und im Heiligen Land würde er versuchen müssen, sie vor dem drohenden Untergang zu bewahren.

Joshua kam nicht.

Joshua ben Shimon ging weiter in die Höhle hinein. Er ging, solange er sehen konnte. Dann wendete er sich um. Er hatte den Höhleneingang im Blick und sah den Soldaten, der jetzt vom Pferd abgestiegen war und angestrengt hineinblickte.

»Sing, Jude!«

Joshua sang das Lied über Moses' Kampf. Er ging langsam an der Seite der tiefen Höhle entlang. An den Wänden lagen nun keine Skelette mehr. Joshua hoffte, dass in der Höhle keine Bären lebten. Hier unten in der Camargue gab es viele Bären. Gegen ein solches Raubtier hatte er keine Chance.

Joshua griff nach seinem Ledersäckchen, das er am Gürtel trug. Es war flach. Darin waren einige Goldmünzen. Er zog eine heraus und blickte darauf. Er sah im Halbdunkel die Prägung. Zwei geistliche Ordensritter auf einem Pferd. In der Regel des Tempelordens hieß es, die Ritter sollten jeden Besitz teilen. Aber das war nicht der Grund, warum Henri de Roslin ihm diesen kleinen Goldschatz aus dem Versteck des Tempels überlassen hatte. Es war ihr gemeinsamer Notnagel für schlechte Zeiten.

Joshua dachte nicht daran, diesem Soldaten des Königs auch nur den kleinsten Teil davon abzugeben. Dieses Gold gehörte dem Tempel. Es gehörte Henri, Uthman und ihm.

Joshua zog insgesamt drei Münzen aus dem Beutel, verschloss ihn wieder und steckte ihn zurück in den Gürtel. Er nahm Steine und ließ sie wieder fallen. Er machte absichtlich Geräusche, um den Soldaten davon zu überzeugen, dass er grub.

»Sing, Jude! Was ist denn? Soll ich dir Beine machen?«

Joshua begann erneut zu singen. Währenddessen prüfte er einige Steine auf ihre Tauglichkeit als Waffe. Nach einer Weile hatte er einen gefunden. Er wog ihn in der Hand, flach, mit einer Spitze wie ein Pfeil, und schwer.

Joshua hörte auf zu singen. Er betete um Beistand und Vergebung für das, was er vorhatte.

»Was ist los? Hast du deinen Schatz gefunden?«

Joshua antwortete nicht.

»Verfluchter Hund! Bist du getürmt?«

Joshua wog den Stein erneut in der Hand. Er legte die Fackel auf den Boden und schlich sich an der Wand entlang Richtung Ausgang. Er sah jetzt, wie der Soldat sein Pferd draußen anband. Langsam und äußerst vorsichtig betrat er die Höhle. Die Lanze hielt er einsatzbereit vor sich. Er tastete sich über den steinübersäten Boden voran.

Joshua überlegte. Wo konnte er den Angriff am erfolgreichsten ausführen? Wenn er den Soldaten ansprang, es zum Kampf kommen. Und der Mann war sicher darin geübt, Angreifer abzuwehren. Er musste also eine andere Taktik anwenden. Er musste die Gier des Soldaten in Rechnung stellen und sie für sich nutzen.

Joshua ging rückwärts zu der Stelle, wo die Fackel lag.

Er ließ wieder mehrere Steine geräuschvoll zu Boden fallen.
»Du musst mir helfen, das Versteck ist eingestürzt. Aber ich sehe schon das Gold. Ich muss es nur freischaufeln. Hilf mir mit deinem Messer dabei.«

»Wenn du mich überlisten willst...!«

»Hast du Angst? Dann bleib, wo du bist. Es dauert dann nur länger. Ich muss die Fackel halten und kann nur mit einer Hand schaufeln.«

»Warte, ich komme. Ich habe zwei Messer!«

»Ah, hier ist schon eine Goldmünze. An den Rest kommen wir auch noch irgendwie. Wir müssen buddeln wie ein Hund.«

»Hund, das bist du!«, sagte der Soldat.

»Verflucht scharfe Steine«, sagte Joshua. »Aber jetzt habe ich schon die zweite Goldmünze. Das Säckchen muss aufgeplatzt sein.«

»Lass mich mal ran!«, schnaufte der Soldat. Er tauchte jetzt neben Joshua auf. Als der Fackelschein auf die Goldmünzen fiel, funkelten sie – und die Augen des Soldaten funkelten noch heller. Er ließ sich auf die Knie niederfallen. »Weg da! Ich mache es alleine! Wollen doch mal sehen...!«

Joshua hieb mit voller Kraft den Stein auf den Schädel des Soldaten. Dreimal, viermal. Blut quoll aus dem Kopf des Soldaten hervor, sein Haar verfärbte sich rot. Joshua war verwundert darüber, wie das Blut aus seinem Schädel sprudelte. Wie eine Fontäne, dachte er. Wie eine Soldatenfontäne. Er starrte gebannt darauf. Dann löste er sich von dem Anblick.

Er warf den Stein zur Seite. Er schickte ein Dankgebet zum Himmel. Dann klaubte er die Goldmünzen aus dem Steinstaub, griff sich das Messer des Soldaten und ging, auf seine Schritte achtend, aus der Höhle hinaus.

Er vergaß Marseille und Bianca de Brie, machte das Pferd des Soldaten los und ritt, so schnell er konnte, nach Westen.

Der Tag der Bischofsweihe war gekommen. Alle Kinder hatten sich am Hafen versammelt. Es waren in den letzten Stunden mehr und mehr geworden. Und noch immer kamen neue Kinder, die den Aufruf der Kreuzprediger vernommen hatten, durch die Sümpfe nach Aigues-Mortes. Sie waren nicht weniger verwahrlost als die anderen, die schon hier waren, nicht weniger hungrig, nicht weniger krank. Aber der Ruf, das Kreuz zu nehmen, wirkte auf alle wie eine Verheißung.

Der Kardinal stand mit gebauschter Soutane, wehendem weißen Haar unter der roten Mitra und dem Hirtenstab im Wind, neben ihm der Kreuzprediger und seine jungen Gehilfen. Sie hatten gute Arbeit geleistet. Die Idee des

Kinderkreuzzugs war mit neuem Leben gefüllt, die vielen Toten schienen vergessen.

»Jeder wird von nun an unter dem Schutz der Kirche stehen!«, rief der Kardinal. »Sie ist wie eine Mutter für euch. Und eure Anführer gebieten jeder über hundert Herzen. Sie sind für euch verantwortlich. Siebenhundert Kinder werden nach Jerusalem ziehen, und sieben Erzengel werden ihnen befehlen. Und einer von ihnen, dieser dort, der Marc heißt, wird euer Bischof sein.«

Jubelrufe brandeten auf. Jolanthe schrie am lautesten. In der Menge fragte ein Junge:

»Wo ist eigentlich Marcel? Er war doch bisher unser Prophet!«

»Wahrscheinlich hat er sich aus dem Staub gemacht«, erwiderte ein anderer. »Wer fragt schon danach.«

»Und wo ist Jean-Luc?«, fragte Renéé. »Ich habe ihn schon den ganzen Tag lang gesucht. In der Saline hat ihn auch niemand gesehen. Er ist verschwunden.«

»Wer will das jetzt noch wissen?«, antworteten beide Jungs wie aus einem Mund.

»Dies ist die heilige Zeit«, rief der Kardinal. »Die Zeit für eine neue Pilgerschaft nach Jerusalem. Denn man berichtet uns, dass gerade in diesen Tagen Tiere der verschiedensten Gattungen nach Osten ziehen. Versteht ihr? Tiere! Wer hat sie gerufen? Welchem Trieb folgen sie, wenn nicht dem, im richtigen Moment in das Heilige Land zu ziehen? Auch die Tiere sind Teil der Schöpfung, und sie werden vom Herrgott an ihren Platz befohlen. Palästina wird uns allen gehören. Denn so steht es in der Bibel: Wenn die Tiere aller Arten aufbrechen und nach Osten ziehen, ist das ein Zeichen der nahenden Endzeit. Das Reich der Ungläubigen wird fallen!«

Marc schritt durch die Reihen der Kinder. Einige hielten Leinensäckchen in den Händen, andere schmutzige Fetzen von

Kleidungsstücken, ihre jämmerlichen Fahnen. Sie winkten ihrem neuen Bischof zu, der sich dem Platz näherte, wo der Kirchenfürst stand. Jetzt kniete er vor dem Kardinal und empfing den Segen.

Der Kardinal sprach mit brüchiger Stimme. Er war bewegt. Tränen traten in seine Augen.

»Du wirst sie an meiner Seite in das Heilige Land führen«, sagte der Kreuzprediger anstelle des ergriffenen Kardinals. »Du wirst sie nicht zu den Waffen rufen, wie die anderen es vor euch taten. Du wirst nur mit Worten angreifen, nicht mit Gewalt, mit Vernunft, nicht mit Hass. Mit Liebe wirst du die Kinder führen, und ich werde dich geleiten. Mit der Schrift, die ich euch mitgebe, berufe ich euch zur Rettung der heiligen Stätten in Jerusalem. Nun stehe auf, Marc, damit der Kardinal dir den Kuss der Weihe geben kann.«

Marc erhob sich. Auch ihm kullerten jetzt Tränen die Wangen hinab. Der Kardinal ergriff seinen Kopf mit den langen, blonden Haaren und küsste ihn auf die Stirn.

»Marc, du bist jetzt der geweihte Kinderbischof dieses Heeres von liebenden Kindern. Führe sie nach Jerusalem. Und errette uns alle!«

Jolanthe umarmte Marc, der jetzt ein silbernes, kleines Kreuz um den Hals trug. Das war das Zeichen seiner Amtswürde. Marc drehte sich zu dem Kinderheer um. Er schaute über das wogende Meer der schmutzigen, zerzausten Köpfe. Dann drehte er sich um und sah hinaus auf das Mittelmeer, das bleiern und unbewegt dalag.

Er sah, dass die Schiffe bereit waren. Die Mannschaften hatten alles vorbereitet. Die Segel konnten gesetzt werden. Marc zögerte noch. Die Menge wurde unruhig. Warum gab er nicht das Zeichen? Sie hatten so lange darauf gewartet.

Marc wusste selbst nicht, warum. Aber er zögerte noch.

Er musste plötzlich daran denken, dass da draußen Marcel auf ihn wartete. Konnte diese Fahrt überhaupt gut gehen? Der tote Marcel würde draußen lauern und sich rächen. Marc bekam mit einem Mal eine solche Angst, dass er zu zittern begann. Sie schauten alle auf ihn, und er würde sie in den Abgrund reißen. Denn Marcel, ihr Prophet, er wartete auf dem Grund der See mit offenen Augen und sah alles. Er sah, dass sie jetzt an Deck gingen und die Segel setzten. Dass sie sich der Stelle näherten, an der er wartete. Marc fühlte kaltes Entsetzen.

Da rief plötzlich jemand: »Henri! Es ist Joshua! Er kommt! Unser Joshua ist zurück!«

Marc schüttelte die Lähmung ab. Er hob die Arme und schrie aus Leibeskräften: »Auf die Schiffe! Hinaus auf See! Wir segeln ins Morgenland!«

Und alle stürzten sich nacheinander auf die Decks der drei *Nefs*, die gemächlich in der Morgenbrise schaukelten. Den Schluss bildete der Kreuzprediger Irenäus mit seinen Gehilfen. Dann kamen Henri und Uthman, die sehnsüchtig auf den Reiter gewartet hatten. Er sprang noch im Galopp ab und wurde von Henri de Roslin und Uthman ibn Umar in Empfang genommen.

»Das Pferd gehört euch!«, rief Joshua einigen Fischern zu.

Dann blähten sich allmählich die Segel, und die großen Schiffe legten ab. Stetig entfernten sie sich vom Ufer. Auf der anderen Seite, gleich hinter dem Horizont, wartete das Heilige Land.

Winter 1316, auf See

»Die Unsrigen trugen mit Schiffen und Brandern und unterstützt von dem unablässigen Trommelfeuer von acht Maschinen, die Steinprojekteile schleuderten, Angriff auf Angriff vor. Aber der Kettenturm, der die Einfahrt sperrte, wankte nicht. Sie wurden immer wieder abgeschlagen. Da ließ der mitgereiste Domscholaster mit eigenem Geld eine Belagerungsmaschine besonderer Art konstruieren. Wir konnten es kaum erwarten, bis sie fertig war. Dann ließ er sie heranfahren. Und wir erstarrten vor Bewunderung.«

»Erzähl doch nicht so langatmig, Kreuzpriester! Was war das für eine großartige Waffe?«

Der betagte Kreuzprediger an der Seite des jungen Irenäus aus Arles räusperte sich. »Auf zwei zusammengebundenen Hulks wurden vier Mastbäume errichtet, die an der Spitze eine hölzerne Befestigungsanlage besaßen, unter ihr eine an Flaschenzügen bewegbare Fallbrücke.«

»Und damit gelang euch der Angriff?«

»Damit gelang es uns, trotz der erbitterten Abwehr der Belagerten, die mit griechischem Feuer die Maschine fast zerstört hätten, die Brücke auf die Zinnen des Turms herabzulassen und die oberen Stockwerke zu besetzen.«

»Ein gelungener Streich! Und dann?«

»Am folgenden Tag kapitulierte die Besatzung. Wir kappten die Sperrkette, zerstörten die Pontonbrücke nach Osten zur Stadt hin und erbauten stattdessen eine neue zu unserem eigenen Lager im Westen. Als der Sultan von unserem Erfolg

hörte, starb er vor Kummer. Und wir triumphierten in der Stadt und feierten blutige Feste drei Wochen lang.«

Die Kinder auf dem Deck der *Nef* applaudierten, am lautesten Marc und Jolanthe.

Irenäus sagte: »So wie du es von Cäsarea schilderst, wird es sein, wenn wir nach Byblos kommen. Wir werden die Stadt im Sturm nehmen – aber ohne Waffen. Man wird uns die Tore öffnen. Wir werden einmarschieren mit Schalmeien und Posaunen. Die Ungläubigen werden uns begeistert empfangen. Andere Waffen als unseren Glauben brauchen wir nicht.«

An Deck der *Nef* saßen an diesem Abend, als die Kohlenfeuer in den Pfannen brannten, zweihundert Kinder. Unter ihnen ihre beiden Anführer, der Kinderbischof Marc und Jolanthe. Auch dabei waren die sechzehnjährige Vollwaise Bettie aus Caen und Jean, der ein Jahr ältere Dieb aus Beifort. Sie waren zu Unterpropheten ernannt worden. Und auch René war unter den Kindern. Nachdem ihr Verlobter verschwunden war, hatte sie die Gelegenheit ergriffen, der Aussichtslosigkeit in Aigues-Mortes zu entkommen, und war als eine der Ersten an Bord gegangen.

Die junge Frau wusste nicht, wie sie sich das Heilige Land vorstellen sollte. Aber sie wusste, wie verleidet ihr die Heimat war. René war davon überzeugt, dass ihr etwas einfallen würde. Vielleicht würde sie Prinzessin an einem christlichen Hof. Schön genug war sie. Und auch jeder Ungläubige würde sich sofort in sie verlieben.

Sie konnte sich auch vorstellen, einen Harem zu leiten, sie würde Liebeskunst lehren. In jedem Fall wäre sie in der Nähe von Uthman. Sie bedachte in der Öffentlichkeit den stolzen, starken Mann mit den leuchtenden Augen und den breiten Schultern, der auf sie wirkte, als reite er gerade in eine Schlacht, mit keinem Blick. Aber wenn sie die Augen schloss, sah sie ihn sofort vor sich und ließ sich erobern.

Uthman saß zusammen mit Joshua und Henri im hinteren Teil des Schiffes, im Obergeschoss des Kastells, dort, wo sich ihre Kajüten befanden. Kapitän Alonso leistete ihnen Gesellschaft. Sie sprachen über das, was sie bei ihrer Ankunft in Byblos erwartete, und blickten auf das Gewimmel der Kinder hinunter. Bisher war alles glatt verlaufen. Das Wetter hielt sich einigermaßen, ein leichter Wind trieb die *Nef* stetig vorwärts. Hinter ihnen folgten die beiden anderen Schiffe. Nur als sie durch die Straße von Messina segeln mussten, hatte es heftige Fallwinde von zwei Seiten gegeben. Aber jetzt war die See wieder ölig und grau. Die Segel waren mäßig gebläht. Sie befanden sich im Ionischen Meer, und die Steuerleute hielten auf die griechischen Inseln zu.

Die Gefährten dachten an die zurückliegenden Wochen. Wie froh konnten sie sein, dass sie wieder zusammen waren! Sie hatten alle Gefahren überstanden. Welche neuen warteten auf sie?

Die Tage an Bord gingen nur langsam vorüber. Der Proviantmeister begann jeden Morgen damit, Lebensmittel und Trinkwasser einzuteilen, Feuerung und Licht zu bemessen. Der Kalfater nahm seine regelmäßigen Rundgänge auf, um undichte Stellen im Schiffsrumpf rechtzeitig zu entdecken und sofort ausbessern zu lassen. Die Bootsmannen regelten die Wachdienste.

Unter der Mannschaft hatten sich sechs Gruppen gebildet. Für die Männer an Bord löste sich der gesamte Tag in zwölf Tagesstunden und zwölf Nachtstunden auf. Jede Wache dauerte vier Stunden, sie wurde durch Glockenschläge angezeigt. Niemals war irgendjemand allein auf Wache. Besonders in der Nacht war die Gefahr einer Überraschung aus dem Dunkel groß. Piraten lauerten überall vor den Inseln, und auch an Deck konnte es Unruhe geben. Man musste jederzeit in der Lage sein, schnell zu handeln.

Joshua war besonders interessiert an den unterschiedlichen Arbeiten der Seefahrer. Er sah der Mannschaft bei ihren Verrichtungen zu. Zeit wurde gemessen und verging.

Man drehte die Sanduhren jede Stunde um, die *ampolletas* wurden jeden Tag und jede Nacht je zwölfmal bewegt – der Schiffstag hatte also 24 *ampolletas*. Zusätzlich machte man die Gissungen, warf die Schnüre ins Wasser und beobachtete die vorbeilaufenden Markierungen. Der Kapitän verzeichnete Kurs, Geschwindigkeit und Zeit auf den Seekarten und versuchte den Standort zu bestimmen.

Joshua machte seine eigenen Berechnungen, die immer den Zeitraum von einem Mittag zum nächsten umfassten. Am Nachmittag verglich er sie mit denen der Navigatoren. Sie wichen kaum voneinander ab.

Jetzt, auf See, kamen die Seeleute zu mehr Schlaf als jemals zu Hause. Auch die Kinder schliefen öfter als an Land, manche fielen in einen regelrechten Erschöpfungsschlaf.

Es gab nicht viel zu tun. Um acht Uhr am Abend versammelten sich alle mitten an Deck, wo sich eine offene Feuerstelle befand. Was immer der Koch aus Triest zubereitet hatte, es wurde dann mit Flüchen hinuntergeschlungen. Die Mahlzeiten bestanden aus gesalzenem Kabeljau. In der ersten Zeit gab es dazu noch Gemüse und Fleischbrocken, später nur noch Rüben. Kurz hinter Messina bestand das Essen lediglich aus Rüben. Auch die Zitronen, Oliven und Orangen aus der Provence, die für die Besatzung gedacht waren, gingen schnell zur Neige.

Nach dem Essen wurde das einfache Geschirr vom Küchenjungen und von helfenden Kindern abgewaschen, der Koch legte Feuerholz für die Flammen in der Nacht nach. Jemand brachte dem Steuermann am Ruder seine Portion. Man hörte dessen Fluchen. Mit Schnaps gefüllte Schweineblasen

machten abends die Runde. Jemand griff zur Gitarre. Eine helle Kinderstimme sang dazu.

Die *Nef* segelte raumschots über das Meer. Ihre Kiele bestanden aus Eichenholz, Spanten, Plankengänge und Steven aus Pinienholz, das aus Istrien stammte, die äußeren Planken waren aus Strandkiefer. Die drei großen viereckigen Segel donnerten manchmal wie ein unsichtbares Gewitter am Dezemberhimmel, das kleinere Lateinersegel am Bug grummelte seinen Segen dazu.

Man verglich die Landmarken mit den Karten – alles lief nach Plan. Mit jedem Tag stieg die Sonne ein bisschen flacher am Mittagshimmel auf, und die Nächte wurden dunkler.

Die Kinder vertrieben sich die Zeit mit Spielen, sie warfen Steinchen und legten Stöcke. Die größeren Jungs warfen Messer auf einen Kreis am Mastbaum. Nur am Vormittag mussten sie arbeiten. Unter Anleitung von Matrosen wurde das Unterdeck gesäubert, in denen sich die Nachtlager befanden, die Pferdeställe ausgemistet, das Deck geschrubbt. Die Arbeiten in der Takelage und wichtige Reparaturen im Segelwerk verrichteten die Matrosen.

Hin und wieder kam es zu Reibereien. Meistens waren es junge Burschen, die sich mit Konkurrenten prügelten. Sie verbissen sich ineinander und rollten zwischen Gruppen johlender Kinder über Deck, bis Matrosen eingriffen und sie zähmten.

Aber je länger die Fahrt dauerte, desto gereizter wurde die Stimmung. Der einförmige Anblick der bleiernen See, ein Horizont, der nicht näher rückte, der verhangene Himmel und die Monotonie der Tage und Nächte an Deck bzw. im Unterdeck, dazu die karge Kost und immer brackiger werdendes Trinkwasser trugen zu einer Verschlechterung der Stimmung bei.

Für Kapitän und Mannschaft war das nichts Neues. Auch die drei Gefährten hatten solche Schiffsreisen oft genug hinter sich gebracht, um sich in Geduld zu üben. Man musste nur die Kinder im Auge behalten. Henri hatte ein paarmal mit Marc gesprochen. Der Junge war durch sein neues Amt so verblendet, dass aus ihm wenig Vernünftiges herauszuholen war. Er sprach nur noch im Predigerton. Jolanthe schien eher in der Lage, über die Dinge, die vor ihnen lagen, nachzudenken. Aber das schöne Mädchen war eitel und bezog alles auf sich. So verlor sich Henri schnell in Streitereien mit ihr und gab es auf, sich mit ihr zu verständigen.

Der Kreuzprediger Irenäus hielt sich wohlweislich fern von Henri. Er bedachte ihn vor und nach seinen Decksmessen mit misstrauischen oder offen feindseligen Seitenblicken. Henri hatte das Gefühl, Irenäus brüte einen unheilvollen Plan aus. Was mochte er vorhaben?

Die Kinder freundeten sich untereinander nur vereinzelt an. Henri bemerkte, dass Marc und Jolanthe beinahe ständig zusammen waren, einmal hatte er sie dabei entdeckt, wie sie sich zwischen den sorgfältig gerollten Ringen der Schiffstau der Lust hingaben. Die beiden Unterpropheten Jean und Bettie patrouillierten an Deck wie Wächter. Die übrigen Kinder stritten sich immer öfter lautstark, meist ging es um kleine Geldbeträge. Einige suchten bessere Plätze an Deck zu erhaschen, dann gab es Zank, die meisten ertrugen die Fahrt jedoch eher teilnahmslos. Niemand stellte sich letztlich gegen den Lauf der Dinge.

Die Matrosen legten nachdrücklich Wert darauf, dass ihre Anweisungen befolgt wurden. Der Kapitän erstickte Ansätze von »Visionen« im Keim, auch bei den Kreuzpredigern, die morgens und abends Messen hielten und die Arme nach Osten ausstreckten. Ihm war an einem ruhigen Verlauf der Fahrt gelegen.

Einmal sahen sie am Horizont einen Großsegler, dessen Herkunft nicht auszumachen war. Die Unruhe wuchs sofort. Waren es Piraten? Aber das Schiff blieb weiter auf seinem Kurs und verschwand bald wieder.

Nach zwei Wochen Fahrt hatte sich an Bord alles eingespielt. Henri, der mehr Schwierigkeiten mit den Kindern befürchtet hatte, sah sich angenehm getäuscht. Aber dafür traten jetzt andere Probleme auf. Der Wind drehte stark von Norden her herein und trieb die Schiffe ab. Da wegen des wolkenverhangenen Himmels nicht nach Mond und Sternen zu navigieren möglich war und die Sonne nur erahnt werden konnte, wussten die Navigatoren bald nicht mehr, auf welcher Höhe sich die Schiffe befanden.

Glücklicherweise klarte das Wetter bald wieder auf, die Sonne sandte nun ungewöhnlich starke Strahlen herab. Nach und nach überzog eine dünne Salzsicht das Schiffsdeck. Auch Haut und Haare waren bald davon bedeckt. Die Salzkristalle schimmerten auf den halb nackten Körpern wie Silber. Wenn die rauen Matrosen bei Sonnenaufgang an der Reling standen, sich der Himmel im Osten, dort, wo die legendäre Stadt Byblos wartete, in Pfirsichrot und Gold verwandelte und das Meer dazu von Grau in Grün wechselte, konnte es scheinen, als sei dies eine unter einem guten Stern stehende, friedliche Expedition.

An Deck roch es nach Salz, Schweiß, Teer und Essensresten, Schnaps und Exkrementen.

Nach mehr als zwei Wochen ruhiger Fahrt über ein vom milden Spätherbstwind beruhigtes Meer kam in nordöstlicher Richtung ein Landstrich in Sicht. Steuermann und Kapitän bemühten die Instrumente und Karten. Es waren die ersten griechischen Inseln.

Die *Nefs* machten jetzt gute Fahrt. Bei stetigem Wind und günstiger Strömung schafften sie 70 Meilen am Tag. Da die

klobigen Schiffe bis zu 5 Strich, also 55 Grad, an den Wind herangehen konnten, machten ihnen auch wechselnde Windrichtungen nicht allzu viel aus.

Eines Tages begann das Meer sich rot zu verfärben. Anfangs maßen die Matrosen dem keine große Bedeutung bei. Aber als sie schließlich von blutrotem Wasser umgeben waren, wurden auch sie unruhig, da sie keine Erklärung hatten. Die Kinder liefen ängstlich an der Reling zusammen. Mühsam gebändigte Panik stand in ihren Gesichtern. Der Kreuzprediger hatte die Arme zum Himmel erhoben.

»Beruhigt euch!«, rief Kapitän Alonso. »Wir werden ein Beiboot zu den Inseln ausschicken! Es wird sich eine Erklärung dafür finden!«

Ein Boot wurde zu Wasser gelassen, drei Männer ruderten zur Küste. Als sie zurückkamen, schrien sie schon von weitem:

»Nur eine Flussmündung. Der mächtige Fluss trägt blutroten Sand aus dem Inneren der Inseln mit sich!«

Augenblicklich gingen die Matrosen wieder an die Arbeit. Einige seufzten, andere fluchten, manche beteten. Das Tagwerk lenkte sie wieder ab.

Aber seit diesem Tag nahm die Spannung an Bord spürbar zu. Wenn der Wind in Wirbeln kam oder das Meer plötzlich erneut die Farbe wechselte, gab es jedes Mal große Aufregung. Die drei Gefährten hörten jetzt immer häufiger, dass die Kinder beteten. Vor allem der Kinderbischof Marc versammelte alle zu großen Gebeten auf dem Oberdeck.

Der Kapitän verbrachte die Tage an Deck wie seine Mannschaft. Nachts zog er sich hinter ein kleines, aufgespanntes Segeltuch an den Bug zurück. Alle Matrosen schliefen zusammen mit den Kindern auf den harten Planken des offenen Decks. Bisher hatte es noch nicht geregnet.

Die Fahrt ging tage- und nächtelang so weiter. Der Passatwind nahm zu, die Besatzung befürchtete, dass Stürme

aufkommen könnten. Die *Nefs* stampften immer schwerer vor dem Wind nach Osten. Wellen türmten sich auf und fielen wieder in sich zusammen. Dahinter bauten sich noch höhere Wellen auf. Das Auf und Ab schlug den Kindern zunehmend auf den Magen, die Reling war fast immer dicht besetzt.

Manchmal zogen jetzt am Kiel Blumen und Grünzeug vorbei, dann wieder rote Schlieren. Die Mannschaft beobachtete alles mit wachen Augen. Die meisten Kinder wirkten ängstlich.

Die Schiffe wurden auf unbekannte Gefilde zugeschoben. Der Sturm legte sich etwas, aber der Wind blies stetig, der Himmel zeigte tagsüber ein tiefes Blau.

Im Norden tauchten weitere Küsten auf, die Steuerleute bangten, von den Winden gegen die Ufer getrieben zu werden. Die Küsten verschwanden wieder. Der Kurs blieb Südost.

Nach Tagen näherte sich das führende Schiff, auf dem die Gefährten reisten, Untiefen. Es stampfte gefährlich in der aufgewühlten See. Die Segel wurden eingeholt, die Schiffe ließen sich nicht mehr steuern. Die *Nefs* trudelten. Wieder verließen die Kinder und schließlich auch die Matrosen ihre Posten, drängten sich am Bug zusammen.

Die Kinder starrten nach vorn. Einige weinten, alle bekreuzigten sich unter ständigem Gemurmel. Diese See war unheimlich. Selbst die Unerschrockenen zitterten, immer häufiger wurden Rufe nach Mutter und Vater laut. Der Kreuzprediger überließ es dem Kinderbischof Marc, auf die Kinder einzureden. Er musste die richtigen Worte für die Gleichaltrigen finden. Jolanthe half ihm.

An Steuern, Navigieren oder Hantieren an den Brassen war im Moment nicht zu denken. Das Meer keuchte am Schiffsbug, und der wieder auflebende Sturm seufzte in den Wanten. Zu ihrem Entsetzen sahen die Männer, dass das Wasser unter dem Schiffskiel jetzt milchweiß wurde und zu brodeln begann.

Später wechselte es noch mehrmals die Farbe, schimmerte erst tiefblau, dann flaschengrün, dann schwarz.

Tatsächlich, das Meer kochte!

Vier Stunden lang wirbelte das Schiff in den Gewalten des Meeres herum. Plötzlich ertönte ein Lied, das ein Gitano aus der Camargue sang. Der *Fado* ergriff alle Herzen. Aber er beruhigte auch die Seelen.

Der Bleimann am Bug des Schiffes meldete Grund auf weniger als drei Faden. Gluthitze schlug den Männern ins Gesicht. Näherte man sich schon der Wüste des Heiligen Landes? Fliegende Fische umschwirrten das Schiff und fielen klatschend auf Deck.

Dann ging die Sonne unter. Der riesige blutrote Ball versank wie ein letztes, dramatisches Zeichen dieser Welt hinter einer unbekannten Grenze des Meeres.

Es wurde stockschwarz. Aus dem Wasser glitzerte und blinkte es wie aus unheimlichen Augen. Das hielt die ganze Nacht lang an. Enterten im Schutz der Nacht unsichtbare Dämonen die Reling?

Die Kapitäne gaben Anweisung, ein Teil der Segel zu setzen. Die ganze Nacht lang segelte man weiter, so lange, bis die Küsten mit ihren Riffen nicht mehr zu sehen waren. Nichts als schwärzestes Schwarz umgab die Schiffe. Schließlich verebbte der Wind, jetzt half nur noch Rudern.

Jeder an Bord spürte die besondere Stimmung. Als man Riffe hinter sich gelassen hatte, versuchte man, wieder zu navigieren. Es führte zu nichts. Mit Ausnahme der abgebrühten Matrosen befiel fast alle an Bord das Gefühl, die Expedition verlasse endgültig die bekannte Welt. Uthman teilte die Sorge nicht, er ahnte, wo man sich befand. Er glaubte, seine Heimat schon zu riechen.

Es ging weiter unter einem Himmel, dessen Sternbilder, die wie magische Zeichen wirkten, keines der Kinder jemals zuvor

gesehen hatte. Sie deuteten fassungslos nach oben. Waren das schon die Signale aus den Gefilden der fremden Welt, in der die Anhänger des Propheten Muhammad regierten?

Die Steuerleute schlugen mit fliegenden Fingern in den Sternenkarten nach, ob irgendeines der bizarren Gebilde am Nachthimmel irgendwo verzeichnet sein könnte. Sie fanden nichts. Was versuchten die rätselhaften, die blinkenden, die seltsam und befremdlich zusammengestellten Sterngebilde hoch über ihren Köpfen ihnen zu sagen? Warnten sie? Drohten sie?

Waren die in den Nachthimmel eingravierten Sternenzeichen nicht sogar eine magische Bilderschrift fremder Götter, gedacht für diejenigen, die es gewagt hatten, bis hierher vorzudringen? Schlossen sie nicht ein längst gefälltes Urteil ein? Und wenn ja, wie lautete dieses Urteil?

Während aller Blicke zum Himmel gerichtet waren, schoben sich die drei Schiffe unmerklich Welle auf Welle voran. Das Schiff schien führerlos, ein von unsichtbarer Hand geschobenes Geisterschiff mit Gebannten an Bord. Erst Uthman brach den Bann. Er verstand sich auf das Navigieren in östlichen Breiten, hatte es aber nicht preisgeben wollen. Er sah zur Mondsichel auf, die hier nicht am Nachthimmel stand, sondern wie eine Barke lag. Er kannte diesen Mond. Sie verließen das Meer der Kykladen und der Inseln und fuhren in die Gewässer ein, die sie nach Palästina trugen.

»Zypern kann nicht mehr weit sein!«, rief Uthman. »Wir werden es schaffen! Fürchtet euch nicht!«

Reneé stand nahe bei ihm und sah ihn bewundernd an.

Henri und der Kreuzprediger umkreisten sich wie Kämpfer. Henri beriet sich mit seinen beiden Freunden darüber, wie sie nach der Landung vorgehen wollten. Er ahnte, dass der

Prediger einen genauen Plan verfolgte. Doch der Mann sprach nicht mit ihm, und so musste er annehmen, dass er nichts Gutes mit den Kindern im Schild führte.

»Wir müssen sie schützen«, sagte Henri. »Ich traue diesem Kreuzprediger und auch seinen Gehilfen nicht zu, die Gefahren zu meistern, die auf die Kinder zukommen.«

»Ich werde in Byblos Verwandte aufsuchen, die uns helfen können«, sagte Uthman. »Ich bin gespannt auf die gegenwärtigen Machtverhältnisse im Land. Man wird uns raten, was zu tun ist.«

»Jedenfalls«, sagte Joshua, »dürfen wir den Predigern nicht das Feld überlassen. Sonst wandern alle diese Kinder in den Untergang – oder in die Sklaverei!«

»Ich habe sowieso den Verdacht, dass der Kreuzprediger mit den Kindern ein Geschäft machen will«, argwöhnte Henri. »Irgendetwas Ungutes hat er im Sinn. Vor ein paar Tagen ließ er sich zu den anderen Schiffen hinübrudern und besprach sich mit den Kapitänen.«

»Unserem Kapitän Alonso können wir wohl trauen«, meinte Joshua. »Er ist ein aufrechter Kerl.«

»Aber die anderen? Man gab ja vor der Abfahrt unumwunden zu, dass diese Operation für die Schiffseigner in Triest Gewinn einbringen muss. Ich bin gespannt, wie man das erreichen will.«

Bis Zypern verlief alles planmäßig. Die drei Schiffe passierten die große Insel nach mehreren Tagen, und die Wachen in den Masten hielten nach patrouillierenden Schiffen Ausschau. Man munkelte, die Sarazenen hielten die Insel besetzt. Zypern hatte die Überfälle muslimischer Heere und sarazenischer Piraten jedoch mithilfe durchziehender Söldner des Johanniterordens abgewehrt und war seit zwei Monaten ein englisches Lehen. So blieb alles ruhig.

Je weiter sie nach Osten kamen, desto fremder wurden die Zeichen am Nachthimmel. Die Nautiker richteten nachts ihre einfachen Astrolabien, tagsüber die kupfernen Sonnenuhren und Jakobsstäbe auf den Himmel, sie hantierten mit Horizontkreisen und Meridianringen und schrieben in ihre Kladden aus Pergament Tabelle um Tabelle. Bald hatten sie ihre genaue Position wieder, aber in ihren Berechnungen verschob sich der Rand der muslimischen Welt immer mehr. Hatten sie bisher angenommen, die Schwellenregionen der bekannten Welt ausgemessen zu haben und zu kennen, so mussten sie dies nach ihren neuen Erkenntnissen mit jedem Tag aufs Neue korrigieren.

Und jetzt, hier im Südosten der der Christenheit zugänglichen Welt, zeigten ihre kleinen Peilkomпасse sogar an, dass sich die Erdenscheibe drehte. Ja, es war offenkundig, die Erdenscheibe drehte sich fortwährend auf einem darum herum liegenden Meer der Finsternis. Die Beobachter an ihren Instrumenten erschranken. Es gab kaum einen festen Anhaltspunkt mehr!

Südlich von Zypern wurde die Lage noch schlimmer. Dichte Wolken kündigten einen Sturm von tropischen Ausmaßen an. »Man nennt diese Insel ›*Haus der Stürme*‹«, flüsterte ein Matrose ehrfürchtig. Aber diesmal verlief alles glimpflich, Kapitän und Mannschaft reagierten gelassen, und als sowohl die schwarzen Wolken als auch die kargen Strände der großen Insel wieder im Westen verschwanden, wurde an Bord der *Nef* ein eichenes Fässchen Schnaps aufgemacht. Und die Ruderer unter den Matrosen, dunkle Männer mit struppigen Bärten und roten Stirnbändern, durften sich einen halben Tag lang ausruhen.

Mit zunehmender Fahrtdauer mussten an Bord Wunden und Krankheiten behandelt werden. Joshua besaß medizinische Kenntnisse und konnte die kleineren und größeren Leiden behandeln. Ein gebrochenes Bein musste geschient werden, ein

Arm eingerenkt, eine tiefe Fleischwunde, die ein abgebrochenes Maststück in die Hüfte eines Matrosen gebohrt hatte, genäht werden. Es gab Fieberanfälle, Übelkeit, Erbrechen, Sonnenstich und Hauterkrankungen, wie Ekzeme, Rötungen, Pusteln, Furunkel.

Joshua konnte zwar nicht schneiden oder amputieren. So gelang es ihm nicht, den Wundbrand eines Matrosen zu stoppen, und der Mann starb in der Nacht. Aber er vollbrachte Wunderdinge mithilfe von Heilkräutern, die ein Matrose gesammelt hatte, ohne damit selbst etwas anfangen zu können. Joshua stellte Mixturen her, die er auf die Wunden strich.

Eines Nachts brach bei völliger Windstille einer der Ruderer an seinem Platz tot zusammen. Der Kapitän vermutete eine Seuche. Und obwohl Joshua entschieden dagegen war, warf man den Toten einfach ins Wasser. Alle fürchteten den Ausbruch einer Epidemie. Aber der Verstorbene blieb ein Einzelfall.

Einige der Kinder erbrachen sich fortwährend. Bald waren sie so geschwächt, dass es nur noch eine Frage von Tagen war, bis sie starben. Man brauchte dringend frisches Wasser und Nahrung. Aber eine Insel anzulaufen, hielt der Kapitän, weil niemand wusste, was einen hier erwartete, für zu gefährlich.

Die *Nefs* segelten weiter. Da die Dienste an Bord nach wie vor streng geregelt waren, verlief die Zeit gleichmäßig und fast unmerklich. Man verdrängte alle Sorgen. Das strahlende Sonnenwetter tat ein Übriges, um die Reisenden, die nicht arbeiten mussten, in einen lethargischen Zustand zu versetzen. Der Kapitän sagte eines Tages: »Nach meinen Berechnungen kommen wir in fünf Tagen in Byblos an. Dort stoßen wir vielleicht auf christliche Kaufmannsposten – wenn sie denn noch leben.«

Auf den fragenden Blick Henris hin erklärte der Kapitän, dass die Gerüchte nicht verstummen wollten, die Sarazenen

oder geschlagenen seldschukischen Horden seien über Zypern hinaus nach Osten abgezogen und seit einiger Zeit dabei, das Land von den letzten Christen zu säubern. Auch die Franziskaner sollten möglicherweise vertrieben worden sein. Genaue Nachrichten besaß er jedoch nicht.

Der Tag der Landung kam. Die Küste des Heiligen Landes tauchte zur berechneten Zeit im Morgendunst aus der See auf.

Zuerst war es nur ein schwarzer Strich, der die Trennung von Meer und Land markierte, dann tauchten sattes Grün und schließlich Palmen und Bauwerke auf.

»Byblos!«, rief der Steuermann. »Gott sei gepriesen!«

In gespannter Erwartung sahen die Ankömmlinge hinüber. Was würde sie dort erwarten? Die drei Schiffe glitten langsam und ruhig auf der unbewegten See dahin. Die Befehle der Kapitäne an ihre Steuermänner klangen gedämpfter. Und die Sonne tauchte alles in ein blendendes, den Augen schmerzendes Licht.

Jetzt wurde es an Bord hektisch. Jeder nahm seinen angewiesenen Platz ein.

Henri und seine Freunde wurden nach achtern beordert. Die Kinder stellten sich entlang der Reling auf, vorne standen die Anführer. Der Kreuzprediger begann mit monotoner Stimme aus dem Buch Daniel zu rezitieren: *»Da trennte sich der Mann vom Weib und das Weib vom Mann, der Vater vom Sohn und der Sohn vom Vater, da war kein Band der Liebe, das diesen Eifer behindert hätte. Sogar Mönche kamen aus ihren Klöstern. Doch waren nicht alle durch die Liebe zu Gott zu ihrem Entschluss gekommen, verschieden waren die Beweggründe, aber alles eilte herbei und fuhr nach Osten...«*

Da von Land keine Willkommenszeichen gesandt wurden – eigentlich waren überhaupt keine Aktivitäten feststellbar –, beschlossen die Kapitäne, von jedem Schiff fünf Mann in Booten zur Küste zu schicken. Die Männer wurden

ausgewählt, bestiegen die kleinen Beiboote und ruderten los. Inzwischen refften die Schiffe das Segeltuch auf Halbmast, und es legte sich eine unnatürliche Stille über sie.

Der Abend kam. An Land regte sich nichts. Einmal flatterten Schwärme von schwarzen Schwänen über die Schiffe hinweg und verloren sich auf der offenen See. Henri fragte sich unwillkürlich, wohin es die Vögel trieb, es war, als flüchteten sie.

Dann, schon mitten in der Nacht, auf den Decks machte sich immer stärker Unruhe breit, schwammen mit einem leichten Glucksen des Kielwassers die drei Nachen heran. Die Matrosen berichteten, dass im Hafen hundert Schiffe lagen, große Schnellsegler, seldschukische Kampfschiffe und Handelsschiffe aus Mesopotamien. Die Stadt mache dennoch einen friedlichen Eindruck. Man könne es wagen, im Morgengrauen zu landen.

Als die Sonne aufging, ließen die Kapitäne die Schiffe so nahe an die Küste heranrudern, dass Einzelheiten zu erkennen waren. Die Festung von Byblos lag im Morgenlicht, nirgends zeigten sich Menschen. Dann sahen die Ankömmlinge, wie auf der alten Kreuzritterburg Gibelet grüne Flaggen mit dem roten Halbmond aufgezogen wurden.

»Es ist die Flagge des Ayubiden-Sultans!«

»Ich habe nichts anderes erwartet«, sagte Uthman. »Es ist ihr Land! Sie haben alle Burgen und ehemaligen Rittersitze in Besitz genommen.«

»Ob es noch Christen gibt?«, flüsterte Jolanthe, die sich an Marc klammerte.

»Vielleicht«, erwiderte Marc, »war es doch zu gewagt, hierher zu segeln.«

»Jetzt sind wir hier!«, meldete sich Jean tatendurstig zu Wort. »Machen wir was draus!«

»Ich bin jedenfalls froh, nicht mehr in Caen zu sein«, pflichtete ihm Bettie betont munter bei.

Der Kapitän gab Anweisung, in den Hafen hineinzurudern. Plötzlich wurden vor den Stadtmauern Feuer entzündet. Dichter Rauch stieg auf, und durch Qualm und Flammen hindurch ertönte der kehliche Singsang von Stimmen: *»Dieser Tag besitzt mehr Kraft als tausend Monate. – Das immerwährende Abpflücken der Früchte des Paradieses und das Trinken aus der klaren Quelle Selsebil machen uns unbesiegbar...«*

Der Kreuzpriester, der während der ganzen Zeit aus dem Buch Daniel gelesen hatte, war an der Stelle angelangt, wo der Prophet sagte: *»Sie dreht sich nun, die Erdscheibe dreht sich. Dann ist die letzte Zeit angebrochen. Und du, Daniel, verbirg diese Worte und versiegle dies Buch bis auf die letzte Zeit. Sie bricht an, wenn die Kinder kommen.«*

Winter 1316, in Byblos

Sie waren alle gekommen. Und so war der Platz bis zum grünen Meer hinunter gefüllt, die Menschen bildeten eine wogende Menge aus bunt gekleideten Körpern und verhüllten Köpfen, ein lebendiges Meer, das sich mit seinen Wellen im Sonnenlicht des frühen Abends hin und her bewegte.

Zur anderen Seite, Richtung Osten, türmten sich im frühen Abendlicht die Berge aus rotem Sand mit ihren weichen, gerundeten Formen und faltigen Verwehungen des ständigen Windes. Auf einem flachen Streifen vor den Bergen, der von Steinen übersät und mit spärlichem Gras bewachsen war, zog eine Kamelkarawane entlang. Die Kamele sahen aus der Ferne mit ihren langen Beinen und vorgereckten Hälsen aus wie Insekten, die beharrlich einer uralten, nur ihnen bekannten Bahn folgen. Und sie näherten sich so zögernd, als würden sie nur ungern die unendliche Einsamkeit und Ehrfurcht einflößende Stille der Wüste verlassen, um in Staub, Sturm und Getöse der Stadt einzutauchen. Doch sie kamen näher. Und schließlich waren sie da. Sie hielten würdevoll schnaubend an den Tränken vor den Tanzplätzen. Und die Waren aus Jericho, Nablus und Damaskus, die für Nordafrika bestimmt waren, wurden abgeladen.

Die Tanzenden nahmen die Karawane nicht wahr. Sie bewegten sich weiter in den berausenden Wellen ihres eigenen Meeres, weich und ekstatisch, in sich still versunken oder unter Schreien, die sie überwältigten, zu einer treibenden Musik von Rasseln, Trommeln und Hirtenflöten, zu einer

Musik, der sie manchmal mit regungslos erhobenen Köpfen lauschten, weil sie ihnen eine Botschaft mitzuteilen schien.

Unbeachtet von den Kamelen und von den Tanzenden, ohne Interesse für die Wellen aus rotem Sand und die Wellen der weiß gekleideten Menschen mit Burnussen und Turbanen saßen am Rand des Tanzplatzes in der Moschee die Priester-Derwische vom Stamm der Mustaliq auf schmutzigweißen, kunstvoll gewebten Baumwollteppichen. Viel Licht fiel von draußen durch die offenen Höhlen der Bogenfenster auf sie. Ihre langen Finger glitten immer wieder über die an drei Stellen ihres Kinns wie angeklebt wirkenden Bärte, oder sie ließen bunte Gebetsschnüre laufen, und ihre braun gegerbten, zerfurchten Gesichter verfinsterten sich.

Denn zwischen den schlanken Elfenbeinsäulen der Moschee mit den blättrigen Kapitellen, in der sonst Ruhe herrschte und die roten Vorhänge in den grünen Türstürzen sich kaum merklich bewegten, war nun immer mehr Lärm zu hören, herübergetragen von der frischen Brise, die vom Meer her wehte.

Kindergeschrei kam näher und näher. Die Köpfe mit den weißen, zylindrischen Kappen aus geklöppelter Wolle und die Oberkörper in den kragenlosen Hemden und bunten Seidenwesten wendeten sich unruhig. Die Mustaliq wurden ungehalten.

Und dann stand plötzlich ein Mädchen in ihrer Mitte.

Ihr Gefolge blieb stehen und warf sich dann ehrfurchtsvoll auf den kalten Steinboden aus fugenlosen roten Ziegeln. Aber das vielleicht zehnjährige Mädchen stand stocksteif, blickte neugierig und trotzig aus fast schwarzen, funkelnden Augen auf die Männer, die auf ihren überkreuzten Beinen hockten. Und dann sagte es etwas, was in dieser hochfliegenden Säulenhalle noch nie zu hören gewesen war.

»Ich war ein verborgener Schatz und wollte erkannt werden. Jetzt sage ich euch, die Christen werden noch heute ankommen. Sie bringen alle ihre Kinder mit sich!«

»Häh?...«

»Was redest du da, Kind!«, entfuhr es einem der alten Männer. »Du bist hier im Heiligtum! Schweig still!«

Die anderen schauten das hübsche Mädchen mit den lodernden rotgoldenen Haaren, die ihr in einem merkwürdigen Lichtschimmer auf die elfenbeinfarbene Schulter fielen, verwundert an. Wer war sie? Und dann wurde es ihnen bewusst. War sie nicht die kleine Verlobte dieses vor zwei Tagen angekommenen Kaufmanns aus Jericho? Hieß sie nicht Laila?

»*Allahu akbar*, Gott ist größer! Es gibt nur einen Gott! Gelobt sei Er, Allah! Geht hinaus, ihr Derwische! Die Christenkinder werden kommen! Sie nehmen euch noch heute eure Stadt weg!«

»Jetzt ist es genug! Wie kommst du dazu, uns im Gebet zu stören! Verschwinde! Gehe zurück zu den Tanzenden und dem Mob auf der Straße.«

»Aber es sind nur die Worte, die der Prophet gehört hat und die er mir heute Morgen sagte, damit ich sie euch weitergebe. Und jetzt erzähle ich euch davon. Seid ihr Priester nicht froh darüber, aus erster Hand zu hören, was euch in der nächsten Zeit viel Unheil bringen wird?«

»Kleine *Bilqis*, Prinzessin, du bist so hübsch, sei ein liebes Mädchen und mach dich aus dem Staub! Wir sind an deiner Weissagung nicht interessiert. Christenkinder werden kommen? Hahaha!«

»Mein Meister sagt, ihr betet nicht genug! Ihr murmelt doch nur zahnlos in euch hinein. Ihr müsst es fünfmal tun: Bei Anbruch der Morgendämmerung und zur Mittagszeit, wenn die Sonne sich zu neigen beginnt, am Nachmittag, wenn der

Schatten, den ihr werft, so lang ist, wie ihr selbst seid, bei Sonnenuntergang und nachdem das Abendrot verglimmt ist. Dann ist Allah auf eurer Seite.«

»Hört euch diesen dürrn Klugscheißer an! Wir brauchen keine deiner Anregungen und Offenbarungen!«

»Und schon gar nicht von einem kleinen, dummen Mädchen, mag es noch so hübsch sein und rote Haare haben.«

Die Derwisch-Priester nickten sich zu. Laila fand ihre Worte nicht beleidigend. Die Mustaliq waren eben selbstgefällig und eingebildet, das hatte sie schon gehört.

»Ich habe die Worte aus erster Hand. Und ich verkaufe sie euch. Denn wir sind arm und brauchen Dirham, um Lederzeug erwerben zu können. Deshalb sind wir hier in eurer langweiligen Hafenstadt, wo man während des Tanzfestes Geschäfte machen kann, deshalb haben wir die lange Reise hierher gemacht. Weshalb sollten wir sonst hier sein? Natürlich auch, weil wir endlich unsere Moschee in Jericho bauen müssen.«

»Höre, Bilqis!...«

»Ich heiße Laila!«

»Höre, Laila!«, sagte der Derwisch, sich nur mühsam beherrschend. »Wir kennen Allah – gelobt sei sein Name! Er ist unser Hochgott, wie der Gott der Juden, und hier in Byblos steht der Schrein zu seiner Verehrung. Aber es gibt keinen Propheten, der ein Kaufmann ist und mit Allah spricht. Verstanden? Und es wird keine Christenkinder geben, die an diesem Tag in Byblos anlegen. Wir haben die Christen aus dem Land vertrieben, und da, wo sie jetzt sind, bleiben sie auch.«

»Ich muss lachen!«

»Ob du lachst, kleines Ding, ist egal. Wegen uns Derwischen kommen ja die Pilger zum Tanzfest, um zu opfern, und auch, um Allah im *Hanim*, dem Heiligtum, in dem er wohnt,

anzubeten. Aber Allah, gelobt sei sein Name, kann nicht zu deinem Kaufmann sprechen, er spricht zu niemandem! Wo kommen wir hin, wenn Gott zu einem Kaufmann spricht, aber nicht zu uns, den Priestern, die ihn ständig befragen! Oder dies zumindest versuchen, wenn wir nicht von kleinen, vorlauten Mädchen daran gehindert werden?«

Das Mädchen schüttelte trotzig den Kopf. »Es gibt keinen Propheten, der nicht zuvor etwas anderes war. Ein Kaufmann, ein Hirte. Jedenfalls gab es nie einen Propheten, der Derwisch gewesen war. Das ist die Voraussetzung.«

»Aiiih!...«

»Kindergewäsch!«, schnaubte der Priester.

Das Mädchen sagte, wobei ihre Stimme leicht zitterte: »Und doch werden euch heute die Augen aufgehen. Ihr werdet die Schiffe sehen, die anlegen. Und Hunderte von Christenkinder werden auf ihrem Kreuzzug über uns Kinder von Byblos und Beirut, von Sidon und Damaskus herfallen. Hört auf zu beten, geht zum Hafen und erwartet dort ihre Ankunft! Denn wer wüsste besser, was geschieht, als er, der Allmächtige, der Allerbarmer!«

Die alten Männer schauten sich an, und in ihre wettergegerbten, klugen Gesichter zog ein Grinsen. Einer spuckte aus. Sie nahmen das Mädchen nicht ernst. Aber einige rutschten unruhig auf ihren Matten herum.

»Geh jetzt!«, herrschte einer der jüngeren Derwische das Mädchen an. »Kinder haben hier nichts zu suchen. Und Mädchen schon gar nicht. Deine Anwesenheit beleidigt die Würde des Ortes und der Derwische. Fege euren Hof oder füttere eure Kamele!«

»Wir haben keine Kamele, Herr, wir sind zu arm.«

Einer der Derwische warf dem Mädchen mit verächtlicher Miene einen Dirham hin. Die Münze klirrte in der Stille laut auf dem Steinboden. Das Mädchen hob sie auf, blieb aber

stehen. Sie schwor sich insgeheim, diese Münze eines Tages zurückzugeben, sie hörte schon jetzt das Geräusch des Metalls auf den Steinfliesen.

»Nun, was ist jetzt noch?«

Einer der Männer sprang auf und wollte die Kleine verscheuchen.

Aber sie hatte schon auf den nackten Hacken kehrtgemacht und rannte mit wehenden Haaren, wehendem Kleid hinaus.

Die anderen Kinder folgten ihr. Es waren einheimische Kinder, Laila musste sie in der kurzen Zeit ihrer Anwesenheit in Byblos irgendwie beeindruckt haben, denn sie schienen ihr überallhin nachzulaufen. Worin bestand das Geheimnis ihrer Anziehungskraft? Vielleicht hatte es zu tun mit dem seltsamen Schimmer ihres goldroten Haares, den hier noch niemand gesehen hatte?

Der Lärm ebte ab. Das Meer draußen, dieses große, sich ständig bewegende Tier, schien ihn nach und nach zu verdauen.

Laila lief, gefolgt von den anderen Kindern, über den Vorplatz des Bethauses, der vom Grün des Khazumparks umsäumt war, dann weiter zum Meer hinunter. Ihre Schritte verlangsamten sich allmählich. Nicht weil die Furcht vor den Derwisch-Priestern nachließ, sondern weil sie Zeit hatte.

Die Kinder riefen: »Du, Laila! Du, Laila! Dein Haar hat die Sonne gestohlen!«

Laila blickte sich nach allen Seiten um. Was sollte sie in diesem fremden, langweiligen Byblos anfangen?

Die Stadt, die sich im Braun und Weiß ihrer Häuserwaben, an denen kunstvoll durchbrochene Balkone klebten, die Hügel empor zur Burg Gibelet schob, quoll über von Menschen. Es war Tanztag zu Ehren der drei Töchter Allahs, den man im *Du'l-Hiddscha*, dem letzten Monat im Jahr, feierte. Es war der Tag der Botschaften, dafür sorgten die Dichter, die auf Kisten

standen und laut rezitierten. Und es war ein ausgelassener Tag, davon kündeten die offenen Garküchen, Brettspielplätze, an denen *Masir* gespielt wurde, Schenken und Weinstände. Und die meist abessinischen Schankmädchen versteckten sich keineswegs unter ihren Umhängen, die ärmellos und weit waren und an den Fesseln zugebunden. Laila wollte auch einen solchen Körper haben wie sie, aber sie war ein kleines, dünnes Ding. Die Ehe mit Jamal würde sie erst in drei Jahren vollziehen. Und sowieso kamen die leiblichen Lüste in Byblos erst nach Einbruch der Dunkelheit zu ihrem Recht.

Und es war Markttag. Die Souks hatten geöffnet und breiteten sich mit ihren Teppichen und Tischen auch im Freien aus.

Laila griff sich im Vorbeigehen ein paar Datteln und spuckte die abgekauten Kerne in die Luft. Bevor sie ihr auf den Kopf herunterfallen konnten, war sie schon weiter.

Der Strom der Menschen teilte sich, hier kam er vom Hafen herauf, und dort lief er zu ihm hinunter. Pilger zu den Heiligtümern von Byblos waren auf kleinen Dhaus im Hafen angekommen. Laila wusste, ihr Verlobter Jamal, der Kaufmann, versuchte, sie hier abzufangen. Er musste unbedingt ein gutes Geschäft machen!

Laila hopste herum. War es richtig gewesen, was er ihr am Morgen anvertraut hatte, das mit den Kindern? War er wirklich ein Prophet? Bekam er infolge dieser Behauptung nicht reichlich Schwierigkeiten? Plötzlich brach ihr der Schweiß aus. Zur Mittagszeit war es unerträglich heiß, auch wenn die Brise für etwas Frische sorgte. Nichts half wirklich gegen die gnadenlose Sonne, außer man tauchte ein in die schmalen Schluchten der alten Häuser, an denen auf Leinen, die sich beinahe berührten, Wäsche herabhing. Dort gab es köstlichen angenehmen Schatten.

In Lailas Heimatstadt, dem flachen, kreisrunden Jericho weiter südlich in der Wüste, versank man in einer weiß glühenden Gnadenlosigkeit, in der selbst die Steine zu schmelzen schienen. Dort nahm man nichts anderes als Hitze wahr, nicht mal den Kamelmist, der überall herumlag. Hier in Byblos war alles voller Düfte, es roch nach Früchten, Salz, Weihrauch, Schweiß, nach Blut von Geschlachtetem und nach süßlichem Moschus, das die reicheren Frauen auf die Stellen des Körpers auftrugen, wo sich Haare befanden.

Laila ließ sich von der wogenden Menge mitziehen. Sie fühlte sich wie in einer Welle und schloss die Augen. Überall spürte sie die Berührungen fremder Körper. Sie stellte sich vor, dass sie schwebte und von den Bewegungen des Windes hin und her getragen würde wie einer jener Engel, von denen der Koran erzählte. Als sie die Augen wieder öffnete, kam eine Herde Ziegen direkt auf sie zugeprescht. Laila sprang behänd zur Seite, atmete Staub und scharfen Geruch ein, Hirten schlugen fluchend auf die Tiere ein.

Ein Reiter auf einem nassen Pferd kam vorbei, Pferde gab es hier selten, und Laila bewunderte den seidigen, muskulösen Körper des Tieres, dass sich jetzt aufbäumte und Schaumflocken spie. Ein Karren polterte auf zwei großen Rädern heran, Laila griff nach Nüssen, dann stellte sie sich an den Rand des Marktplatzes unter ein Zeltdach. Sie blickte müde über den Platz mit seinen Ständen und Menschen, Körben, Karren, Säcken und Rohrgestellen.

Wo war Jamal? Ob sie ihn bei den Tanzenden unten am Hafen fand? Aber sie kauften nichts, sie waren verzückt wegen des Festes und beteten. Ob er wohl dennoch Erfolg gehabt hatte?

Das Mädchen gab sich einen Ruck. Sie ging aus dem Schatten heraus, zog ihr blaues Kopftuch über und versuchte, beim Gehen möglichst keine Kraft zu vergeuden.

Dann sah sie jedoch ein mit mächtigen Steinquadern ausgelegtes Viereck, und sie versuchte, darüber mit Kreuzschritten so hinwegzuspringen, dass sie immer einen Quader ausließ.

Da stand Jamal.

Er war so unerwartet aufgetaucht, dass Laila erschrak. Er sah sie nicht. Sogleich wollte sie auf ihn zu rennen, um ihn nach den Stunden der Abwesenheit zu begrüßen und zu fragen, ob er erfolgreich gewesen war.

Aber etwas in ihr hielt sie plötzlich zurück. Sie beobachtete ihn. Sie fühlte Stolz. Er sah so ansehnlich aus! Wie ein richtiger Prinz! Und er bewegte sich so selbstsicher in seiner grünen Tunika. Sein dichtes dunkles Haar wehte im Wind wie eine dunkle Fahne, denn er trug an diesem Tag keinen Turban.

Warum verbarg sie sich vor ihm?

Sie wusste darauf keine Antwort. Sie empfand nur eine kindliche Freude dabei, ihn zu beobachten, als sei sie selbst unsichtbar und er ein Fremder, den sie in diesem Moment zum ersten Mal sah.

Und sie stellte sich vor, wie er den besonderen Tanz tanzte. Den Tanz, den sie in der Nacht zuvor, als sie auf dem Weg hierher in der Karawanserei geschlafen hatten, sah.

Im Dunkel einer Ecke, auf einem Deckenlager, hatte ein nackter Mann auf dem Bauch gelegen. Er bewegte sich auf etwas, das hin und her bebte. Oh, wie schön und anmutig waren diese Bewegungen gewesen. Sie hatte diesen Tanz sofort nachmachen wollen. Aber dann sah sie, wie unter dem nackten Mann, dessen Haut glatt und weiß war, weiße, glatte Arme hervorkamen. Sie umschlangen ihn dort, wo er verletzlich und fast durchsichtig aussah.

Laila hatte erschrocken und zugleich gebannt zugehört. Als die Bewegungen weiterwogten, hatte sie in ihrem Bauch ein süßes Ziehen gespürt. Als der Tanz der beiden, die zu einem

Wesen verschmolzen waren, zu Ende ging, wollte sie Jamal wecken und mit ihm darüber sprechen. Aber auch da hatte sie gezögert. Sie hatte ihn nicht geweckt. Plötzlich hatte sie Scham empfunden. Wahrscheinlich hätte er sie gescholten. Denn er war müde. Er brauchte seinen Schlaf. In Jericho hatte es viele schlaflose, sorgenvolle Nächte gegeben.

Laila folgte dem stattlichen Mann, der nur mittelgroß, aber kräftig gebaut war. Offenbar suchte er sie. Denn er blieb von Zeit zu Zeit stehen, reckte den Kopf und drehte sich um sich selbst.

Jamal sah nie über die Schulter zurück.

Auch unten am Meer, dort, wo in den Lagunen rund um das Viertel Hay Al Qurayat für gewöhnlich rote Flamingos standen und ihr bizarres Spiegelbild ins grüne Wasser des Meeres warfen, trieben sich viele Menschen herum, Marktbesucher und Händler. Die ekstatischen Tänze näherten sich ihrem Höhepunkt. Laila lauschte der Musik. Alles schien wie unter einem Zauber ineinander zu verschmelzen, sich aufzulösen.

Die Hitze, das metallblaue Licht, die Schlieren der sich bewegenden Menschenleiber, die Wellen mit ihren Schaumkronen – es schien alles eins an diesem Mittag, als hätten sich Himmel und Erde verabredet, sich in einem Akt zu verschwistern, so wie sich die beiden Nackten in der Karawanserei verbunden hatten.

Laila wurde von einem Schwindelgefühl erfasst, das sie vorher nicht gekannt hatte.

Sie blickte in den wolkenlosen Himmel, hinter sich nahm sie das Schreien der Kinder wahr, die ihr noch immer folgten und sie aufforderten, mit ihnen in die Stadt zurückzugehen. Sie überlegte einen Moment, ob sie der Aufforderung folgen sollte. Denn für ausgelassene Spiele war sie eigentlich immer zu haben.

Aber dann ließ sie sich weiter treiben und folgte dem Schatten des Mannes in der grünen Tunika, der zum Hafen ging. Im gleißenden, steil herabfallenden Mittagslicht war es nur ein gedrungener Schatten. Aber der Mann, zu dem er gehörte, reckte jetzt seine breiten Schultern. Er legte die Hände über die Augen und sah zum Meer hinüber. Dabei wiegte er sich ganz leicht in den Hüften.

Laila sah ihm eine Weile zu.

Schließlich bemerkte sie, wohin er schaute. In der Ferne konnte man drei schwere, hohe Schiffe mit geblähten Segeln erahnen. Laila bekam einen Schreck. Es waren zweifellos Schiffe aus dem Abendland, denn solche hatte sie noch nie gesehen. Für einen kurzen Moment blieb ihr Herz stehen. Jetzt hatte sie den Beweis.

Das waren die Schiffe mit den Christenkindern, von denen Jamal, ihr Prophet, heute Morgen gesprochen hatte!

Byblos bebte, pulsierte, verschmolz mit der Sonnenglut. Das sah man von der Reling aus schon von weitem. Rauch, Flammen, Tanzende. Und Gesänge, die zu ihnen herüberdrangen. Geschah das alles zu ihrem Empfang? Die drei *Nefs* schoben sich langsam in den Hafen hinein. Hier lagen zahllose Schiffe, einige setzten gerade die Segel.

»Die Kinder bleiben an Bord«, befahl Henri de Roslin. »Wir bilden eine Vorhut und erkunden die Lage in der Stadt. Wenn wir zurück sind, beraten wir, wie es weitergeht.«

Kapitän Alonso nickte. »Mir soll es recht sein. Wenn nur die Kreuzprediger nicht dazwischenfunken!«

Uthman wandte sich Henri zu. »Ich mache mich sofort auf den Weg zu meinem Onkel. Er ist ein Mustaliq und gehört zu den tonangebenden Derwischen der Stadt. Ich bin sicher, dass er mir rät, was wir tun sollen.«

»Was ist mit dir, Joshua?«

»Lass uns zusammen gehen. Aber wir müssen gewährleisten, dass nicht nur die Kinder, sondern auch die Prediger an Bord bleiben, bis wir zurück sind. Zu den Kindern rechne ich übrigens auch Marc, Jolanthe, Jean und Bettie!«

»Könnt Ihr dafür sorgen, Kapitän Alonso?«, Henri vertraute dem Schiffsführer.

»Ich verständige mich mit den beiden anderen Kapitänen. Wir werden unser Bestes tun. Es ist nur vernünftig, was Ihr sagt.«

»Nicht nur das, Kapitän«, sagte Henri. »Ich schärfe Euch noch einmal ein, damit wir uns keinen Illusionen hingeben: Wenn die Kinder unkontrolliert an Land gehen oder die Prediger dort das Kreuz zeigen und von Eroberung reden, gibt es noch heute ein blutiges Gemetzel in der Stadt.«

»Das will auch ich natürlich verhindern. Ich suche nur nach einer Fracht und segle nach Triest zurück. Alles andere geht mich nichts an.«

Henri sah, dass der Kreuzprediger Irenäus Anstalten machte, seine Sachen zu raffen und die Kinder von Bord zu führen. Er wies den Kapitän darauf hin. Alonso rief die Matrosen zusammen und ließ sie bewaffnen, um die Kinder und die Prediger in Schach zu halten. Die drei Freunde vernahmen hinter sich deren Protestgeschrei, als sie über die Strickleiter von Bord kletterten.

Uthman schleuste Henri und Joshua durch den Hafen in die Stadt. Sie kamen an Neugierigen vorbei, die sie an der Mole argwöhnisch beobachteten. Darunter war ein hoch gewachsener Mann in grüner Tunika und rotem Stirnband, an dessen Seite ein rothaariges Mädchen stand. Beide wirkten fremd unter den braunen Gestalten der Tänzer, beide blickten ihnen auf eine besondere Art nach, die von Freude, Anspannung und Ablehnung zugleich zeugte.

Uthman hatte jetzt seine Kleidung angelegt, er sah nun ganz aus wie ein Einheimischer. Henri und Joshua trugen die unauffällige Kleidung von Händlern. Henri sah mit seinem gestutzten, dunklen Bart und den wehenden, halb langen Haaren wie ein Sarazene aus, und Joshua wirkte mit seinem braunen Teint und den blitzenden Augen ohnehin wie ein Orientale.

Die Sonne drückte schwer auf die drei Freunde, aber sie freuten sich, die klamme Salzlufte, der sie während der Überfahrt ausgesetzt waren, abschütteln zu können. Byblos mit seinen flachen Häusern, den Palmenhainen, den Obelirken, den Ehrenmalen und den Geschäften in den Arkaden nahm sie gefangen. Der Duft aus den Garküchen in den Bogengängen lockte, es roch nach gebratenem Lammfleisch, Innereien und Zwiebeln. Uthman und Henri kauften einen frisch gerösteten Spieß, Joshua trank nur einen Becher Feigenwasser. In manchem Viertel schimmerte alles gelb und rot von den Spiegeln, Bechern und Töpfen der Bronzeschmiede. Henri betrachtete flüchtig sein verzerrtes Spiegelbild in den Oberflächen der Töpfe und fand, er müsse seine dunklen Haare stutzen. Uthman und Joshua dagegen blickten sich niemals in Spiegeln an.

Uthman fand den Weg zur Moschee nach einigen Umwegen. Als sie das Gebetshaus erreichten, hörten sie von drinnen laute Gesänge. Der Gottesdienst war noch im Gange, und sie warteten vor dem muschelförmigen Eingang.

Uthman erzählte von seinem Onkel und auf welchem verschlungenen Pfaden er mit seiner Sippe entfernt verwandt war. Er hoffte, ihn in der Moschee anzutreffen, denn der Mustalic wohnte in einem der angrenzenden Gebäude.

Als der Gelehrte nach einer Weile die Moschee verließ, erkannten sich er und Uthman sofort wieder. Sie gingen aufeinander zu, umarmten sich, küssten sich Hände und Stirn.

»Du musst uns helfen, Onkel«, sagte Uthman ohne Umschweife.

»Aber ja. Du bist mein Neffe!«, erwiderte der Geistliche ebenso direkt.

Al Qalawun war Oberhaupt einer weit verstreuten Sippe zwischen Beirut und Tripolis im Norden. Er führte die drei Gefährten in eines der Häuser, einen flachen Klinkerbau mit einem Innenhof, in dem Brunnenwasser plätscherte.

Sie setzten sich auf den großen viereckigen Teppich, dessen Muster sich in den Gärten draußen fortsetzte: Gärten mit sechs Wasserläufen und prächtigen Blumen, die üppig an deren Ufern blühten. Dienerinnen brachten Fruchtsäfte und Wasser, gekühlt in dem Eis, das im Winter von den Höhen des Libanongebirges im Südosten, eingewickelt in Palmblättern und Leinen, hergebracht und im Sommer in tiefen Kellern aufbewahrt wurde. Uthmans Onkel stellte eine lange Wasserpfeife mit marmornem Fuß vor die Gäste. Doch nur er rauchte.

Uthman brachte sein Anliegen vor. Der Derwisch hörte zu und strich sich durch den langen weißen Bart. Nach einer Weile sagte er:

»Dann ist also wahr, was uns heute Morgen dieses kleine Balg vorhergesagt hat. Wir konnten es nicht glauben und verscheuchten sie aus dem Gebetshaus, denn sie störte uns. Drei große Schiffe mit Kindern, die das Kreuz nach Jerusalem tragen wollen? Ich dachte, diese Zeit sei endgültig vorbei. Ich muss mich mit meinen Brüdern beraten.«

»Nein, Onkel«, warf Uthman ein. »Dann wird es in der ganzen Stadt herumgetragen. Es muss aber geheim bleiben. Die Ankunft der Kinder darf von den Einwohnern von Byblos nicht einmal bemerkt werden.«

»Aber was sollen wir mit drei großen Schiffen machen, die im Hafen ankern? Wie soll das verborgen bleiben?«

»Ihr könnt austreuen, es handle sich um Kaufmannsschiffe, die nach Zypern oder Rhodos zurücksegeln. Wenn wir schon nicht verhindern können, dass die Kinder an Land gehen, dann sollen sie es wenigstens in der Nacht tun. Wir leiten sie dann in einer großen Karawane zu den Stationen der Franziskaner, dort müssen sie irgendwie unterkommen.«

»Lasst sie auf den Schiffen, und fahrt mit ihnen zurück in ihre Heimat«, schlug der Derwisch vor. »Das wäre das Einfachste.«

»Das steht leider nicht in unserer Macht«, erwiderte Uthman. »Die Kapitäne müssen Fracht aufnehmen, um ihren Handelsherren in Triest, denen die *Nefs* gehören, Gewinne einzubringen. Wenn die Kinder an Bord bleiben, sind die Laderäume verstopft. Außerdem befinden sich Kreuzprediger an Bord, die sich nicht geschlagen geben werden.«

»Ein Irrsinn!«, schimpfte der Derwisch. »Ich bin ratlos.«

Henri warf ein: »Die nächtliche Karawane unter dem Schutz der Sarazenen von Byblos wäre die Rettung. Niemand würde das bemerken, niemandem würde etwas angetan werden!«

Der Derwisch legte die Stirn in Falten. »Ich muss darüber nachdenken. Stellt Euch vor, die Kreuzprediger hetzen unterwegs die Kinder auf, und es wird doch noch ein Kreuzzug aus der Sache. Dann heißt es, wir, die Derwische von Byblos, hätten einen neuen Kreuzzug unterstützt! Undenkbar!«

»Ich garantiere dafür, Onkel, dass die Kinder friedlich bleiben und bei den Franziskanern unterkommen«, beschwor ihn Uthman.

»Nein«, sagte der Derwisch. »Es geht nicht. Die Kinder bleiben auf den Schiffen und fahren wieder zurück. Ich kann eine andere Lösung nicht verantworten. Denn weiter südlich an den Küsten sind in diesen Tagen Frauen aus dem Frankenland angelandet, die zu einer großen Pilgerfahrt aufbrechen.«

»Bianca de Brie!«, entfuhr es Uthman.

»Du kennst diese Frauen, mein Neffe? – Sie wollen nach Jerusalem. Wir werden sie eskortieren, damit sie nicht auf dumme Gedanken kommen. Oder aber Beduinenstämme nehmen sich ihrer an – was allerdings für uns das Einfachste wäre.«

»Es würde für die Frauen Sklaverei in einem Harem bedeuten, Onkel.«

»Sicher. Aber haben wir sie gerufen? Stellt Euch vor, zweihundert verschleierte Töchter Allahs zögen durch das Frankenland – was würde mit ihnen geschehen? Würde man sie in Ruhe lassen? Unverschleierte europäische Frauen auf dem Weg nach Jerusalem! Man kann es nicht glauben. Wo sind wir denn?«

»Im Heiligen Land«, sagte Henri schlicht und erntete einen missbilligenden Blick. »Ich meine – diese Frauen werden friedlich reisen, meine Freunde kennen sie ja.«

»Wir haben sie im Frankenland kennen gelernt«, sagte Joshua. »Bianca de Brie ist eine vernünftige Frau aus der Champagne.«

»So? Nun – vielleicht können wir zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen«, überlegte der Derwisch. »Wenn es uns gelänge, diese Pilgerinnen mit den Kindern zusammenzubringen, dann könnten sie sich um sie kümmern. Und wir hätten beide Gruppen gleichzeitig im Auge.«

»Ja!«, rief Uthman. »Das wäre eine Lösung! Wo sind die Frauen angelandet?«

»In Yafo«, erklärte der Derwisch.

»Das ist zu weit«, sagte Uthman ernüchtert. »Wie sollen wir sie dort erreichen? Sie marschieren gewiss schon in Richtung Jerusalem. Wir müssten mit den Kindern bis nach Jerusalem, um sie dort mit den Frauen zu vereinigen. Aber niemals kommen wir mit einem solchen Treck durch das feindliche Land.«

»Versucht es!«, forderte der Derwisch. »Ich kann euch freilich keine Soldaten als Geleitschutz mit auf den Weg geben. Ihr müsst es auf eigenes Risiko versuchen. Ich stelle euch ein Schreiben aus, das euch bei den Scheichs der Regionen Durchzug garantiert. Aber schon die freien Beduinen werden sich um solche Papiere nicht kümmern. Ihr werdet Tag und Nacht in Gefahr sein! Und wenn es zu einem Zwischenfall kommt, kann dieser leicht eskalieren und in einem Blutbad enden.«

»Wir müssen es riskieren«, sagte Uthman und blickte dabei die Gefährten an. »Eine andere Lösung sehe ich nicht. Wir müssen tatsächlich bis nach Jerusalem ziehen, um die Kinder zu retten.«

Henri nickte. »Wir könnten es versuchen.«

»Es liegt bei uns«, meinte Joshua. »Wir müssen nur die Prediger im Auge behalten. Sie dürfen nicht zum Kampf aufstacheln. Einfluss auf die Kinder zu nehmen, darum kann ich mich bemühen.«

»Es sind über sechshundert!«, warf Henri unsicher ein.

»Versuchen wir es!«, sagte Joshua. »Es ist besser, als gleich hier in Byblos zu scheitern.«

»Ich lasse euch die Geleitbriefe schreiben«, sagte der Derwisch. »Kommt in zwei Tagen wieder in die Moschee. Bis dahin ist alles fertig. Allah sei mit euch!«

»Danke, mein Onkel«, sagte Uthman. »Friede sei mit dir!«

»Und auch mit euch!«, sagte der Derwisch.

Auf dem Weg zurück bot sich den Freunden in der Stadt ein Bild, das ihnen den Atem stocken ließ. Der Kreuzprediger Irenäus stand mit ein paar Einheimischen zusammen. Die Männer in weißen Gewändern und weißen Turbanen hörten ihm zu. Auch der Mann im grünen Umhang der Haschemiten

stand in der Gruppe. Man verständigte sich mit Händen und Füßen.

Henri entdeckte den Kreuzprediger als Erster. Die Freunde nutzten die Deckung eines Händlerstandes und versuchten, etwas zu verstehen.

»Er ist vom Schiff gegangen, obwohl er es nicht durfte«, sagte Henri. »Er ist ein unruhiger Geist. Was will er hier?«

Uthman spitzte besonders die Ohren. Nachdem er eine Zeit lang zugehört hatte, erklärte er: »Sie handeln Stückpreise aus.«

»Stückpreise? Für welche Ware?«

»Für Menschen!«

Henri schwante Böses. »Kannst du mehr in Erfahrung bringen?«

Uthman schnaufte. »Für die Kinder.«

Joshua sagte: »Für unsere Kreuzkinder etwa?«

»Ja. Der Bursche im grünen Umhang ist ein Jamal aus Jericho. Kaufmann, vielleicht auch Sklavenhändler. Und er bezeichnet sich als Propheten. Er hat angeblich vorhergesagt, dass wir kommen, aber man hat nicht auf ihn gehört. Und auch nicht auf seine Verlobte. Zum Glück! Sonst wäre unser Empfang vermutlich anders ausgefallen. Er bietet sich an, die Kinder zu kaufen, und feilscht um ein Kopfgeld.«

Henri verschlug es den Atem. »Und der Kreuzprediger?«

»Er versucht zu handeln. Er spricht ein miserables Arabisch.«

»Ich verdrücke mich und gehe zum Hafen«, sagte Joshua leise. »Ich will sehen, was auf den Schiffen los ist.«

»Tue das, mein Joshua«, sagte Henri. »Warte dort auf uns.«

»Sie werden jetzt wohl handelseinig«, erklärte Uthman. »Die Händler aus Byblos geben das Geld, der Haschemit soll die Karawane durch das Land führen, über das Libanongebirge in die Senke nördlich des Sees Genezareth, dann das Jordantal hinunter bis Jericho. Dort gibt er die Kinder ab, und sie werden als Sklaven ins östliche Arabien verfrachtet.«

»Der Kreuzprediger ist damit einverstanden?«

»Er macht das Geschäft seines Lebens! Kein Wort mehr von christlicher Moral und Kreuzzugsgedanken! Er ist einfach nur ein Sklavenhändler!«

»Dieser Hund! Wir müssen schnell handeln«, sagte Henri leise. »Bleib du hier, Uthman, und versuche, mehr herauszukriegen. Ich folge Joshua.«

»Gut.«

Henri nahm einen kleinen Umweg in Kauf, um nicht gesehen zu werden. Am Hafen bemerkte er das rothaarige Mädchen, das zu den drei *Nefs* hinüberstarrte. Henri überlegte, dass sie vielleicht die Verlobte des Kaufmanns sein könnte. War das möglich? Er wandte sich noch einmal um. Die Kleine stand unbeweglich da und zog ein Bein an.

Nun bemerkte Henri auch eine Schar von Neugierigen, die gestikulierend und durcheinander redend an der Mole standen. Und jetzt sah er, was inzwischen geschehen war.

Auf den Schiffen hatten die Matrosen einen Aufruhr der Kinder niedergeschlagen. Es hatte offensichtlich Tote und Verwundete gegeben. Die Kinder hatten an Land stürmen wollen, doch nur einigen war das gelungen, sie waren inzwischen im Gewirr der Straßen von Byblos verschwunden. Marc und Jolanthe standen an der Reling und winkten Henri. Er hatte jetzt auch Joshua entdeckt, der mit Kapitän Alonso sprach. Henri ging an Bord.

Alonso berichtete aufgeregt. Er erzählte, der Kreuzprediger und zwei seiner Gehilfen hätten sich über alle Verbote hinweggesetzt und das Schiff verlassen. Sie seien mit einem Haschemiten in der Stadt verschwunden. Die Kinder seien wie verrückt gewesen, hätten geschrien und das Kreuz emporgereckt. Und jetzt wären die Einheimischen auf sie aufmerksam geworden.

»Was soll ich tun?«, fragte der Kapitän händeringend. »Ich kann nicht länger untätig im Hafen liegen! Die Kinder müssen von Bord! Ich muss Ladung aufnehmen. Es warten schon hundert wertvolle Hengste, Ballen mit Seide, Kisten mit Gewürzen, Teeblättern und Muskatblüten. Das muss schnellstens an Bord!«

Joshua nahm Henri beiseite.

»Es ist beschlossene Sache! Die Kinder werden an Sklavenhändler verkauft! Die beiden anderen Kapitäne machen mit den Händlern gemeinsame Sache. Sie haben schon gleich nach der Ankunft unbemerkt einen Unterhändler in die Stadt geschickt, der alles einfädeln sollte.«

»Wir brauchen zwei Tage Zeit, bis der Derwisch uns die Geleitbriefe ausstellt.«

»Aber die nützen uns doch jetzt gar nichts mehr! Wir haben fürs Erste verloren, Henri! Wir können nur noch dafür sorgen, dass wir die Karawane nicht aus den Augen verlieren und rechtzeitig eingreifen, wenn etwas geschieht.«

In diesem Moment sahen die Freunde, wie Uthman wild gestikulierend angerannt kam. Er schrie schon von weitem:

»Die Sklavenhändler schicken ihre Soldaten! Sie werden gleich hier sein!«

»Wo sind die Kreuzprediger?«

»Sie sind in den Häusern der Händler und kassieren das Geld. Was sie dann machen, weiß ich nicht!«

Henri überlegte. »Woher sollen wir nur das Geld bekommen, um die Kinder wieder auszulösen? Uthman, kann dein Onkel uns welches beschaffen?«

Uthman wiegte den Kopf. »Das glaube ich nicht. Er wird sich nicht gegen die Sklavenhändler stellen wollen.«

»Wenn ich nur den Tempelschatz zur Verfügung hätte«, sagte Henri. »Vielleicht ziehen wir einfach mit der Karawane mit. In

Jerusalem, wenn wir dort jemals lebend ankommen, kann ich Geld auftreiben.«

»Woher?«

»Das bleibt Templergeheimnis, mein Uthman!«

»Ich verstehe.«

Joshua sagte: »Dort kommen dreißig schwer bewaffnete Sarazenen. Gegen sie zu kämpfen ist aussichtslos.«

»Ich werde die Kinder befreien!« Uthman ballte die Fäuste.

»Die Befreiung auch nur eines einzigen Sklaven sühnt ein großes Verbrechen, so steht es im Koran! Wissen das meine Glaubensbrüder nicht, diese verfluchten Hunde von Sklavenhändlern?«

Der Kinderbischof trat zu ihnen. Marc sagte: »Was geschieht mit uns? Der Kreuzprediger ist verschwunden und mit ihm alle anderen Geistlichen. Jetzt bin ich der Einzige, der unser Kreuz trägt.«

»Habt Geduld«, beruhigte Henri ihn. »Wir werden eine Lösung finden. Im Moment sieht es allerdings übel aus. Der Kreuzprediger aus Arles hat euch verkauft.«

»Verkauft?!«, schrie Marc.

»Wir werden mit euch nach Jericho ziehen!«, sagte Henri und legte Marc die Hände auf die Schulter.

In diesem Augenblick rief von der Mole her das rothaarige Mädchen. Sie winkte den Mädchen auf der *Nef* zu. Jolanthe winkte zurück und rief etwas. Bettie übersetzte ihre Worte. Die Kleine an der Mole nickte aufgeregt. Jolanthe flüsterte Marc etwas ins Ohr. Ehe Henri reagieren konnte, waren Jolanthe, Renéé, Bettie und zwei andere junge Mädchen über die Strickleiter von Bord geklettert.

Marc schrie Jolanthe hinterher, es sei gefährlich. Aber die lachte nur. Marc sagte zu Henri: »Sie spinnt. Sie will mit Renéé in Byblos bleiben und einen Harem aufmachen.«

»Vielleicht wäre es das Beste, die Sklavenhändler würden sie abfangen«, entfuhr es Uthman.

»Ist es nicht besser, sie eröffnen einen Harem, als eine Kreuzfehde in das Land zu tragen?«, fragte Joshua.

Sie sahen, wie die Mädchen von der Rothaarigen in Empfang genommen wurden. Sie steckten die Köpfe zusammen. Offenbar sprach Bettie einige Brocken Arabisch. Eilends verschwanden die Mädchen im Getümmel.

Die Sklavenhändler stellten sich unterdessen an der Mole auf und bildeten dort eine Reihe. So hielten sie die Schiffe im Auge, rührten sich aber nicht.

»Was haben sie vor?«, fragte Henri – mehr sich selbst als die Umstehenden.

»Sie werden Anweisung haben, bis zu einem bestimmten Zeitpunkt die Schiffe zu beobachten. Von Deck kommt jetzt kein Kind mehr herunter. Sie sind jetzt als kostbare Ware Eigentum der Händler.«

»Und wir?«

»Wir sollten uns erst mal beruhigen«, sagte Joshua. »Setzen wir uns in den Schatten des Schiffskastells. Wir müssen überlegen, wie wir die Kinder am besten beschützen können.«

»Auf jeden Fall begleiten wir die Sklavenkarawane auf dem Weg nach Jericho«, erklärte Henri grimmig. »Komme, was wolle.«

»Es ist vielleicht auch besser so«, sagte Uthman. »So sind die Kinder als Eigentum der Händler geschützt gegen Angriffe von außen. Das müssen wir schon mal nicht übernehmen.«

»Erzähle uns inzwischen, was im Koran über die Befreiung von Sklaven steht, Uthman«, schlug Joshua vor. »Dieses Wissen könnte uns hier sehr hilfreich sein.«

Uthman nickte. Er setzte sich bequem hin.

»Es ist die Sure mit der Stadt *Al-Balad*, die Sure neunzig des Korans. Gesprochen im Namen Allahs, des Gnädigen, des

Barmherzigen. Sie sagt das Folgende: *Ich schwöre bei dieser Stadt – und du wirst diese Stadt betreten – und bei dem Vater und dem Kind. Wahrlich! Wir haben den Menschen zu einem Stande des Kampfes erschaffen! Meint der Mensch, niemand habe Macht über ihn? Er spricht: Ich habe viel Gut aufgewendet! Meint er, niemand sehe ihn? Haben Wir ihm nicht zwei Augen zugeteilt, und eine Zunge und zwei Lippen? Dann haben Wir ihm die beiden Heerstraßen zu Gut und Böse gewiesen, doch er unternahm das Erklimmen nicht. Und was lehrt dich wissen, was das Erklimmen ist? Es ist die Befreiung eines Sklaven! Oder die Speisung an einem Tage der Hungersnot, einer nah verwandten Waise, oder eines Armen, der sich im Staub wälzt. Wiederum, er sollte zu denen gehören, die glauben und einander ermahnen zur Geduld und einander ermahnen zur Barmherzigkeit. Diese werden zur Rechten sein. Die aber nicht an Unsere Zeichen glauben, sie werden zur Linken sein. Rings um sie wird ein umschließendes Feuer sein.*«

»Danke, mein Uthman! Wir haben verstanden! Aber warum halten sich deine Glaubensbrüder nicht an diese Worte? Warum machen sie Sklaven, anstatt welche zu befreien?«

»Die Wege des Herrn sind unergründlich. Und Muhammad, Friede sei mit ihm, schrieb nur auf, was er empfing.«

Die jungen Frauen schlugen den Weg in die Innenstadt ein. Byblos war eine lang gestreckte Küstenoaase, immer wieder unterbrochen von Gärten. Laila ging betont langsam, sie wollte die kleine Gruppe nicht anführen, es sollte völlig harmlos und wie ein Spaziergang aussehen. Aber die anderen ließen ihr den Vortritt. Laila würde erst in ein paar Stunden bei Jamal sein müssen, sie war glücklich, sie wollte ihren neuen Freundinnen aus dem Land der Sonnenuntergänge alles zeigen, was sie

begehrten. Laila gab sich Mühe, sie hatte angemessene Kleidung besorgt und verteilte sie nun.

Es war ein schönes Bild, die fünf Mädchen mit wehenden Umhängen und hauchdünnen Schleiern vor ihren Gesichtern, sie stolzierten wie numidische Kraniche auf langen Beinen über die grünen Plätze, unter blühenden Dattelpalmen und Hibiskusbüschen dahin, die ein zierliches Netz aus Sonnenstrahlen und Schatten auf sie warfen.

Einheimische blieben stehen und riefen Scherzworte hinüber. Einige junge Männer ließen sich am Straßenrand auf die Knie fallen. Laila genoss es, Teil von etwas so Begehrten zu sein. Sie war Jamal dankbar dafür, dass er sie gewähren ließ. Jamal hatte gewusst, dass die Mädchen kamen! Hatte er sie nicht sogar herbeigerufen?

Das Wasser der Quellen in der Oasenstadt Byblos ließ überall Grün hervorsprossen, die Feuchtigkeit saß sogar im Holz der Häuser und dampfte in der größten Hitze. Überall am Straßenrand standen Bottiche mit frischem Wasser, auf dem Seerosen schwammen. Vor besonders reichen, flachen Häusern plätscherten Springbrunnen. René ließ sich von einem tanzenden Strahl die Unterarme kühlen und benetzte ihren nackten Hals. Das Wasser floss weiter durch marmorgefasste Rinnen in Becken und Schalen, die zwischen Säulen der Wandelgänge standen.

»Was für ein Luxus inmitten der unwirtlichen Wüste!«, sagte René. Bettie übersetzte ihre Worte.

»Nicht wahr?« Laila drehte sich zu den anderen um. »Byblos ist schön! Fast so schön wie Jericho. Dort ist unsere Heimat!«

Aus Färbereien und Webräumen drangen Stimmen von Männern und Gesänge von Frauen, aus Ställen waren Tierlaute zu hören. Aus den Gerbereien kam ein flüchtiger Geruch von Urin, der das Leder weich machte, dann legte sich wieder Blütenduft über alles. Männer saßen auf Hockern und rauchten

große, gläserne Wasserpfeifen mit einem Elfenbeinfuß, sie hoben beim Anblick der hübschen jungen Mädchen ihre schweren Augenlider wie uralte Echsen, die in der Sonne dösten. Zwischen ihnen liefen spielende Kinder und junge Hunde herum, kleine Mädchen in bunten Kleidern stießen sich an und lachten.

Nicht nur Byblos, das Leben überhaupt kann so schön sein, dachte Renéé. Warum bin ich nicht eher weggegangen aus diesem schrecklichen Aigues-Mortes, in dem es nur Salz gab?

»Wir brauchen nicht viel. Eigentlich nur Wasser – und Liebe«, sagte Jolanthe.

»Ja«, sagte Renéé. »Liebe ist ebenso kostbar wie Wasser.«

»Wir haben alle unseren Platz unter der Sonne«, sagte Laila. Aber die anderen Mädchen verstanden sie nicht. Nur Bettie nickte lachend.

Laila blickte ihre neuen Freundinnen an. Von Jamal wusste sie längst, dass alle als Sklaven verkauft werden sollten. Aber wie wäre es, wenn sie in Byblos blieben? Hier konnte man gut leben. Unbewusst hatte sie das den anderen zeigen wollen. Auch die Mädchen empfanden die besondere Stimmung in der Küstenoase und hatten ein entspanntes, glattes Gesicht. Laila bemerkte, dass die jungen Männer im Ort besonders Jolanthe anstarrten. Jolanthe tat, als bemerke sie es nicht.

Laila war ein bisschen neidisch. Ihr eigener mädchenhafter Körper war zwar vollendet schön, aber ihre knospenden Brüste winzig und den schlanken Proportionen angemessen, die Hüften waren schmal. Nur ihr verträumtes, ebenmäßiges Gesicht mit den sinnlichen dunklen Augen konnten mit Jolantes Schönheit und Sinnlichkeit mithalten. Aber spöttisch dachte Laila: Nur unser Gesicht blickt alle an, nicht ein noch so wohlgeformtes Hinterteil.

Bettie stolzierte hinter ihnen her. Sie wirkte wie ein junges, scheues Reh, dazu passte jedoch nicht, dass sie öfter kicherte

als die anderen. Auch jetzt wieder amüsierte sie sich. Als Laila wartete, bis sie an ihrer Seite ging und fragte, was los sei, antwortete Bettie:

»Ich habe mich gerade daran erinnert, dass wir auf einem Kreuzzug sind. Ich hatte es beinahe vergessen. Wenn Kreuzzüge so sind, mache ich alle mit.«

Jolanthe war der Gruppe vorangegangen. Einen Moment lang blieben die vier Begleiterinnen nebeneinander zurück. Sie betrachteten Jolanthe, die durch den Straßenstaub ging, aber durch die Strahlen der Sonne zu schreiten schien. Die tief stehende Sonne zeichnete eine Auriole um ihre Gestalt. Ein schönes Bild. Aber es trog. Denn Jolanthe war zwar sehr anziehend, aber ihr Charakter weitaus schäbiger, als ihr reizvolles Äußeres es vermuten ließ.

Frauen, dachte die kluge, kleine Laila, sind überhaupt nicht immer großartig, auch wenn sie toll aussehen. Sie hielt inne, durfte sie als Frau so denken? Sie beschloss, dass es ihr gleich sei, sie dachte, was sie wollte. Auch darin unterschied sie sich von den anderen Frauen, die sie kannte, die niemals wagten, über ihre eigennützigen Interessen hinauszudenken. Niemals würden sie einen Gedanken oder ein Gefühl zugeben, wenn dies ein ungünstiges Licht auf sie werfen konnte.

Die Frauen schlenderten planlos in Richtung der Oasenmitte weiter, die am Fuß zur ärmeren Oberstadt lag. Als sie ein ausladendes Haus passierten, in dem es einen *haram*, einen geheimen, gesicherten Ort für Frauen, gab, kam Laila ein Gedanke.

Laila schlug vor, einige Zeit im Innenhof des Harems zu verweilen und den Insassinnen zuzusehen.

»Wozu soll das gut sein?«, wollte eins der jungen Mädchen, das aus Toulouse kam und Salama hieß, widerspenstig wissen.

Reneé antwortete an Lailas Stelle: »Damit wir sehen, was wir Frauen können. Ich bin jedenfalls dafür. Vielleicht lernen wir etwas Schönes und Wichtiges.«

Das Mädchen Salama fügte sich, weil die anderen sofort begeistert waren. Reneé hatte selbst schon einmal daran gedacht, Lehrerin für Liebeskunst in einem *haram* zu werden.

»Also, dann los!«, ermunterte Laila.

Die eintretenden Frauen staunten schon in der Eingangshalle. Eine solche Pracht inmitten der Oasenstadt hatten sie nicht erwartet. Teppiche, Springbrunnen, überall Blumen in Vasen, über die Wände liefen ornamentale Schriften, Zitate der berühmtesten arabischen Liebesgeschichte.

»Schaut. Die Geschichte von Laila und Madschnun«, flüsterte Laila mit aufgerissenen Augen.

»Laila und Madschnun? Deine Geschichte?« Die Mädchen verstanden nicht.

»Nein, nein. Eine andere Laila. Aber sie sollen wirklich gelebt haben. Es war nicht wirklich Liebe zwischen ihnen, sondern Besessenheit. Wie traurig.«

Die Mädchen ließen sich alles von Bettie übersetzen. Während sie durch die Eingangshalle gingen und die Schrift an der Wand lasen, erzählte Laila die Kurzfassung:

»Laila und Madschnun liebten sich leidenschaftlich, jedoch verbotenerweise, weil ihre Familien verfeindet waren. Es endet traurig. Laila, zur Heirat mit einem ungeliebten Mann gezwungen, stirbt vor Kummer, Madschnun verliert den Verstand, irrt halb verhungert durch die Wüste und bricht schließlich an Lailas Grab tot zusammen.«

Bettie übersetzte radebrechend.

Salama sagte: »Frauen und Männer sollten mehr genießen als das dumpfe Glück der körperlichen Liebe. Sie ist nicht vergleichbar der hellen Seligkeit der geistigen Liebe – und die schließt Gott mit ein.«

»Da spricht die Kreuzfahrerin!«, warf Reneé spöttisch ein.
»Wo doch dein Leib ein einziger und fortwährender Schrei nach körperlicher Liebe ist.«

»Was redest du!«, empörte sich Salama. Aber sie sah nachdenklich aus.

Lailas Gedanken indes waren ganz woanders. Ihre Blicke flogen bewundernd über die Schönheiten der Schrift an den Wänden. Die Mädchen traten durch ein Tor in den Hof. Da hier gleichzeitig der verbotene Bereich, der *haram*, begann, wurden sie von einer älteren Frau aufgehalten. Als sie aber sah, wen sie vor sich hatte, gab sie mit einer großzügigen Geste den Weg frei.

Die jungen Frauen trauten ihren Augen nicht.

Im Hof gab es Bäume, deren Stämme von edlen, funkelnden Metallen umgeben und deren Blätter mit Silber überzogen waren. Wasserbecken und künstlich angelegte Bäche waren zu sehen, kleine hölzerne Brücken, Traumpavillons, Eiben und Zypressen spiegelten sich im Wasser. Seerosen formten sich zu einem Schriftzeichen zum Ruhm des männlichen Ungarn, den Laila, die Verlobte des Kaufmanns Jamal, unter den Namen *El Heurmak*, der Unzähmbare, *El Ahlil*, der Befreier, *El Hammache*, der Erreger, kannte.

Dahinter erkannten sie einen kleineren Garten, in dem rosa blühende Bäume standen, die Stämme waren mit rosafarbenem Stoff dekoriert. In der gleichen Farbe gekleidete junge Frauen saßen oder lagen hier und plauderten miteinander.

»Dürfen wir näher treten?«, fragte Laila die Kadin, die Wächterin.

Deren zustimmende Handbewegung leitete die neugierigen Frauen weiter.

»Sagt mir«, wollte die Kadin wissen, »was treibt euch hierher? Ihr seid fremd hier. Wer schickt euch?«

»Niemand schickt uns«, sagte Laila. »Ich zeige meinen Freundinnen, wie angenehm es sich in unserem Land leben lässt. Vielleicht bleiben sie hier. Vielleicht bleibe auch ich hier.«

Jolanthe schwieg. Ihrem Gesicht war abzulesen, dass ihr dieser Besuch missfiel. Aber die Blicke der Kadin wanderten bewundernd und gierig über den prachtvollen Körper der jungen weißhäutigen Frau. Jolanthe kam ihr wie eine der himmlischen *Huris* vor, eins der schönsten weiblichen Zauberesen, die im Paradies die Gläubigen bedienen.

Laila schaute und staunte. Bei alldem, was sie sah, wartete sie auf eine Regung in sich. Sie empfand die süße Stimmung im Harem als etwas Frivoles, Anziehendes. Gleichzeitig hatte sie das Gefühl, etwas Verbotenem beizuwohnen. Es erregte sie. Sie wehrte sich nicht gegen die Vorstellung, wie Jamal mit seiner Zunge über ihren Körper fuhr.

Die Kadin hatte sich angeboten, die Besucherinnen herumzuführen. Sie zeigte ihnen das Tor, in dem ein beschnittener schwarzer Eunuch, bekleidet nur mit einem Lendenschurz, Wache hielt.

»Was ist ein Beschnittener?«, wollte Bettie flüsternd wissen.

Laila dachte nach und gab dann leise zurück: »Sein Rohr kann nicht in dir bleiben. Es ist weich wie ein Schwanenhals.«

»Oh!«

Hinter dem Tor, das die Kadin auch Vogelhaustor nannte, kam das Tor des Essens, ein Dienstboteneingang, durch den die Mahlzeiten aus der Küche herbeigebracht wurden.

Auf Marmorbänken mit Sitzkissen saßen jetzt, nach dem Essen, noch junge Frauen vor Tablettts auf niedrigen Untergestellten, die als Esstische dienten, sie wuschen ihre Hände in Gefäßen mit Rosenwasser. Ihre rechten Gewandärmel waren bis zum Ellenbogen hochgeschlagen. Sie saßen sämtlich so, und Laila begriff, dass es vorgeschrieben

war, dass ihr rechtes Knie angewinkelt hoch stand, während das linke flach auf dem Boden lag. Es war feierlich ruhig, Essensgeräusche waren verpönt.

Die Mädchen bereiteten sich auf die nachmittäglichen Lektionen vor. Wie die Kadin bereitwillig verriet, bestanden die Schullektionen aus Musik und Tanzen, aus Entkleiden und Verführen, aus Körperpflege und Körperdiensten. Die schönsten Mädchen waren tscherkessische Sklavinnen. Laila brannte darauf, der Schule beizuwohnen, und in den Gesichtern der anderen jungen Frauen, diesmal war sogar Jolanthe eingeschlossen, sah sie das gleiche Verlangen.

Die Räume waren mit Fliesen, Wandmalereien und Schnitzwerk reich ausgestattet. Überall standen Diwane, Tische, teppichbelegte Sitzbänke und aus kostbaren Stoffen gefertigte Kissen. Die Frauen des Harems schliefen auf Matten, die tagsüber zusammengerollt hinter den Türen von Wandschränken verschwanden. Die Mahlzeiten wurden auf dem Boden vor niedrigen Tablettis sitzend eingenommen.

Kleine Zimmerbrunnen und das durch Drechselwerk vor den Fenstern einfallende Sonnenlicht schufen eine erwartungsvolle Atmosphäre. Kupferne Kohlenpfannen sorgten an den wenigen kalten Tagen für Wärme.

Die Kadin führte sie durch eine Galerie schöner junger Mädchen hindurch, die hochmütig oder gleichmütig blickten. Jolanthe lächelte einer von ihnen zu, deren fein geflochtenes Haar bis auf die Füße hing, aber sie wandte den Blick ab. Die Mädchen waren in schönes, mit Silberfäden durchwirktes Geschmeide gekleidet. Salama fühlte, dass der Anstand es ihr nicht erlaubte, still zu stehen und sie genau zu betrachten. Sie hätte sich gern mit einem Mädchen unterhalten, aber der Gedanke verflog, als die Kadin sie in ein rundes Gemach führte.

Auf einem drei Stufen erhöhten und mit persischen Teppichen bedeckten Sofa saß hier eine halb nackte, üppige Frau und lehnte sich an weiße, auf Atlas gestickte Kissen. Zu ihren Füßen erblickten die Eintretenden zwei junge Mädchen, die so alt sein mochten wie sie selbst, schön wie Engel, in kostbare Stoffe gehüllt und mit Juwelen fast zugedeckt. Die Frau gab den Mädchen ein Zeichen, und sie begannen Melodien auf Instrumenten zu spielen, die teils einer Laute, teils einer arabischen Zither glichen, sie sangen dazu und bewegten sich bei einem Tanz.

Die sanften Töne und aufreizenden Bewegungen, die sehnsüchtigen Blicke, die Gedanken der jungen Besucherinnen kreisten unwillkürlich um die Liebe. Aber war es nicht unzünftig, von dieser frivolen Anmut angestachelt zu werden? Mein Gott, sie waren auf einem Kreuzzug!

Jede von ihnen schüttelte diesen Gedanken ab. Das Kreuz war eine ganz andere Sache. Es spielte in diesem Moment keine Rolle. War es nicht ohnehin eine Angelegenheit von Jungen, die Männer spielten? Sie fühlten eine an diesem Ort merkwürdige, aber nicht unangenehme Beklemmung. Plötzlich machten sie sich bewusst, wo sie sich befanden: in einem Freudenhaus.

Aber war es wirklich Sünde, die Kunst der Liebe kennen lernen zu wollen, das Schönste zu lernen, um den Ehemann zu beglücken? Die Mädchen aus dem Abendland hatten nie ernsthaft darüber nachgedacht. Nur Reneé besaß Erfahrungen dieser Art, dachte aber mit Widerwillen an Jean-Luc, den Salinenarbeiter.

Laila hatte in Jericho öfter anzügliche Gespräche belauscht, wenn die Mächtigen der großen Familien ihre Feste feierten. Als heimliche Zuhörerin, die im Dunkel stand, war sie gleichzeitig fasziniert und abgestoßen von der Schamlosigkeit der Männer. Und wenn die Weiber unter sich waren, auch ihre

Amme und ihre Dienerinnen, und von den Freuden der Wollust schwatzten, hatte sie nur unwillig zugehört.

Sie verspürte damals nur ein geringes Interesse an diesen Dingen, sie war auch noch viel zu jung gewesen. Nur wenn die Dichter und Sänger auf den Marktplätzen von der Liebe erzählten, dann hatte sie stets mit glühendem Herzen zugehört. Dann wurde ihre Phantasie angeregt, und sie hatte sich vorgestellt, wie es wäre, wenn ein Mann erst sich entkleidete und dann sie selbst und zu ihr käme. Durch die Lebhaftigkeit der Vorstellung fiel ihr plötzlich das Atmen schwer. Aber gleichzeitig war es ihr lustig vorgekommen, wie ein Spiel, sie musste lachen.

Und dann hatte sie Jamal kennen gelernt.

Sie hatte seinen schönen Mund gesehen, inmitten seines dichten, sorgfältig geschnittenen Bartes, sie hatte in seine hellen, entschlossenen Augen geblickt. Eines Tages hatte er mit seiner ruhigen Stimme die Worte zu ihr gesagt, die ihr Herz erbeben ließen: Du wirst mich heiraten. Er hatte nicht gefragt, ob sie ihn heiraten wolle. Sie hätte auch nicht gewusst, was sie hätte sagen sollen. Er wollte sie! Als ihr das schlagartig bewusst geworden war, war sie bis in das Zentrum ihres Herzens hinein erschüttert.

Wohin würde er mit ihr gehen? Würde sie eintreten in dieses geheimnisvolle Dunkel, das vor ihr lag, in den Dämmer der warmen Höhle? Würde sie ihm trauen können? Sie hatte es gewagt, ihm *auf dem Weg* zu folgen. Es war erst vor kurzer Zeit geschehen, bei ihrer Ankunft in Byblos. Und es war so schön gewesen! Zum Sterben schön!

Bettie stieß Laila an. »Was ist mit dir?«

Plötzlich bleich geworden, begriff Laila, wie tief sie in ihren Tagtraum hinabgeglitten war.

Laila schalt sich eine Närrin, dass sie unbedingt in den Harem gewollt hatte. Sie wäre gern sofort gegangen. Aber ihre

Führerin war noch lange nicht am Ende, sie erklärte alles mit feierlichem Ernst. Und während die Schülerinnen, die freien arabischen Konkubinen und christlichen, meist abessinischen Sklavinnen sich sammelten und einem überdachten Schulungshaus in den Gärten zustrebten, beobachtete Laila ihre weißen Gefährtinnen.

Salama und Jolanthe gaben sich noch immer Mühe, unbeteiligt zu wirken. Aber Laila bemerkte, wie sie sich keine Einzelheit entgehen ließen, und wenn einer der stattlichen, schwarzen Eunuchen in der Nähe war, strafften sich ihre Leiber, sie hoben stolz den Kopf und schritten gravitatisch weiter.

Die Besucherinnen erfuhren, dass die Verwalterin des Harems eine Jüdin war. Das überraschte sie, denn Jüdinnen waren für sie Feindinnen, die man als Christin besser mied. Zudem gab es für junge Jüdinnen keine Liebesschule. Aber die Herrin führte das Unternehmen wie eine Karawanserei, nüchtern und gewinnbringend. Die Sinnlichkeit, die Lust, das war in erster Linie ihr Geschäft. Sie wurde bei ihrem Auftreten mit Handküssen begrüßt, und niemand durfte sie unaufgefordert ansprechen. Die jungen Mädchen des Harems liebten sie dennoch, denn sie war gerecht und kümmerte sich um alle wie eine leibliche Mutter. Obwohl der Eintritt in die Liebesschule freiwillig war, konnte ohne Einwilligung der Verwalterin kein Mädchen den Harem verlassen.

In einem der Räume sahen die Besucherinnen nun, wie Mädchen eingekleidet wurden. Laila wusste, dass der Prophet den Frauen, aber auch den Männern gebot, bescheiden zu sein. Männer sollten keine Gewänder aus Seide und Brokat, keine roten und gelben Stoffe tragen. Frauen sollten keine Kleider mit übermäßig langen Schleiern und weiten Ärmeln tragen. Die Mädchen im Harem probierten jedoch luxuriöse

Ehrengewänder an. Sie waren so aufwändig und kostbar wie die von Königinnen.

Es würde unserem Propheten nicht gefallen, dachte Laila. Vielleicht nicht mal meinem eigenen Propheten. Bestickte Seide, Damast, Brokate und Satin, Litzen, Borten, Goldkordeln, dazu Schmuck in jeder nur denkbaren Form.

Laila sah Mädchen, die einen weit ausgeschnittenen Kaftan trugen, und das Hemd darunter blieb ebenfalls offen, der Busen blieb unbedeckt. Das Kleid wurde an der Taille durch drei oder vier eng beieinander stehende Perlen und Diamantenknöpfe zusammengehalten. Die Ärmel des Gewandes waren von den Schultern abwärts bis zu den Ellenbogen eng anliegend, um sich dort zu weiten und manchmal bis auf den Boden zu reichen.

Auf dem Kopf trugen einige Mädchen eine kleine Kappe aus goldenem Tuch. Bänder um ihren Hals und Perlenketten mit einem Edelstein, die ihnen über dem nackten Busen hingen, und Juwelen in den Ohren verliehen ihrer Erscheinung etwas Künstliches. Sie sahen aus wie Puppen. Ihre Jacken hatten Ähnlichkeit mit Soldatenröcken, manche waren rot, manche blau, sie wurden gehalten von Spitzen; sie trugen Pluderhosen aus dünner Baumwolle, weiß wie Schnee und fein wie Musselin, sodass die Haut ihrer Glieder durchschimmerte. Die Hosen reichten bis zu ihren Waden, manche trugen Stiefel aus feinem Ziegenleder, die Beine von anderen waren nackt, mit einem Goldring an den Fesseln geschmückt.

Die Besucherinnen waren entzückt von der Schönheit der Mädchen. Renéé ertappte sich dabei, wie sie sich mit den Fingerspitzen über die Brüste fuhr. Die Gesichter der Haremsmädchen waren weiß und schwarz. Das Haar, die Augenbrauen und Wimpern pechschwarz, die Haut hell und rein, die Augen von dunklen Rändern umrahmt, der Mund schwarz eingefärbt.

Laila dachte sehnsüchtig an Jamal. Die Kadin erläuterte, dass die Mädchen ihren Teint mit einer weißen Jasminpaste aufhellten und die Wangen mit dunklem Staub betupften. Die Augenbrauen wurden zu beiden Seiten kunstvoll verlängert, sie stießen genau über der Nasenwurzel zusammen.

Nur die Tscherkessinnen waren blond. Über ihrem ganzen Leib schien ein goldener Schimmer zu liegen.

Die Mädchen kauten den Bast des Walnussbaumes, denn er verlieh Zahnfleisch und Lippen die gewünschte Rotfärbung. Um die Zähne weiß zu halten, wurde Mastix, das Harz einer Pistazie, gekaut. Für guten Atem sorgte das Kauen von Gewürznelken. Wölkchen von Moschus, Kampfer, Aloe, Ambra und Sandelholz umgaben ihre Leiber wie Duftkissen.

Sie waren unsagbar schön. Wie viel Aufwand doch für etwas so Unbedeutendes und Flüchtiges wie körperliche Reize getrieben wird, dachte Laila. Und sie wurde sich ihres eigenen Körpers bewusst. Sie spürte plötzlich ihre Brüste und ihre Schenkel. Ja, es war zweifellos schön, eine Frau zu sein! Wie viel konnte eine Frau einem Mann schenken!

Liebe mich, Jamal!, durchfuhr es Laila. Und heirate mich bald in einer Wüstennacht!

Sie stellte sich vor, wie Jamal, von einem Wüstenritt kommend, sie ausziehen, baden, abtrocknen, salben und massieren würde. Und dann würden sie tun, was Mann und Frau schon seit Anbeginn der Zeiten tun. Sie würden gemeinsam in den mattgoldenen Dämmer jener Höhle abtauchen, in dem der gute Geist der Liebe wohnte. Und Allahs Auge würde wohlgefällig auf ihnen ruhen.

Wieder wurde Laila aus ihren Gedanken gerissen. Sie blickte verwirrt auf die Szenerie vor sich. Sie befanden sich in einem Bad. Dampf stieg auf.

Die Mädchen und Frauen saßen oder standen auf hölzernen Rosten und Bänken, sie schützten ihre Füße durch das Tragen

von Holzstelzen vor Verbrennungen, denn der Marmorboden war sehr heiß. Unter dem Boden mussten Feuer entfacht worden sein, die Besucherinnen spürten die durchdringende Wärme.

Unterdrücktes Gelächter, Getuschel und flüsternde Gespräche drangen an ihre Ohren. Es mussten hundert Mädchen sein, die sich hier aufhielten.

Bettie trat neben Laila und legte ihr den Arm um die Hüften. Beide blickten auf das Bild vor sich, auf nackte Frauen, nur einige flüchtig bekleidet mit feinem Leinen, der so feucht vom Dampf war, dass er die Körperkonturen vollständig nachzeichnete.

Eifrige Sklavinnen, nackt von der Hüfte aufwärts, huschten hin und her, die Arme vor dem angehobenen Busen verschränkt, auf ihren Köpfen balancierten sie Stapel von Tüchern mit Fransen. Gruppen reizender Mädchen, lachend, schwatzend sich mit Säften und Früchten erfrischend, saßen zusammen. Einige posierten stehend und räkelten sich schamlos. Hin und wieder übergossen sie sich mit einem Schwall kühlen Wassers, und die Besucherinnen verspürten selbst den Wunsch, sich zu baden und zu salben, zu duften und sich nackt vollkommen ungezwungen zu bewegen.

Die Frauen, die sich gereinigt hatten, gingen nach nebenan, wo Diwane standen und Sklavinnen sie in warme Tücher hüllten. Sie rieben Essenzen in ihr Haar, trockneten es aber nicht ab, sondern deckten es nur mit schönen Tüchern aus besticktem Musselin zu. Beim Nähertreten erkannten die Besucherinnen, dass es sich bei dieser Essenz um eine Paste aus zerstoßenen Lorbeeren und Henna handelte. Parfümiertes Wasser, in dem Rosenblätter schwammen, wurde über Gesicht und Hände gegossen, man zupfte die Augenbrauen in eine halbrunde Form, trug Eiweiß um die Augenpartien auf, und die

matten Badenden sanken unter einer Decke aus Satin oder einer leichten Daunenfüllung in einen wohligen Schlummer.

Andere Frauen ließen sich massieren, mit Handschuhen aus weichem Ziegenhaar abreiben. Sie seiften sich an gewissen Stellen ein oder trugen Honig auf, enthaarten sich vollständig, wuschen die Hautstellen mit Myrtenwasser ab, frottierten sich, bewunderten die Reize der Gefährtinnen.

Geheimnisse wurden flüsternd erzählt, Dienerinnen brachten Wasserpfeifen, Vertraulichkeiten wurden ausgetauscht. Die Allgegenwart des Weiblichen nahm die schauenden Besucherinnen als etwas Aufregendes und Neues gefangen.

»Ich hätte das alles schon früher sehen wollen«, seufzte Renéé. »Dann hätte ich mich schon früher für den Dienst an der Liebe entschieden. Ich finde alles herrlich – ich will hier bleiben.«

»Dann bleib doch!«, erwiderte Jolanthe.

»Warum bekommt man so was nicht regelmäßig geboten?«, klagte spaßend Renéé.

Die Kadin führte ihre Gäste weiter. Als Renéé Laila unbeabsichtigt anstieß und ihre Hüften sich berührten, spürte Laila die Hitze, die von der schönen Frau ausging.

Laila wollte wissen, was die Mädchen und jungen Frauen sonst noch taten. Sie fragte die Kadin.

»Sie musizieren, tanzen und gehen spazieren, sie dürfen sich nicht anstrengen, damit sie ihre Schönheit behalten. Manchmal spielen sie im Garten Fangen oder ein Spiel, bei dem Seemussheln geworfen werden. Oft kommen neue Mädchen dazu, und natürlich gehen die fort, deren Ausbildung beendet ist, dann veranstalten wir ein Fest. Wir machen Spaziergänge und reiten aus – in strenger Begleitung aller schwarzen Eunuchen.«

»Ich habe einen solchen Ausritt von Haremsdamen noch nie gesehen«, wunderte sich Laila. »Weder hier noch in Jericho.«

»Er wird auch geheim gehalten, denn sonst könnten wir uns vor neugierigen Blicken nicht retten. Manchmal werden wir auch zu Stammesfürsten eingeladen, die Beduinen lieben unsere Tänze. Dann reisen wir nachts. Kennt ihr die kleinen, verträumten Oasen mit den süßen Wassern in der Umgebung?«

Bettie übersetzte die Frage, und die Besucherinnen verneinten. Laila sagte: »Ich habe keine Zeit für Ausflüge. Im Haus Jamals gibt es reichlich zu tun.«

»Ihr versäumt viel!«

Jolanthe sagte: »Die Freuden, die wir jungen Frauen draußen in der Welt empfangen, werden den Haremsdamen wohl immer verschlossen bleiben.« Und die anderen nickten ihr zu, wirkten aber nicht sehr überzeugt.

Die Kadin lud ihre Gäste zu Pilaw ein, einem in Fleischbrühe gegarten Reisgericht mit Täubchenfleisch, dazu gefüllte Weinblätter. Die Speisen wurden bereits zum Tor des Essens gebracht. Die weißen Besucherinnen waren hochofret, aber Laila lehnte ab.

»Wir müssen zum Hafen zurück.«

Enttäuscht sagte ihre Gastgeberin: »Nehmt wenigstens Gebäck. Ein sanftes und liebliches aus Butter und fein gemahlenem Mehl, duftend nach Anis mit einer Ahnung von Muskat und einem Hauch von Rosmarin, gemischt mit den kernlosen Sultaninen, garniert mit den schwarzen Augen der Korinthen und den elfenbeinweißen Ovalen der süßen Mandeln.«

Laila erwiderte: »Ihr seid eine Poetin, Kadin! Welch ein verfeinertes, leichtes Leben! Davon hat mir Jamal noch nichts erzählt. Ich dachte, so etwas gäbe es nur an großen Höfen von Scheichs und Sultanen!«

Die Kadin lächelte verständnisvoll. »Wollt ihr rauchen? Probiert die Wasserpfeife. Ihr Rauch ist kühl, er steigt aus

Kirschen und Rosenblättern auf. Ganz das Richtige für wache Frauen, wie ihr es seid.«

Diesmal sagte Laila: »Wisst Ihr nicht, Kadin, dass Rauchen die Zähne schwärzt?«

»Dagegen gibt es Mittel.«

»Nein. Dagegen hilft nur – Nichtrauchen.«

Bettie lachte. Die Kadin blickte etwas strenger.

»Ich sagte schon, wir kennen die Mittel, unsere Zähne sauber zu halten, kleine Person.« Dann wurde sie milder: »Aber du beispielsweise, du bist so jung und so schön. Du solltest zu uns in den Harem kommen und lernen. – Lernen!«

»Kadin!«, erwiderte Laila. »Meine Lektionen bestehen aus andern Stoffen, als Ihr denkt. Frauen, das ist mir gerade im Harem ganz bewusst geworden, sollten nicht nur eine Hülle für männliche Wünsche sein. Sie sollten gleichrangige Gefährtinnen des Mannes sein. Und dazu, denke ich, braucht es andere Schulstunden, als man sie in diesem Harem bekommt.«

»Bravo, Laila!«, stimmte Bettie zu. Die anderen Mädchen wollten wissen, was Laila gesagt hatte.

Die Kadin blieb beharrlich. »Nehmt doch wenigstens ein Getränk zu euch! Aus Essenzen von Gardenien, Lindenblüten und Kamille, mit Aloe gewürzt, mit einem Duft von Rosenöl verfeinert.«

»Wir gehen!«, entschied Laila. »Es war sehr lehrreich, und wir danken dir, Kadin.«

Die anderen Frauen nickten und seufzten. Laila führte nicht nur das Wort, weil sie die Sprache der Kadin sprach. Sie wirkte trotz ihrer Jugend am erfahrensten. Laila forderte die Gefährtinnen mit einer Geste auf, an ihr vorbeizugehen. Aber Renéé blieb plötzlich stehen und sagte:

»Ich habe mich entschlossen. Ich bleibe hier. Ich will die Liebe lernen.«

Das junge Mädchen, dessen Namen niemand kannte, war ebenfalls stehen geblieben. »Ich bleibe auch hier.«

Die übrigen drei wollten widersprechen. Aber dann ließen sie es.

Jolanthe sagte: »Macht, was ihr wollt.«

Sie umarmten sich flüchtig. Für große Gefühle war kein Platz. Dann gingen auch Jolanthe, Bettie und Salama hinaus. Laila war bereits auf der Straße.

Draußen stand die Abendsonne schräg, und die Luft war noch immer sehr heiß. Wie kühl und angenehm es dagegen in den Räumen und Gärten des Harems gewesen war!

»Was meint ihr, war es nicht wunderschön da drinnen? Vielleicht kehren wir doch wieder um und bleiben, wie die beiden anderen Mädchen«, sagte Salama.

»Es steht jeder frei«, entgegnete Laila. »Vielleicht hatte ich ja sogar diese Absicht, als ich euch hierher führte. Ihr Mädchen aus dem Abendland kennt ja keinen *haram*. Und ihr lernt die Liebe viel zu spät – oder gar nicht. Ich kehre zurück zu Jamal. Er wird bald von seinen Geschäften eintreffen, und dann will ich für ihn da sein.«

Die anderen schwiegen, wandten sich noch einmal um und dachten an die Mädchen, die im *haram* geblieben waren. Dann gingen sie stumm den Weg zurück, den sie gekommen waren, jede hing ihren Gedanken nach.

Es war still im Ort.

Aber als sie am Hafen ankamen, war der Aufruhr im vollen Gange.

Henri hatte alle Hände voll zu tun, die Angreifer abzuwehren. Byblos schien sich bewaffnet zu haben. Jeder Einwohner schwenkte eine Waffe gegen die Schiffe, dorthin, wo die Kinder versuchten, über die Reling zu springen. Aber sie

kamen nicht weit. Inzwischen war ein Heer von sarazenischen Kämpfern aufgezogen und fing sie ab. Überall versuchten die Kinder, den Sperrriegel von weiß gekleideten Arabern zu durchbrechen. Es gelang keinem einzigen. Und die Einwohner von Byblos bedrängten inzwischen die *Nef*, erklimmen die Strickleitern, schlangen Knüttel oder auch nur Besenstiele. Henri wollte keinen Angreifer töten. Aber er schlug nieder, wen er erreichte.

Kapitän Alonso brüllte zu den beiden anderen Schiffen hinüber. Aber seine Kollegen dort machten gemeinsame Sache mit den Sklavenhändlern. Henri sah, wie Kinder gefesselt wurden. Man schlug sie und stieß sie an die Reling. Dort wurden sie von Sarazenen in Empfang genommen. Auf der Mole tauchten in diesem Moment Jolanthe, Bettie und Salama auf und ließen das rothaarige Mädchen zurück, das sich an den Haschemiten schmiegte, der das Geschehen zu dirigieren schien.

Henri stieß gleich drei Männer aus Byblos über die Reling ins Wasser. Er sah, dass Joshua einen Wassereimer am Griff, der aus einem Seil bestand, herumschleuderte, um sich Angreifer vom Leib zu halten. Die Kinder hatten sich ängstlich ins Unterdeck oder nach achtern zurückgezogen, wo die Aufbauten des Kastells sie vor dem Zugriff schützten. Uthman schrie in Richtung der Sarazenen auf der Mole. Und er erreichte schließlich, dass die Angriffe aufhörten. Die sarazenischen Kämpfer riefen die Männer aus Byblos zurück. Uthman war klar, dass ein Gemetzel nur vermieden werden konnte, wenn sie mit den Kämpfern für einen geordneten Abtransport der Kinder sorgen würden. Das schmerzte ihn in seiner Seele, und er nahm sich vor, jeden der folgenden Tage damit zu beginnen, eine Sure gegen den Sklavenhandel zu rezitieren, damit Allah zu Wort kam. Aber im Moment konnte man nichts anderes tun.

Die Männer von Byblos gehorchten den Anweisungen der Furcht erregenden Bewaffneten an der Hafenmole. Sie zogen sich von den Schiffen zurück. Die beiden *Nefs* rechts und links waren bereits geleert. Die Kinder standen, in einer Reihe mit Seilen aneinandergebunden, auf den Landungsstegen, viele weinten. Einige Mädchen knieten nieder und beteten. Andere ließen sich einfach in den Staub fallen und weigerten sich, wieder aufzustehen. Die Sklavenhändler traktierten sie mit Tritten und Hieben.

Henri sah das alles und schwor sich, diese Kinder nicht ihrem Schicksal zu überlassen. Er würde ihrem unseligen Zug folgen, um sie in einem günstigen Moment zu befreien. Er blickte zu Uthman. Sie dachten in diesem Augenblick das Gleiche und konnten sich aufeinander verlassen.

Uthman rief einen der Anführer der Sklavenhändler an Bord. Zu seiner Überraschung kam der Haschemit der Aufforderung nach. Das rothaarige Mädchen wich nicht von seiner Seite. Von unten schrie Jolanthe:

»Sie heißt Laila. Sie hat uns einen Harem gezeigt. René und ein anderes Mädchen sind dort geblieben.«

Nun gut, dachte Henri. Darauf kommt es jetzt auch nicht mehr an. Es werden noch einige dieser Mädchen im Harem landen. Und vielleicht ist das nicht einmal das Schlechteste, das ihnen widerfuhr. Er trat zusammen mit Uthman auf den Haschemiten zu. Uthman machte eine grüßende Geste.

»Ich heiße Jamal. Kaufmann aus Jericho. Ich habe die Kinder im Auftrag von Sklavenhändlern gekauft und führe sie nach Jericho. Sie gehören Euch nicht mehr, also geht jetzt von Bord.«

»Wir können Euch die Kinder nicht ausliefern, wir sind für sie verantwortlich«, sagte Uthman.

»Nicht mehr«, sagte Jamal.

»Was geschieht mit ihnen?«, fragte Uthman.

»Mein Bruder«, entgegnete Jamal, und seine kräftige, braune Gestalt reckte sich, »solange ich für den Zug verantwortlich bin, werde ich versuchen, sie zu beschützen. Schärft den Kindern ein, dass sie sich nicht widersetzen sollen und nicht fliehen dürfen. Dann geschieht ihnen nichts.«

»Was wird aus ihnen, wenn sie in Jericho sind?« Uthman blieb hartnäckig.

»Das ist nicht meine Angelegenheit. In Jericho übergebe ich sie einem Händler, der dort auf sie warten wird. – Arabien ist groß!«

»Das heißt, sie werden über das ganze Land verteilt und verschwinden in der Wüste?«

»Was die Herren mit ihren Sklaven anstellen, ist deren Angelegenheit«, sagte Jamal und legte sich die Hand auf die breite Brust. »Solange sie in meiner Obhut sind, geschieht ihnen nichts.«

»Das verspricht Ihr uns, Jamal?«

»Ja!«

»Mein Verlobter hält immer, was er verspricht«, mischte sich Laila ein. »Ich kenne ihn gut. Ihr könnt ihm vertrauen.«

»Kleine Laila«, sagte Jamal, »sei nicht vorlaut. Aber es stimmt, was sie sagt, ich halte meine Versprechen.«

In diesem Moment sprang Marc, der Kinderbischof, über Bord. Er klatschte ins Hafenwasser, schwamm mit ein paar kräftigen Stößen an Land und rannte auf Jolanthe zu. Er versuchte, das Mädchen zu greifen und mit ihm zu fliehen. Bisher hatte Jolanthe im Schutz der Menge, die nur Augen für die Vorgänge auf den Schiffen hatte, keine Aufmerksamkeit erregt. Ebenso wenig wie ihre beiden Begleiterinnen. Jetzt wurde man auf sie aufmerksam. Als Marc Jolanthe erreichte und mit ihr davonrennen wollte, wurden beide von Arabern zu Fall gebracht. Sie stürzten und wurden sofort gefesselt. Man stieß sie in Richtung der anderen Kinder.

»Es hat keinen Zweck, sich zu widersetzen«, sagte Uthman zu Henri. »Lassen wir den Dingen ihren Lauf. Die Kinder gehören diesem Mann und den Sklavenhändlern.«

Henri rief Joshua, und sie gaben den Weg frei. Die Kinder wurden an Land geführt. Einige wehrten sich und sahen flehend zu Henri. Er wandte sich ab. Er wollte das Elend nicht sehen, das die Kreuzprediger den Unglücklichen beschert hatten.

Wo waren eigentlich diese Kreuzprediger?

Henri blickte sich um. Auf dem Schiff waren sie nicht zu sehen. Auch nicht auf den beiden anderen Schiffen. Dort wurden bereits Waren aufgeladen. Dann erblickte er Irenäus aus Arles mit seinen drei Gehilfen mitten in der Menge am Hafen. Sie standen dort unauffällig, inzwischen wie Einheimische gekleidet, und wirkten wie Unbeteiligte.

»Irenäus!«, rief Henri hinüber. »Ihr werdet nicht davonkommen! Gott soll Euch strafen! Was Ihr den Kindern antut, das wird auf Euch zurückfallen.«

Die Kreuzprediger rührten sich auch jetzt noch nicht. Dann jedoch wendeten sie sich brüsk ab und tauchten im Menschengetümmel unter.

Als Jamal seine Anweisungen zu den Wartenden auf der Mole hinunterrief, sagte Laila leise zu Uthman:

»Ich werde mich um die Mädchen kümmern. Ich tue, was ich kann. Mein Verlobter ist ein Prophet, ich erfahre von ihm eher als von allen anderen, was passieren wird. Ich kümmere mich um die Mädchen, es soll ihnen nichts geschehen. Glaubt mir, nicht nur das Schicksal der Sklaven ist hart hier. Auch für viele andere ist das Leben in Arabien mühsam und beschwerlich.«

»Das tröstet die Kinder wahrscheinlich nicht«, sagte Uthman. »Aber du hast keine Schuld an ihrem Schicksal. Sie haben es sich selbst eingebrockt. Dieser ganze Irrsinn ist von uns

verschuldet, und wir müssen zusehen, dass wir das Schlimmste verhindern.«

»Bleibt auf der Reise in unserer Nähe«, sagte Laila.

»Ich lasse euch von Zeit zu Zeit Nachrichten zukommen.«

»Warum tust du das für uns?«, wunderte sich Uthman.

»Ich habe neue Freundinnen gewonnen«, erwiderte das schöne Mädchen. »Und ich will sie nicht gleich wieder verlieren. Ich passe auf sie auf.«

»Wir werden der Karawane mit sicherem Abstand folgen«, sagte Uthman. »Am Abend, wenn sie rastet, kannst du uns hin und wieder die Neuigkeiten überbringen.«

Laila versprach es.

Byblos!

Der Name hatte in Henri blühende Vorstellungen hervorgerufen. Bilder in Azur und Gold hatten sich in seinem Kopf gebildet, warmer Wind und der Duft der abendlichen Stadt, Glöckchen an den Kleidern junger Frauen, Männer, die bedächtig ihre weiten, schneeweißen Gewänder ordneten.

Stattdessen erblickte er eine Stadt im Chaos. Verängstigte Kinder, die am Rand des Hafens zusammengepfercht waren und in der Sonne auf dem Boden hockten, Einwohner, die Staub aufwirbelten, während sie auf Pferden um die Kinder herumritten, die Fäuste geballt und Drohungen ausstoßend. Schon ließen sich Geier nieder und hackten auf den Leichen herum, auf Kinder, die an Entkräftung gestorben waren und einfach auf Müllhaufen geworfen wurden.

Byblos war eine stinkende Stadt, eine Stadt, die sich an Gewalt, Untergang und Leid zu erfreuen schien.

Uthman war noch einmal zu seinem Onkel von den Mustaliq gegangen und hatte sich die Geleitbriefe geholt. Man wusste nie, wozu sie gut waren. Unterwegs würde man es mit

Stammesfürsten und Wüstenkriegern zu tun bekommen, die unberechenbar waren. Vielleicht half das Schreiben eines einflussreichen Sippenoberhauptes in einem Land, in dem Macht und Ordnung auf strenger Beachtung der Hierarchie beruhten.

Joshua besorgte unterdessen drei arabische Reitpferde, die sehr unruhig schienen, und zwei stoische Packtiere. Er kaufte Proviant und füllte frisches Trinkwasser in Ziegenlederbehälter. Zum ersten Mal in seinem Leben kaufte sich Joshua einen Dolch. Er war aus bestem Damaszenerstahl, besaß einen Horngriff und gab ihm mit seiner Leichtigkeit, aber zugleich soliden Gewicht ein Gefühl der Sicherheit.

Joshua wusste, er konnte niemanden töten, aber die Waffe in seinem Gürtel beruhigte ihn. Es würde eine anstrengende Reise werden, und wie alles ausgehen sollte, wer konnte das wissen?

Henri de Roslin hatte sich auf die Suche nach den Kreuzpredigern gemacht. Da die Karawane erst in zwei Tagen aufbrechen sollte, hoffte er, sie noch ausfindig machen zu können.

Er wünschte, die Geistlichen hätten inzwischen von höherer Stelle ihre gerechte Strafe gefunden. Aber wahrscheinlicher war, dass sie sich irgendwo verkrochen, bis die Schiffe beladen waren und zurücksegelten. Bis dahin war die Karawane verschwunden und damit die unabweisbare, greifbare Schuld dieser falschen Prediger.

Niemand in der Stadt konnte etwas über ihren Verbleib sagen. Auch Jamal und Laila wussten nichts. In Henri regte sich der Verdacht, Irenäus und die Seinen würden gedeckt, weil sie ein ganz großes Geschäft abgewickelt hatten.

Gott, der Herr, wird mit ihnen seine Rechnung machen, versuchte sich Henri zu trösten.

Als am Morgen das durchsichtige Blau des Himmels heller wurde, die Fackeln erloschen waren und Vogelstimmen den

Ton in den Straßen von Byblos angaben, erhoben sich die Wächter der Kinder aus ihren Zelten. Ihr Geschrei nahm zu, ihre Peitschen knallten. Die Sarazenen ließen ihre Pferde von Knaben heranzuführen und bereithalten. Man betete gemeinsam auf bunten Teppichen. An diesem Morgen setzte sich die Karawane in Bewegung.

Henri gab die Suche nach den Kreuzpredigern auf. Byblos bot genug Verstecke. Zwischen all den Sommerpalästen und Höfen der Stadt, den schattigen Innenhöfen der den Straßen zugewandten Flachhäuser, den Vorratshallen und Werkstätten in den Souks oder, dort wo Brunnen plätscherten und Faungesichter oder große Muscheln Wasser spien, in den Gärten und Parks war schon so mancher spurlos verschwunden. Freiwillig oder manchmal auch unfreiwillig.

An diesem Morgen wohnte ganz Byblos dem Aufbruch der Sklavenkarawane bei.

Auch die Matrosen auf den *Nefs* traten an die Reling. Der trostlose Zug von beinahe sechshundert Kindern aus dem Abendland rührte sie für einen Moment. Es war ein düsterer, trauriger Anblick, den kein Kreuzzugspathos aufhellen konnte. Und so war auch keines unter den Kindern, das auch nur den Kopf erhoben hätte, geschweige denn ein Kreuz.

Sie trotteten davon, auf unbekannten Wegen, einem schweren Schicksal entgegen.

Und sie ließen etwas zurück, an das sie sich mit all ihren Hoffnungen geklammert hatten. Vom ersten Moment an war es falsch gewesen. Eine Ausgeburt in den Köpfen verwirrter Menschen.

Als sie den Hafen verlassen hatten, herrschte eine unwirkliche Stille. Die Stadt hielt den Atem an. Die Stadt rieb sich die Augen. War der Spuk wirklich vorbei? Dann begann, wie jeden Morgen, eine frische Brise vom Meer herüberzuwehen.

Sie brachte Salzluft und eine Ahnung von Weite mit sich. Die Händler begannen zu schreien, und von den Gebetstürmen der Moscheen ertönten die Rufe der Muezzins. Und mit einem Schlag erwachte die Stadt wieder und wischte die traurigen Bilder fort.

ZWEITER TEIL

Winter 1316, die Karawane

Sie hielten sich in sicherem Abstand. Manchmal erblickten sie die Karawane des Leidens weit unten in den Senken, während sie selbst auf der Höhe eines Felsens oder Hügels waren. Sie sahen sie in einer Schlucht oder beim Anstieg eines Bergkammes, während sie selbst durch einen ausgedehnten, ausgetrockneten Wadi ritten. Die drei Gefährten ritten nach Süden und erblickten bereits die gewaltigen Gipfel des Libanongebirges.

»Dort müssen sie rüber«, sagte Joshua skeptisch. »Viele werden das nicht schaffen.«

»Es gibt Pfade durch dieses Gebirge«, erklärte Uthman, der sich hier auskannte. »Es sind alte Handelswege der Salzstraße und der Weihrauchstraße. Sie führen auf direktem Weg in Richtung des Sees Genezareth.«

»Wir werden auf der Reise drei Gegner haben«, sagte Henri. »Das unwegsame Gelände, die Sklavenhändler und feindliche Stämme. Und wir werden uns ruhig verhalten. Bis Jericho tun wir nichts, als der Karawane zu folgen. Ich hoffe, dass uns die verbliebenen Christen in und um Jerusalem zu Hilfe kommen. Und dann wäre es ein Glück, wenn wir die Kinder nach ihrer Befreiung in die neu angesiedelten Klöster der Franziskaner verteilen könnten.«

Sie ritten im gemächlichen Wiegeschritt weiter. Die Kinder wurden von den Sklavenhändlern unbarmherzig angetrieben

und kamen zu Fuß nur langsam voran. Joshua sagte zu Uthman:

»Hast du nicht angekündigt, jeden Tag eine Sure aus dem Koran vorzutragen, die sich mit der Sklaverei beschäftigt?«

»So ist es, mein Joshua.«

»Ich finde, jetzt, nach dem Morgengebet, ist der richtige Zeitpunkt, damit anzufangen.«

Uthman schaute zu Henri, der nickte.

Uthman räusperte sich, blickte in Richtung Mekka, das von hier aus gesehen im Süden lag, und sagte: »Ich fange mit der einfachsten an, um euch nicht zu überfordern, meine Freunde.«

»Oho! Unser Schriftgelehrter!«

»Aus der Sure mit der Kuh, Al-Bagarah. *Die ihr glaubt, Vergeltung nach rechtem Maß ist euch vorgeschrieben für die Ermordeten: der Freien, der Sklave für den Sklaven und das Weib für das Weib. Wird einem aber etwas erlassen von seinem Bruder, dann soll die Sühneforderung mit Billigkeit erhoben werden, und der Mörder soll ihm gutwillig Blutgeld zahlen. Das ist eine Erleichterung von eurem Herrn und eine Barmherzigkeit. Und wer hernach frevelt, den treffe schmerzliche Strafe.*

Und heiratet nicht Götzendienerinnen, ehe sie gläubig geworden; selbst eine gläubige Sklavin ist besser als eine Götzendienerin, so sehr diese euch gefallen mag. Und verheiratet keine gläubigen Frauen mit Götzendienern, ehe sie gläubig geworden; selbst ein gläubiger Sklave ist besser als ein Götzendiener, sosehr dieser euch gefallen mag. Jene rufen zum Feuer, Allah aber ruft zum Paradies und zur Vergebung durch Sein Gebot. Und er macht Seine Zeichen den Menschen klar, auf dass sie sich ermahnen lassen.«

Die Karawane schwenkte aus der Ebene des ausgetrockneten Flusslaufes ab und kletterte in der Ferne steinige Wege empor, die sich in Wäldern verloren. Dort lag das Libanongebirge. Es

zog sich wie eine gewaltige Barriere von Nord nach Süd. Als die Gefährten folgten, mussten sie über Pfade, die nur wenige Fuß breit waren und an steilen Abhängen zur Linken entlangführten. In der Ferne waren plötzlich Schreie zu hören, aber sie konnten nicht erkennen, was geschah. Als es wieder hinabging zu den Ufern des Sees Litani, wurde die Luft plötzlich feucht und heiß. Hinter einer lang gestreckten Landzunge, die tief in die Sümpfe des Sees hineinführte, fielen Schwärme von Mücken als wahre Plage über die Reitenden. Die Gefährten lagerten und sahen, wie die durstigen Kinder sich im See erfrischen durften. Nach einer kurzen Rast ging es weiter.

Bald zogen sie durch ein Gelände, das nicht nur schwierig zu bewältigen war, sondern auch einsam und schweigend vor ihnen lag. Ein schweigendes Land. Und die Gefährten ritten ebenfalls schweigend und bedrückt. Jeder hing seinen Gedanken nach.

Die Karawane rastete bei Einbruch der Dunkelheit. Die Gefährten sahen aus der Entfernung, wie die Kinder erschöpft in den Sand fielen. Sie schliefen ein, wo sie hingesunken waren. Bei Sonnenaufgang erschallten die Gebete der Muslime, dann kroch die Karawane weiter. Uthman wartete ab, bis die Sklavenhändler ihre Gebete verrichtet hatten, dann erst rollte er seinen eigenen kleinen Gebetsteppich aus. Er wollte nicht mit Glaubensbrüdern beten, die sich über die Suren des Korans hinwegsetzten. Und um das auszudrücken, sprach er am Morgen eine weitere Sure.

»Es ist die Sure An-Nisa. Keinem Gläubigen steht es zu, einen anderen Gläubigen zu töten, es sei denn aus Versehen. Und wer einen Gläubigen aus Versehen tötet, dessen Blutgeld ist die Befreiung eines gläubigen Sklaven. War der Getötete aber von einem Volk, das euch Feind ist, und ist er gläubig, dann befreit einen gläubigen Sklaven; war er aber von einem

Volk, mit dem ihr ein Bündnis habt: Zahlt Blutgeld an seine Erben und befreit einen gläubigen Sklaven. Wer das nicht kann, der soll zwei Monate fasten. Es ist eine Barmherzigkeit von Allah. Und Allah ist allwissend, allweise.«

»Gut gesprochen, mein Uthman!«, sagte Joshua.

Sie kamen jetzt in ein Gebiet, in dem es reichlich Quellen, Bäche und kleine Wasserfälle mit Süßwasser gab. Südlich des Sees Litani führte der Flusslauf in Richtung der Stadt Marjayoun. Der Fluss weitete sich, und das Land wurde üppiger. Es gab hier Fruchtbäume, Palmen und wilde Dattelhaine. Bunte Schmetterlinge und fingerlange Libellen tanzten als torkelnde Farbtupfer in der Luft. An den Zuflüssen zum Jordan waren Fischreihern und Adler, Krokodile und Flusspferde zu sehen. Die Gefährten beobachteten, dass die Soldaten der Karawane vor ihnen Gazellen erlegten, abends briet man die Tiere am offenen Feuer.

Nachts schliefen die Gefährten wenig. Durch ihre provisorischen Zelte liefen unentwegt große rote Ameisen. Die feuchtheiße Luft war erfüllt von fremden Geräuschen. Die Bäume am Flussufer erbeben unter den Sprüngen von Affen, alles vibrierte unter dem schrillen Gesang seltsamer Vögel, wie man sie hier nicht erwartet hatte – gierig schmatzendes, oft unsichtbar bleibendes Leben, überall.

Die Reise verlief aber ohne Zwischenfälle. Bald wurde die Gegend öde und unfruchtbar. Am folgenden Tag, es war der sechste seit dem Aufbruch, begegneten die drei Freunde einem Mann. Es war ein hoch gewachsener, dunkelhäutiger Jäger im bodenlangen, weißen Gewand, mit einem Krummdolch in einem reich verzierten Futteral. Er blieb abwartend, in sprungbereiter Haltung, am Wegrand stehen und erwartete die fremden Reiter.

Uthman sprach ihn an. Aber der Jäger antwortete in einem Dialekt, den er nicht verstand, er hielt es für eine Form der

Somali-Sprache. Er erfuhr jedoch so viel, dass es sich um einen Angehörigen des kriegerischen Stammes der Afar handelte, der ganz in der Nähe durchzog.

»Wird er uns verraten?«, fragte Henri Uthman.

»Wahrscheinlich. Wir müssen jedenfalls auf der Hut sein.«

Joshua deutete nach vorn, dorthin, wo die Karawane sich dahinschleppte. Der Jäger machte eine abfällige Handbewegung.

»Er hält nichts von Sklavenhändlern«, übersetzte Uthman die Geste.

Dann machte der andere kehrt und verschwand grußlos. Die Gefährten ließen ihn laufen.

In der folgenden Nacht fanden sie wieder keinen Schlaf. Sie lauschten auf mögliche Gefahren, hörten aber nur das fortgesetzte Gelächter von Streifenhyänen, die durch die Dunkelheit schlichen. Noch bevor die Morgensonne ihre Strahlen über die Ebene herüberschickte und die Schätze des Wassers, die der Jordan und seine vielen Nebenarme mit sich führte, zu funkeln begannen, erhoben sich die Freunde.

Und sie mussten mit Erschrecken feststellen, dass die Karawane verschwunden war. Der Tross war schon aufgebrochen – oder die ganze Nacht hindurch weitergezogen. Sie hatten die Kinder aus den Augen verloren.

In den ersten Tagen nach dem Aufbruch in Byblos durchquerten sie das Gebiet des Bir al Machi, ein unwegsames Gelände, in dessen Tälern Flechten und weiße Grashalme wuchsen. Dann kam die Wüste. Im Reich des Schweigens hörte Laila tagsüber nur das leise Singen des Windes und das Knirschen des Sandes unter den Hufen der Kamele, auf denen sie und Jamal ritten. Die Sklavenhändler saßen auf Pferden.

Laila ritt hinter Jamal an der Spitze des Zuges, sie wurde eingerahmt von schwer bewaffneten Sarazenen.

Wenn sie sich umwandte, erblickte sie den traurigen Zug der Kinder und versuchte, Blickkontakt mit den Mädchen zu halten, die sie kannte.

Während der ersten Tage versuchte Laila nicht, mit ihnen Worte zu wechseln, und sie befragte auch ihre anderen Begleiter nicht. Sie hing ihren Gedanken nach. War es recht, diese christlichen Kinder als Sklaven durch die Wüste zu führen? Versündigte sich Jamal nicht, wenn er an Sklaven verdiente? Laila dachte zum ersten Mal in ihrem Leben solche widerspenstigen Gedanken. Sollte sie mit Jamal darüber reden? Aber Jamal verhielt sich abweisend, er sprach nicht zu ihr. Auch er war in Gedanken versunken.

Laila wusste nur, dass sie nach Jericho zogen, dann war ihr gemeinsamer Weg zu Ende. Was dann mit den Kindern geschehen würde, ahnte sie nur. Sie grübelte darüber nach, ob sie Jolanthe, Bettie und Salama befreien könnte. Laila versuchte gelassen zu bleiben, sie würde schon noch erfahren, welche Gelegenheit sich dafür bot. Gleichmut bemächtigte sich ihrer, alles lag in Allahs Händen, alles kam so, wie es kommen musste.

Mektub, dachte sie, alles steht bereits aufgeschrieben.

Als der Gluthauch des nie ruhenden Windes endlich verebbt war, die Sonne prächtig versank und die schwarze Dunkelheit über den äußersten Rand der bewohnten Wüste heranbrach, hatten sie ein Wasserloch erreicht, und die Antreiber füllten das frische, wenn auch bräunliche Nass in die Ziegenhautschläuche. Zuerst wurden die Tiere versorgt, sie ließen ihre schweren Leiber zu Boden gleiten und verschmolzen mit dem Braun und Grau des Wüstenbodens. Die Kinder mussten sich abseits halten und wurden erst nach und nach versorgt. Die Männer machten Feuer und saßen mit

untergeschlagenen Beinen in den Lichtinseln, die von getrocknetem Kamelmist zehrten.

Die Sklavenhändler dankten Allah. Ihr Mahl bestand aus kleinen Fleischbrocken mit Fladenbrot und warmer Kamelmilch. Einer der dunklen, scharfgesichtigen Männer sang ein schwermütiges Lied, danach erzählte jemand Legenden aus längst vergangenen Tagen, als die Halbinsel noch Glückliches Arabien genannt wurde und alles zur Freude und zum Wohlergehen des Menschen geschaffen war. Laila ließ ihre Blicke über die wettergegerbten Gesichter gleiten, auf denen der flackernde Feuerschein tanzte, besonders über sein Gesicht, aber Jamals Miene blieb weiterhin verschlossen. Er kümmerte sich nicht um sie.

Meine wilde Heimat, dachte Laila. Die Menschen sind darin hilflos eingeschlossen. All dies ist schon im Buch von Allah zu lesen. Der Koran ist voll davon.

»Und der Engel mit dem Flammenschwert vertrieb Adam und Hawa aus dem Garten Allahs, seither lebt der Mensch in Knechtschaft. Und auch die Bilqis von Saba in ihrer silbern schimmernden Stadt, die auf vier Metallsäulen ruhte, musste ihr Schloss aus Gold, Elfenbein und Edelsteinen verlassen, und unser blühendes Land verfiel...«

Laila lauschte den mitreisenden Legendenerzählern, denen sie schon als Kind leidenschaftlich gern zugehört hatte. Auch die Sklavenhändler wollten auf Erzählungen am Lagerfeuer nicht verzichten. Laila war sehr empfänglich für Poesie. Sie wusste, alle Menschen besaßen solche Überlieferungen aus uralten glücklichen Zeiten, Christen und Juden wie Araber. Oft waren es die gleichen Erinnerungen, die sie gemeinsam hatten, und dennoch bekämpften sie sich bis aufs Blut. Sie hassten sich wie Nachbarn, die den gleichen Gott miteinander teilen mussten.

Was für eine zerrissene Welt!

Die Nacht sank herab. Die Männer streckten sich am verglimmenden Feuer im weichen Sand aus oder gingen in ihre Zelte. Auch Jamal hatte ein eigenes Zelt. Er rief Laila nicht zu sich.

Laila war traurig. Aber wenn sie zu den bedauernswerten Sklaven hinübersah, deren Umrisse sie in der halbdunklen Nacht wie einen großen, hellen Fladen im Wüstensand sah, dann verbot sich dieses Gefühl. Ihren Altersgenossen dort drüben ging es weitaus schlechter.

Jamal, den wohl ein schlechtes Gewissen plagte, hatte für Laila ein Zelt auf der anderen Seite des Lagers aufschlagen lassen, es war weit genug entfernt von seinem, aber Laila konnte nicht schlafen und sah noch lange die Schatten von Jamal und dem Anführer der Sklavenhändler. Die Männer schienen sich zu beraten.

Aus der Tiefe der Wüste kam in dieser Nacht nichts, kein Hauch. Die Dunkelheit legte sich auf Laila schließlich wie ein Tuch, sie hatte Angst, es könne ein Grabestuch sein, und sie schlief erst kurz vor Morgengrauen ein.

Schon bald darauf ging es mit den ersten, wieder bereits stechend heißen Sonnenstrahlen weiter. Die Schleier der Nacht rissen auf, der Himmel wurde rot wie eine glühende Rose, an den Rändern dunkelblau, schien er zu zerschmelzen wie Salböl.

Laila konnte sich nur widerstrebend entschließen, aufzustehen, sie spürte die Angst und die Gefahr um sich herum. Ihr erster Blick galt der Sklavenkarawane. Sie sah, dass einige Kinder einfach liegen blieben. Auch Tritte der Sklaventreiber konnten sie nicht ermuntern, aufzustehen. Sie waren krank, erschöpft – oder bereits tot.

Laila wurde mit jedem Tag, an dem es unter Peitschenhieben und Geschrei weiterging, trauriger. Sie fühlte sich mitschuldig

an dem, was hier geschah. Diesen Gedanken wurde sie nicht mehr los.

Die Dschesiret al-Arab, die Insel der Araber, lag in Richtung Süden vor ihnen, dort, wo Jericho und, weiter südwärts, getrennt durch unpassierbare Wüsteneinöden, auch Mekka und Medina lagen. Das Land zeigte sich, wie es sich immer gezeigt hatte, bereit, zu vergeben – und zu töten. Nicht nur, dass sich hier wie in alten Zeiten Ziehbauern und Beduinen, Sesshafte und Nomaden auf Blut und Dolch gegenübergestanden hatten, die Natur selbst hatte ein Übriges getan. Davon zeugten auch die Haufen ausgebleichter Knochen, denen sie unterwegs immer wieder begegneten. Aber Laila empfand auch die Schönheit der Wüste, ihrer Heimat. Wenn die Reit- und Packkamele auf ihren langen Beinen und die edlen schwarzen Pferde über die goldenen Sandhügel wanderten, gezogen von den weißen Gestalten, deren Spuren im Sand sie folgten, dann spürte sie die sinnliche Kraft dieser Bilder. Sie war ein Kind dieses Landes, der leeren Viertel.

Auf dem Weg hörte Laila Jamal sagen: »Ein Araber ist einem Fremden nicht überlegen, noch ein Weißer einem Farbigen. Nur ihre Güte und ihr Glaube erheben die Menschen über andere Menschen.«

Laila wurde warm ums Herz. Das war ihr Jamal, wie sie ihn liebte. Welch ein wunderbarer Mensch! Aber jetzt hatte er Sklaven gekauft – oder verkauft, sie wusste es nicht einmal genau –, und sie kam nicht an ihn heran. Trieb ihn die Not dazu? Oder war er ein gieriger Mensch geworden?

Sie konnte nicht an seine Seite treten, wie sie es immer getan hatte, und ihn berühren. Das lähmte sie, und sie konnte nicht zu ihm sprechen, so als sei ihr der Mund zugewachsen. Er hatte im Augenblick keine Liebe für sie. Nur Gedanken an die Dirham, die ihm die Kinder einbringen würden. Sie ritt weiter hinter ihm, eine Fremde in einer fremden Spur.

Aber Laila schickte sich in den Gang der Dinge. So, wie es war, würde es nicht bleiben. Ist es nicht so, dachte sie, das Einzige, das immer wiederkehrt, ist die Veränderung?

Während der folgenden Rast und eines feierlichen Gebetes weihte Jamal eines der Packkamele. Die Anführer der Karawane hatten beschlossen, die folgende Nacht durchzureiten. Auf die Kinder nahmen sie keine Rücksicht. Es galt, schnell nach Jericho zu kommen, bevor die winterlichen Sandstürme einsetzten. Jamal wollte damit um Beistand und Glück auf der nächtlichen Reise bitten.

Jamal machte Zeichen auf dem Fell des Kamels, hängte ihm Girlanden um den Hals und drehte es in Richtung Mekka.

Ich bin zu Hause in diesen Gewohnheiten, Sitten und Gebräuchen, dachte Laila. Ich werde sie niemals verlassen. Es sei denn, man stößt mich aus.

In ihre Gedanken hinein stieß Jamals Ruf: »*Labbayk al-Llahuma Labbayk!* Hier bin ich, Gott, zu Deinen Diensten!«

Und die Sklavenhändler, allesamt Menschen, die über Leichen gingen, beugten sich zu Boden und stimmten in dieses inbrünstige Gebet ein.

»Wir müssen sie suchen! Sie können nicht einfach verschwunden sein und müssen Spuren hinterlassen haben.«

»Sie sind über den Fluss gegangen. Hier wird der Jordan so breit, dass man kaum das andere Ufer sieht. Wir hätten besser aufpassen müssen!«

»Klagen nützt nichts. Wir werden sie schon wieder aufspüren. In der Wüste geht nichts verloren.«

»Gut gesprochen, Uthman. Ich schlage vor, wir suchen tagsüber nach der Karawane. Wenn wir sie bis zum Abend nicht gefunden haben, müssen wir uns trennen und nach drei Seiten hin ausschwärmen.«

»Ich schlage vor«, sagte Uthman, »dass ich allein auf Spurensuche gehe, ich kenne mich hier am besten aus und falle am wenigsten auf, falls wir Einheimischen begegnen. Ihr wartet am vereinbarten Punkt des Flusses auf meine Rückkehr.«

»Wirst du zurückkommen?«

»Werdet ihr warten?«

»Sei vorsichtig, Uthman! Und lasse dich auf keine Händel ein! Wir haben nur ein Ziel – Jericho.«

»So sei es.«

Marc und Jolanthe sahen sich zwar jeden Tag, aber sie nahmen sich nur wahr wie zwei Halbblinde, die versuchen, sich zurechtzufinden, ohne zu verzweifeln. Marc hatte das kleine Kreuz, das ihm der Priester von Nîmes am Hafen von Aigues-Mortes zum Zeichen seiner Weihe als Kinderbischof geschenkt hatte, längst weggeworfen. Mit dem Silber konnte er sich hier nichts kaufen. Und was es symbolisierte, das verachtete er inzwischen.

Manchmal sehnte er sich nach Aigues-Mortes zurück. Dort war er noch voller Hoffnung gewesen. Als er Marcel beseitigt hatte – manchmal träumte er vom blutigen Gesicht des Ermordeten –, fühlte er, wie nahe er der Erfüllung war. Sein Weg schien vorgezeichnet. Er wollte ihn rücksichtslos gehen.

Als er Jolanthe traf, wurde es noch verheißungsvoller. Er hatte sich tatsächlich vorgestellt, zusammen mit der jungen Frau das Heilige Land zu erobern. Sie würden hindurchmarschieren, und die Mauern der Städte würden fallen. Die Anhänger Muhammads würden erzittern. Und alle eingekerkerten Christen würden aus den Gefängnissen der Sarazenen befreit werden.

Das hatte er wirklich geglaubt.

Marc spuckte aus. Es war bitter, so aus den Träumen gerissen zu werden.

Viel schneller, als sie befürchtet hatten, litten alle unter dem Wassermangel. Die wenigen Lederschläuche im Besitz der Kinder waren beschädigt oder ausgetrocknet. Ihre Peiniger teilten ihr Wasser nicht mit ihnen. Bald tranken die Kinder das Blut von erlegten Kleintieren oder saugten die Feuchtigkeit aus Moosen und Flechten, die manchmal am Wegrand wuchsen. Auch Wurzeln und Gräser dienten als Nahrung. Schließlich stieß der Tross in einer sumpfigen Gegend am Rand des Libanongebirges auf etwas Wasser und rastete dort für einen Tag.

Danach wartete wieder die endlose Wüste auf sie. Drei weitere Tage zermürbte sie die Karawane. Um das Fleisch der von den Aufpassern erlegten Tiere jetzt kochen zu können, wurden Zelttücher, Kleider und sogar Schäfte von Lanzen verbrannt. Jedes der mittlerweile nur noch fünfhundert Kinder litt außerordentlich unter den körperlichen Strapazen. Und die Pein der verletzten Seelen war maßlos. Es blieb als einziges Gefühl die Angst übrig, den nächsten Tag nicht mehr zu erleben.

Aber als sie sich dem Jordantal näherten, gingen in der folgenden Nacht plötzlich schwere Unwetter mit Regen und Hagel nieder. Der Winter hielt Einzug. Die Kinder fingen das Trinkwasser in zusammengeknöteten und gereinigten Magensäcken der erlegten Gazellen auf, die die Sklavenhändler achtlos weggeworfen hatten. Als die Sonne am Abend darauf in der nun wieder offenen Steppe des Westens versank, hatten die Stärksten der Kinder das Gefühl, es könnte sich alles zum Besseren wenden. Am nächsten Morgen wurden die Zelte, die sie noch besaßen, abgebrochen, und man machte sich erneut auf den beschwerlichen Marsch.

Gegen Mittag stieß die Karawane auf eine alte Straße. Die Sklavenhändler sagten, es sei eine frühere Heerstraße. Der Weg führte zunächst über offenes, ebenes Steppengebiet, in dem man besonders aufmerksam nach Feinden Ausschau hielt, denn jetzt war man ohne Deckung, und Beduinen konnten sich auch in flachem Gelände unsichtbar machen. Am Abend kam der Zug in wasserreiches, von Pappeln, Buschwerk und Wiesen bedecktes Gelände. Ihr Rastplatz lag hinter den Ruinen einer alten Festung, aus der Buschwerk wuchs. Man lagerte in den alten Gemäuern. Hier trafen die Sklavenhändler auf zwei Kundschafter eines Beduinenstammes, die keine Auskünfte geben wollten und kurzerhand getötet wurden.

Marc wurde Zeuge des Mordes. Es entsetzte ihn zutiefst. Auch andere Kinder hatten alles mit ansehen müssen. Und die Stimmung in der Karawane sank wieder. Die Mädchen weinten.

Marc saß jetzt mitten unter den anderen. Seine Kehle war trocken, wie zusammengeschnürt. Er blickte sich um. Ein Bild des Elends. Keines der Kinder hob noch den Kopf. Alle stierten vor sich hin, weinten, beteten leise. Auch Jean war längst verstummt. Bettie klammerte sich an ihn. Die stärksten und älteren Kinder versuchten manchmal, die jüngeren zu trösten.

Aber es gab keinen Trost.

Ihr Schicksal stand ihnen klar vor aller Augen.

Entweder man verreckte auf dem Treck. Oder man beendete sein elendes Leben in irgendeinem Wüstenloch. Ein Sklave von Heiden und Huren, dem Gespött und der Willkür von Barbaren preisgegeben. So sah es wohl aus, das Ende vom Kinderkreuzzug.

Uthman sah das Lagerfeuer erst, als es ganz nahe war. Er umrundete einen Felsen, tauchte in einen Wald ein und sah den Feuerschein und die Funken. Darum herum die Schatten mehrerer Männer. Uthman war erleichtert. Jetzt hatten sie die Spur der Kinder endlich wieder gefunden!

Er schlich näher heran, um die Gespräche der Anführer zu belauschen. Vielleicht konnte er etwas Wichtiges in Erfahrung bringen. Er musste vorsichtig sein. Wenn sie ihn erwischten, war es sein Ende. Sklavenhändler hatten kein Gewissen.

Uthman hatte gelernt, wie man sich vor dem Feind bewegt. Der sarazenische Kämpfer aus dem iberischen Cordoba suchte den Kampf, wo er ihm nicht ausweichen konnte, aber allzu oft war er zu leichtsinnig gewesen. Nur wenn Henri in der Nähe war, blieb er besonnen, sonst brachte er sich oft durch seine Waghalsigkeit, die schon sein Vater Umar gerügt hatte, unnötig in Gefahr. Jetzt war Henri nicht an seiner Seite.

Uthman schlich auf allen vieren behutsam vorwärts. Er schrammte sich an kleinen, spitzen Steinen, die aus dem warmen Wüstensand ragten, Arme und Hände auf, achtete aber nicht darauf. Sein rabenschwarzes, halb langes Haar fiel ihm manchmal über die Stirn, er strich es nach hinten, um den Blick frei zu haben.

Er wünschte sich, er könnte seinen beiden Gefährten eine weitere Sure erzählen, die ihm jetzt in den Sinn kam. Es war die Sure mit dem Tisch, Al-Maedah. Uthman musste kurz überlegen. Dann erinnerte er sich genau. In Cordoba war er Koranglehrter geworden, und natürlich kannte er alle Suren des Korans.

Allah wird euch nicht zur Rechenschaft ziehen für ein unbedachtes Wort in euren Eiden, doch Er wird Rechenschaft von euch fordern für das, was ihr mit Bedacht geschworen habt. Die Sühne dafür sei dann die Speisung von zehn Armen in jenem Maß, wie ihr die Eurigen speist, oder die Befreiung

eines Sklaven. Wer es aber nicht kann, der soll drei Tage fasten. Das ist die Sühne für eure Eide, wenn ihr sie geschworen habt. Und haltet eure Eide. Also macht Allah euch Seine Zeichen klar, auf dass ihr dankbar seid.

Als er zum Ende kam, stutzte Uthman. Er schaute angestrengt in die Dunkelheit. Nein, das waren keine Araber. Er hatte sie ja genau aus der Ferne beobachtet. Das waren Nomaden! Er erkannte sie an ihrer Kleidung.

Er zog sein Krummschwert aus dem Gürtel. Seine Augen blitzten im Schein des nächtlichen Feuers. Sein Jagdinstinkt war längst erwacht.

Aber jetzt hieß es, noch mehr Acht zu geben. Denn Beduinen mochten es ganz und gar nicht, belauscht zu werden. In ihrer Vorstellung war alles, was sie in der Nacht außerhalb ihrer Lagerfeuer umgab, feindselig und musste ohne Zaudern getötet werden.

Uthman überlegte. Konnte er von diesen Beduinen etwas erfahren? Welche Sprache würden sie sprechen? Vielleicht war es besser, er würde sich zurückziehen, denn Henri hatte ja die Losung ausgegeben, dass sie sich auf dem Weg nach Jericho in kein Abenteuer einlassen sollten.

Uthman wollte sich daran halten. Er steckte den Krummsäbel in den Gürtel und war schon im Begriff zurückzukriechen, als er hinter sich eine Bewegung spürte. Sein Fuß stieß gegen einen Widerstand. Als er sich umdrehte, sauste ein Knüppel auf seinen Kopf nieder.

Er hörte noch den dumpfen Laut, den der Hieb verursachte, dann wurde plötzlich alles schwarz. Die Nacht breitete sich auch in seinem Schädel aus.

Henri und Joshua blieben im Dunkeln der Nacht sitzen. Sie wagten nicht, ein Feuer zu machen. Sie lauschten in die Nacht hinaus. Uthman kam nicht.

Gegen Morgen besprachen sie sich. Joshua schlug vor, noch einen Tag zu warten. Sie würden einfach seiner Spur im Wüstensand folgen.

Als er am nächsten Abend immer noch nicht zurückgekehrt war, brachen sie auf. Sie führten ihre Reittiere am Zügel mit sich. Manchmal, wenn die Spur deutlich vor ihnen lag, saßen sie auf und ritten schnell. Dann stiegen sie wieder ab. So folgten sie der Spur, bis die Nacht so dunkel war, dass sie rasten mussten.

Wieder war es eine sehr kalte Nacht. Sie spürten den kühlen, salzigen Sand um sich herum. Selbst wenn sie jetzt ein Feuer hätten machen wollen, besaßen sie doch kein Brennholz. Joshua und Henri fielen rasch in einen kurzen, aber tiefen Schlaf.

Am nächsten Morgen zogen sie weiter.

Henri stellte mit Sorge fest, wie schnell das Trinkwasser in der trockenen Wüste zur Neige ging. Er trank, ebenso wie Joshua, nur kleine Schlucke. Sie befeuchteten ihre Turbane mit Wasser und wickelten sie dann um den Kopf.

Plötzlich bemerkten sie vor sich eine Staubwolke. Waren das Reiter? Die Freunde versuchten, etwas zu erkennen. Sie waren schon auf dem Sprung, sich vor den möglichen Feinden zurückzuziehen, aber als die Wolke näher kam, sahen sie, dass es nur heißer Wüstenwind war.

Als der Wind sie wie eine große Blase erreichte, kauerten sie sich hinter ihre Reittiere. Die heiße Luft verschlug ihnen den Atem, sie pressten die Tücher vor ihr Gesicht. Sand und Salz und etwas, das sie zu ersticken drohte, fegten über sie hinweg. Die Haut fühlte sich an, als läge heiße Asche darauf. Sie konnten kaum atmen, die Luft wurde schwer und dick. Als

ganz plötzlich wieder alles vorbei war, lag eine dicke Schicht von salzigem Sand auf ihnen. Sie klopfen sich und die Reittiere ab, nickten sich ermunternd zu und führten die Pferde am Zügel weiter.

Am Abend waren sie verzweifelt. Uthman blieb ebenso verschwunden wie die Karawane. Der Sandsturm hatte alle Spuren verweht.

Es war der Garten Eden, von dem die Christen sprachen. Laila hatte darüber in den mosaischen Texten gelesen. Gott hatte Adam und Eva nach dem Südenfall vertrieben, so mussten die Urahnen des Menschengeschlechts in den heißen, unfruchtbaren Wüsten gemeinsam mit Skorpionen und Schlangen zu überleben versuchen. Hier war das Paradies gewesen.

Die schwimmenden Inseln zwischen den Kanälen im Sumpfland vor dem See Genesareth, das sie an diesem Tag erreichten, bedeckten ein Gebiet von zwei Tagesreisen.

Wenn sie zurückblickten, sahen sie hinter sich einen Sandsturm, aber er näherte sich nicht, sondern zog nach Norden ab, dorthin, woher sie kamen – sie waren die ganze Nacht durchmarschiert.

Laila sprach noch immer nicht mit Jamal. Sie sprach mit niemandem. Sie schwieg. Und wenn sie sich umblickte, beschlich sie das Gefühl, aus der Zeit herausgefallen zu sein.

Hinter ihnen der traurige Zug der Kinder. Aber darum herum Fischeschwärme in kristallklarem Wasser, bunte Paradiesvögel, kuriose Äffchen, die Orangen schälten, ruhig dahingleitende Kähne mit verschleierten Frauen und Männern, in deren uralten Gesichtern nichts als Ruhe war, als wären sie aus der Zeit gefallen. Palmenhaine, Blumenteppeiche, lichter grüner

Wald. Die Natur schien ihren Reichtum hier geradezu zu verschwenden.

Die Senke des Jordantales war wirklich ein irdisches Paradies. Aber eines, durch das kranke und elende Kinder als verkaufte Sklaven zogen.

In Schilfhäusern, die auf dem Wasser schwammen, lebten hier am See Genezareth seit Jahrhunderten Juden, Christen, Heiden aus den Tälern, arabische Heilige und Kopten aus Ägypten mit Muslimen aus der Arabia zusammen. Die Kopten hatten sich im Jordantal im Gefolge der Eroberungen angesiedelt, blieben aber keine Fremden. Sie schnitten Schilf, banden es zu dicken Wülsten zusammen und bauten daraus Boote, die nicht sinken konnten. Diese Kenntnisse hatten sie von den Fischern ihrer alten Heimat am Roten Meer mitgebracht, sie sicherten ihr Überleben.

Laila lauschte ihren eigenen Erinnerungen und den Worten Jamals, der ihr von alldem erzählt hatte.

Die Kinderkarawane zog am westlichen Ufer des Jordans weiter. Jamal hatte für sich und Laila ein Schilfboot getauscht. Ihre Kamele wurden von den Sklavenhändlern mitgezogen. Laila verständigte sich mit Jamal mit wenigen Worten und in stummen Gesten. Zum ersten Mal in ihrem Leben hatte sie das Gefühl, niemanden zu haben, der ihr zur Seite stand. Und sie war plötzlich stolz darauf. Sie spürte ihre Kräfte mit jedem Tag größer werden.

Sie fuhren weiter, um noch tiefer in die Niederungen des Jordantales einzudringen. Von einem Hirten, der mit vier Frauen auf einer der schwimmenden Inseln des Sees Genezareth lebte, erfuhr Laila, dass ein großes Beduinenheer bei der Stadt Tiberias Lager machte. Sie wollten Krieg gegen diese Stadt führen, die als alte Hauptstadt Galiläas zu Jesus Christus' Lebzeiten gebaut worden war. Es war die letzte der großen Städte, die den wilden Nomaden Widerstand

entgegensetzte. Die Beduinen säten Tod und Verwüstung, und sie vernichteten auch das Grab des Rabbi Meir, des großen Schriftgelehrten, der den Beinamen »Herr der Wunder« trug. Sie kannten ihn nicht.

Nach einer Rast unter Palmen bestiegen Laila und Jamal wieder ein Schilfboot mit eigentümlich hochgezogenem Bugsteven. Sie ließen sich von zwei Einheimischen an die Südküste des Sees rudern.

Dort trafen sie wieder mit der Karawane zusammen. Inzwischen waren fast hundert Kinder an den Strapazen gestorben.

»Wir reiten gegen die Städte«, erklärte ein Anführer der Beduinen. »Dann werden wir ihnen unsere Forderungen stellen. Nach der nächsten Eroberung schlagen wir dir den Kopf ab und werfen ihn als Dank an unsere Götter von den höchsten Zinnen der Burg herab.«

Uthman war wieder zu sich gekommen. Er verstand nicht jedes Wort des Anführers, dessen Bart schon grau wurde, dessen Augen jedoch leuchteten, als säße die Abendsonne darin. Noch ließen sie ihn am Leben. Aber es gab für ihn kaum Schlimmeres, als in der Hand wilder Beduinen zu sein.

Er rappelte sich auf. »Ich habe euch nichts getan«, sagte er mühsam.

»Du hast uns belauert! Das ist ein schlimmes Vergehen! In der Wüste machen wir mit solchen Kerlen kurzen Prozess!«

»Wollen wir ihn nicht gleich töten? Das erspart uns ein Reittier.«

»Nein, er hatte eines bei sich. Massud hat es geholt.«

»Wir brechen noch vor der Nacht auf«, befahl der Reitergeneral. »Denn wir können nicht sicher sein, ob er

wirklich allein ist. Vielleicht haben ihn Krieger vorausgeschickt. Wir wollen ihnen kein Ziel bieten.«

»Wir könnten ihn doch verhören, dann würde er uns schon verraten, ob ihm jemand folgt.«

Der Reitergeneral der Beduinen blickte Uthman streng in die Augen. »Der hier wird auch unter der Folter schweigen. Da bin ich sicher. Oder er sagt uns auch unter größten Schmerzen etwas, das uns in die Irre führt. – Wir brechen sofort auf.«

Mitten in der Nacht rasteten sie in einer Oase des Gebirges, in der nur Beduinen lebten. Die Städte waren weit entfernt, bis hierher reichte nicht die Macht der großen städtischen Familien. Sie wurden willkommen geheißen, die Zeit stand still.

Uthman streckte sich beruhigt im Sand aus. Er wusste, in dieser Nacht würde ihm nichts geschehen.

Alle in der Oase waren aufgewacht. Auf glühenden Holzkohlen standen Kupferkannen mit Tee, Männer in der fließenden, schwarzen Tracht von Kameltreibern saßen mit untergeschlagenen Beinen um das Feuer, schlürften aus Porzellanschälchen das aromatische Getränk und boten es den Fremden an. Frauen trugen kleine Leinensäcke mit Mehl und Hirse auf den Köpfen vom Vorratslager zu den Küchenstellen, andere sammelten Holz oder backten Fladenbrot in der heißen Asche aus. Ziegen, Esel und Kamele mit schon angelegten Fußfesseln wurden versorgt. Rauch stieg auf. Die Flammen des Feuers tauchten alles in ein warmes Licht.

In einem bescheidenen Steinhaus mit lehmigem Fußboden befand sich der Brunnen, mit dessen eiskaltem, klarem Wasser sie sich Staub und Dreck vom langen Ritt abwuschen. Uthman verrichtete seine Notdurft – bewacht von einem kichernden Beduinenjungen – hinter Hibiskusstauden im Freien. Die Ankömmlinge schlugen ihre Zelte am Rand der Oase auf, dort,

wo der Sand in struppige Vegetation und ausgelegten Strohuntergrund überging.

Beduinen halfen Beduinen immer. Sie durften bleiben.

An Schlaf dachte niemand. Später in der Nacht aßen sie duftende Hirsefladen, die sie in kleine Stücke rissen und mit allen anderen in eine grüne Soße aus Bocksklee tunkten. Es gab Sauermilch. Und anschließend glimmte die Wasserpfeife. Gesprochen wurde nur das Nötigste.

Uthman spürte die Müdigkeit der langen Reise in seinen Knochen. Aber er dachte, hier existieren kein Engel mit einem Flammenschwert, kein strafender Gott, keine Knechtschaft, es sei denn die der Menschen unter der Knute der unbezähmbaren Natur. Aber inmitten windgepeitschter Dünen, aufgewühlter Sandebenen, mahlenden Treibsandes und felsiger Wadis richteten sich die Menschen in einem wilden, freien Heim ein. Aus der Kargheit bezogen sie ihre Kraft. Aus der Ungebundenheit ihren Stolz. Nachts rasteten sie, am Morgen zogen sie weiter. Die Ziele waren immer die gleichen – sie lagen in der Ferne. Und sie erkannten im Land des Durstes und der Hitze nur den Gott an, der sie bis zum nächsten Tag überleben ließ.

Es war ihr Land, sie teilten es mit den anderen, und es gab keinen Grund, die Melodie des Gleichklanges mit allen, die sie an diesem Ort vernahmen, zu unterbrechen.

Uthman versagte sich diesen Gedanken, es packte ihn doch die Angst. Und er zweifelte, ob seine Freunde ihn noch rechtzeitig finden würden. Aber er beruhigte sich. Alles auf seinem Weg war vorgezeichnet.

Diese Beduinen, dachte er, woran glaubten sie? An die Sippe? Waren sie Anhänger des Propheten Muhammad? War ein solcher Glaube nicht zu groß und zu fremd für sie? Griff die Wüste nicht tiefer in ihre Seele, als der Glaube es jemals vermochte? Sollte man hier, dachte Uthman nicht ohne

plötzliche Sympathie für seine Bewacher, nicht alles beim Alten lassen, zwischen verglimmenden Feuern und glitzernden Sternenhimmeln? Waren der Singsang des Windes und das Knirschen des Sandes unter den Hufen der Kamele inmitten der hitzeblimmernden Masse aus Licht und Kälte und Sand zwischen den gewellten Horizonten nicht das Einzige, wessen sie bedurften und was sie liebten?

Das mochte sein, und ihre Seele war gewiss nicht leer. Aber Allah stand zu alldem nicht in Widerspruch. Nein, er hatte all dies geschaffen, mit seinen Menschen, mit seinem Staub, seiner Hitze, seinem Durst, mit seiner Feierlichkeit und Würde.

Hier bleiben, dachte Uthman plötzlich. Auch dies hier ist Allahs Haus. Auch die Wildheit ist eine Heimat. Wenn er seine Freunde jemals lebend wieder sah, wollte er ihnen davon erzählen.

Denn das, woran diese Beduinen glaubten, daran glaubte auch er. Die Religion der Rechtgläubigen jagte niemandem, der an sie glaubte, Angst ein, wie das die Christen mit ihrem Dogma taten. Er beruhigte, wie es der Glaube der Juden vermochte. Darüber hatte er mit Joshua oft gesprochen. Der Gott war ein milder Gott. Auch Allah war ein milder Gott. Alles war in Ordnung. Alles an seinem Platz.

Jemand am Lagerfeuer sagte plötzlich: »Lasst uns von Oase zu Oase ziehen, anstatt Kriege zu führen. Ich möchte tiefer in unser Leben eintauchen. Ich kenne es gar nicht richtig, weil wir dauernd kämpfen. Ich kenne mein Land nicht richtig.«

Der Reitergeneral erwiderte: »Fremde, die in unser Land kommen, sprechen vom Leeren Viertel und von gleichgültigen Menschen. Gewiss, sie säen nicht und ernten nicht, aber auch sie unterwerfen sich damit freiwillig und bewusst dem Willen des Höchsten. Nein, es ist eine erfüllte Welt. Eine Welt, die in Schönheit versinken kann. Die Zeit ist hier ausgelöscht. Jeder, der will, kann hier bleiben.«

»Und der Kampf?«

»Die Nacht ist die Nacht. Und der Kampf ist der Kampf.«

Uthman hörte es noch halb. Dann war er eingeschlafen. Doch am Morgen wurde er unsanft geweckt. Harte, grobe Fäuste rissen ihn empor.

Die Kinder krümmten sich unter den Hieben der Sklavenhändler. Manche Sarazenen machten sich einen Spaß daraus, Jungen aus der Menge hervorzuholen und sie zu quälen. Sie gingen dann durch die Reihen und schlugen mit ihren Peitschen auf die Geschwächten ein. Sie forderten sie mit kehligen Lauten auf, aufzustehen. Sie schlepten sie mit. Dann vergriffen sie sich an ihnen.

Wenn Marc das sah, hatte er Mühe, sich zurückzuhalten. Was waren das für Menschen? Unmenschen! Ohne einen Gott! Er hätte sie alle umbringen können! Aber bevor er aufstehen und sich auf die Peiniger stürzen konnte, griff Jolanthe in seinen Arm.

»Nicht! Es ist aussichtslos! Wir müssen Geduld haben, bis wir am Ziel der Reise sind.«

»Am Ziel der Reise?«, sagte Marc bitter. »Wo ist das? Wir werden nirgendwo ankommen.«

»Ich habe mit Laila gesprochen. Sie heckt einen Plan aus, uns spätestens in Jericho zu befreien. Sie weiß nicht, ob Jamal mitmacht. Zwar könnte er, wenn er die Kinder abgeliefert und seine Dirhams kassiert hat. Aber Laila sagt, Jamal ist in der letzten Zeit ein ganz anderer geworden. Er ist ihr fremd. Sie kann nicht mit ihm rechnen. Aber sie selbst ist sich sicher. Sie wird uns helfen. Wir müssen ausharren. Es gibt also ein Ziel.«

»Und die anderen? Sieh sie dir an! Diese Unglücklichen! Sie haben keine Möglichkeit, zu überleben. Sie verrecken in dieser beschissenen Wüste der Kameltreiber.«

»Wir wollten unbedingt hierher – erinnerst du dich? Wir glaubten, dieses Land erobern zu müssen, es befreien zu können. Aus der Ferne gesehen, sieht alles ganz anders aus.«

»Ach, Jolanthe! Es ist furchtbar! Ich habe dieses blödsinnige Kreuz längst weggeworfen. Wir haben uns da in etwas verrannt, das völlig irrsinnig ist.«

»Ja, da hast du Recht.«

»Und jetzt können wir nur noch beten und hoffen, dass unser Herrgott uns heraushilft.«

»Oder Laila! Ich glaube sogar, sie ist unsere größere Hoffnung, Marc.«

»Hast du mit ihr über alles gesprochen?«

»Nur heimlich. Sie darf ja nicht mit uns reden. Aber sie ist treu, das weiß ich. Sie steht zu dem, was sie sagt. Sie wird uns helfen.«

»Also gut. Üben wir uns in Geduld. Und hoffen wir, dass wir bis Jericho noch am Leben bleiben.«

Der Beduinengeneral winkte seinem ersten Waffenträger. Der Waffenmeister des wilden Stammes riss seinen schwarzen Hengst herum, ritt rasch heran und reichte ihm die Lanze. So wie der General taten es auch die übrigen Anführer. Der Reitergeneral ließ eine Trommel rühren und eine schrille Flöte blasen. Die Beduinen waren zum Angriff bereit.

Das Land vor ihnen lag flach und sumpfig da. Vom Feind keine Spur, aber die Generale und ihre Waffenträger wussten, dass er in Deckung lag. Denn keine einzige Vogelstimme war zu vernehmen, hier, im Vogelparadies in der Nähe von Narahaym. Nur aus der Richtung des südlichen Jordantales stiegen in der Ferne Rauchwolken auf. Dort mochte schon eine Stadt unter dem Ansturm einer anderen wilden Horde brennen.

Einer der Anführer rief seinem General laut den Brief an die Verteidiger der nächsten Stadt in Erinnerung. Wenn die Araber Männer waren, die solche Aufrufe missachteten, dann mussten es todesmutige Krieger sein. Er hatte geschrieben:

»Gepriesen sei Gott, der Barmherzige, der Allerbarmer, der eure Ordnung zerstörte, eure Vorhaben vereitelte und eure Einmütigkeit zerbrach! Hätte er das nicht getan, wäre es noch schlimmer für euch gekommen. Wir sind der Staub und der Wind der Wüste! Unterstellt euch unserem Schutz und entrichtet die Abgaben! Unterwerft euch unserer Herrschaft, so werden wir euch und euer Land verschonen und gegen andere ziehen. Andernfalls werdet ihr gegen euren Willen von Männern bezwungen, die den Tod lieben wie ihr den Wein, die den Tod lieben wie ihr das Leben!«

Sie hatten den Boten getötet und seine Leiche zurückgeschickt, der zerrissene Brief steckte in seinem Mund.

Der Anführer befahl seinem Reitergeneral, seine Leute anzuhalten und breite Aufstellung zu nehmen. Die Pferde waren nur schwer zu bändigen, sie witterten etwas, das vor ihnen im Schutz der Sümpfe lag.

Dann sah Uthman, der gefesselt auf einem Pferd saß, wie der Anführer das Zeichen zum Vormarsch gab, und zweihundert Beduinen setzten sich in Bewegung, die Krummschwerter gereckt, die Schilde aus festem Leder bereit, ihre Reittiere nur mit den Schenkeln führend.

Uthman wusste, nach diesem Angriff würde sich sein Schicksal entscheiden. Ganz egal, ob die Beduinen gewinnen oder verlieren würden.

Es war auch ihnen ein unbekanntes Land, denn sie kamen aus dem tiefen Osten, von dort, wo es nur fliehenden heißen Sand in Stürmen gab. Dementsprechend vorsichtig stieß die Beduinenarmee vor. Was wussten die Nomaden, die Beduinen mit wehenden Wappen, flatternden Kopftüchern und wildem

Kampfgeschrei schon vom Land der Ströme hier im Westen, außer dass es bis zum Meer den Arabern gehörte und jenseits davon bis zu den ersten Inseln den Seldschuken – und dahinter den Ungläubigen. Und dass die Wachtürme zwischen Ebenen und Bergen zu Festungen gehörten, die als unüberwindlich galten?

Der Feldzug war kaum geplant worden, schnelle Überfälle aus ihrer Mitte heraus hatten den Feind zermürbt, die gewöhnliche Taktik des Wüstenvolks war immer siegreich. Das war alles, was man über dieses Land wissen musste.

Jetzt setzten die Reittiere ihre Hufe in das Schilf. Glucksend und schmatzend wich das Wasser darunter. Einige Pferde sanken im weichen Untergrund in die Knie und warfen die Reiter ab. Auch als sie wieder aufsaßen, war kein Laut zu hören, alles geschah völlig ruhig, um den Feind, der irgendwo da draußen lauerte, nicht zu warnen. Die Angreifer sahen im gurgelnden Wasser Schlangen, die davonglitten, auch ein Krokodil lag im schwärzlichen Sand, aber es war tot, halb zerfressen von unsichtbar bleibenden Raubvögeln.

Die Armee der schwarzen Beduinen tastete sich in breiter Front voran, durchpflügte das Wasser, drang unbeirrt vor, und noch immer war kein Feind zu sehen.

Der General und seine Waffenträger flüsterten. Wenn man auf keine Truppen traf und in keinen Hinterhalt geriet, dann würde man die Festung der nächsten Stadt belagern. So war es schon in der letzten Stadt geschehen, bis der Gouverneur seine Hoffnung auf Hilfe verlor, eines Nachts ein Tor in Richtung Gebirge öffnete und mit dem Großteil seiner Truppen in einer Reihe floh. In der Stadt waren die zahlreichen nabatäischen Bewohner zurückgeblieben und hatten die geforderte Summe an die Belagerer gezahlt, damit sie nicht weiter behelligt wurden. So war es auch an anderen Orten geschehen. Nur am

nördlichen Ufer des Sees Genezareth war es zum Gefecht gekommen, und die Beduinen hatten unnachgiebig gewütet.

»Die Städte werden sich alle ergeben«, sagte der Waffenmeister, »weil sie reich sind. Sie zahlen, und wir werden sie nicht töten können, das wissen sie. Die Hunde kennen unsere Gesetze der Freiheit und der Gerechtigkeit.«

»Es wäre besser so«, sagte der General. »Denn die Stadt besitzt eine starke Verteidigungsanlage, und es werden auch auf unserer Seite viele Männer den Heldentod sterben, wenn wir keinen Frieden aushandeln.«

»Bei ihrem Allah«, flüsterte einer der Anführer, »wir ziehen nicht nur eine blutige Spur, wir werden selbst auch immer weniger. Wie lange sind wir schon unterwegs? Zwei Jahre? Es ist Gotteszeit! Und es ist hart für unsere Männer!«

»Wir haben unsere Oasen im Osten ohne großen Schutz zurückgelassen, das ist wahr«, sagte der General. »Hoffentlich geht das gut. Denn befriedet sind weder dieses Arabien noch unsere Wüste. Unsere Feinde werden das Ihre tun, um unsere Wasserstellen während unserer Abwesenheit unsicher zu machen.«

Von den flachen Uferwäldern her kamen plötzlich kreischende Stimmen. Unheimliche Gegner schienen sich dort zu verstecken. Ungerührt rückten die Kämpfer weiter vor. Sie hatten schon die Hölle gesehen. Solange ihre Banner wehten, war das Schicksal nicht im Bund mit dem Feind.

Zweihundert in schwarzen Gewändern und Turbanen verummte Krieger auf Pferden, leises Waffengeklirr, Schnauben, schäumendes Wasser, flüsternde Stimmen. Am Himmel Wolkenschleier, die dicker wurden, es regnete hier in den Sümpfen rund um das Jordantal recht häufig, vor allem jetzt, in der Winterzeit. Die Beduinen wollten endlich dem Feind gegenüberstehen, denn alles war besser als diese Ungewissheit. Alles war besser als ein Feind, der mit der

Landschaft verschmolz und unversehens aus dem Nichts hervorbrach. Das war eigentlich ihre eigene Taktik.

Der Reitergeneral schaute über die Schulter zurück zu dem Gefangenen. Er saß gefesselt auf einem Pferd. Aber er war so wachsam, als nähme auch er an der Schlacht teil. Das muss ein guter Mann sein, dachte der General der Beduinen.

Und plötzlich war der Feind da.

Bärtige Krieger mit hohen, spitzen Helmen bildeten vor dem jetzt offener werdenden Wasser des Jordans in länglichen Booten eine Barriere. Der General ließ seine Männer noch einmal anhalten, er beriet sich mit seinen Anführern. Einer riet dazu, die Männer aufzuteilen und eine Flügelzange zu bilden, doch der General wollte die Armee nicht teilen und lehnte ab. Dann gab er das Zeichen, und seine Beduinen trieben ihre Pferde an. Die Feinde verhielten sich in ihren Booten abwartend, sie machten keine Anstalten, etwas zu unternehmen, und starrten nur herüber.

Uthman, der aus einiger Entfernung am Schluss des Zuges alles beobachtete, bemerkte plötzlich, wie einige der Angreifer im Wasser versanken. Sie brachen einfach weg und verschwanden mit ihren Pferden in Strudeln.

»Treibsand!«, brüllte der Reitergeneral. »Nicht weiterreiten!«

Die Angreifer stoppten ihre Pferde. Das Wasser reichte ihnen schon bis zur Satteldecke.

»Die Hunde locken uns in den Tod!«, schrie ein Anführer.

»Was sollen wir machen?«

Der General rief: »Weiter können wir jedenfalls nicht. Wir müssen sie umgehen.«

Auch Uthmans Pferd versank langsam. Der Sarazene dirigierte es mit Schenkeldruck mühselig aus dem Wasser heraus, aber es war nervös und reagierte spät.

Die Beduinenhorde teilte sich. Von Osten und Westen rückten sie nun getrennt vor, umgingen das immer tiefer und

reißender werdende Wasser und mussten mit ansehen, wie weitere ihrer Krieger im Treibsand versanken. Die Verteidiger ruderten langsam zurück, sie hielten den Abstand zu den Angreifern und waren selbst unerreichbar.

Schließlich musste es aber ein Kommando gegeben haben, denn die Boote verschwanden plötzlich nach Norden, vielleicht sammelten sie sich vor der Stadt. Die Beduinen setzten nach, bekamen aber keinen Feind zu fassen, und am späten Abend kamen die Türme der Stadt in Sicht.

Man würde also wieder einmal eine Belagerung vorbereiten müssen. Die Angreifer machten sich bereit. Die Einwohner schienen in den dicken Mauern auszuharren, denn viele zeigten sich neben den Soldaten auf den Zinnen, sogar grell geschminkte Frauen mit entblößtem Busen und auch Kinder schmähten von der Befestigungsmauer herab die Beduinen.

Der General schickte Emissäre hinüber zu den gelben, sich hoch auftürmenden Mauern. Er forderte friedliche Ergebung, Abgaben an allen Schätzen und Nahrungsmitteln, Ablieferung der Waffen, Essen, Bekleidung und Schuhwerk. Als Antwort darauf kam das griechische Feuer, eine den Beduinen unbekannte, brennende Masse, die von den Wachgängen der Befestigungsanlage heruntergekippt wurde und nicht zu löschen war. Schreiend starb ein Viertel der Angreifer einen qualvollen Tod.

Uthman kannte das griechische Feuer. Er hatte es in den großen Schlachten zwischen Christen und Sarazenen erlebt.

Nur mit Mühe beherrschten sich die Anführer der Beduinen. Sie waren besonnene Männer, aber durch den Anblick der hilflos brennenden, im Todeskampf schreienden Gefährten wuchs in ihnen überschäumender Hass.

Sie glaubten, nie etwas anderes gesehen zu haben als diese Bilder, so sehr gruben sich diese in ihr Gedächtnis ein. Vor wütenden Angriffen hielt sie nur die Überlegung zurück, dass

die andere Seite genau diese unkontrollierte Wut anstacheln wollte. Auf diese Weise würden vor den dicken Mauern der Stadt nach und nach alle Angreifer den Tod finden. Gewiss, es war ein Heldentod, aber um das Banner des freien Beduinentums in dieser Stadt aufzupflanzen, mussten sie lebende Helden sein.

Der General versammelte seine Getreuen um sich. Was war zu tun? Bei Allah, was sollte man jetzt tun?

Uthman hätte ihm raten können. Und der General blickte auch einmal kurz zu ihm herüber. Aber es wäre unter seiner Würde gewesen, bei einem Gefangenen Rat einzuholen. Uthmans Rat hätte gelautes: Zieht ab! Reitet in die Wüste zurück. Denn Gewalt gebiert Gewalt. Diesen Krieg könnt ihr nicht gewinnen!

Henri de Roslin wusste nicht, wie er die Verfolgung der Karawane aufnehmen sollte. Die Spuren waren verweht. Nur ihre Richtung war ihm bekannt. Sollten sie einfach nach Jericho reiten und dort auf die Ankunft warten?

Er beriet sich mit Joshua darüber.

»Es ist mir unbegreiflich«, sagte der Freund. »Die Karawane war vor uns, und da die Kinder zu Fuß unterwegs sind, müssten wir sie längst eingeholt haben, auch wenn sie eine Nacht Vorsprung haben. Und auch Uthman müsste vor uns sein – es sei denn...«

»Was meinst du?«

»Es sei denn, er ist in Gefangenschaft geraten. Dann gnade ihm Gott, denn die Sklavenhändler kennen kein Erbarmen.«

»Wir müssen weitersuchen und die Karawane finden, dann finden wir auch Uthman. Ich weiß, dass er noch am Leben ist. Es muss einfach so sein! Er braucht unsere Hilfe! Also suchen wir weiter.«

»Ja, wir dürfen uns keine Rast gönnen, bis wir Uthman gefunden haben.«

»Brechen wir auf.«

Die Kinder rührten sich nicht mehr. Sie lagen hingestreckt im heißen Sand. Sie wollten das Kreuz nicht mehr anfassen. Die Antreiber fluchten und ließen ihre Peitschen sprechen. Aber dann sahen sie ein, dass die Karawane eine Pause einlegen musste. Wenn die Kinder nicht ausruhen könnten, würden sie es nie bis Jericho schaffen.

Laila konnte endlich mit Jamal sprechen. Auch Jamal hatte eingesehen, dass die Kinder Ruhe brauchten. Er gab seine Anweisungen. Laila trat in sein Zelt, und ihr war sofort klar, dass er bereit war, sie anzuhören.

»Was tun wir, Jamal? Wir versündigen uns!«

»Ich brauche die Dirham, Laila«, sagte Jamal leise. »Wir wollen heiraten. Du weißt, ich bin nicht reich genug. Aber ich will, dass wir eine große Hochzeit mit allen unseren Familien halten, und ich will, dass wir uns auch in Zukunft keine Sorgen machen müssen. Dafür brauche ich die Einnahmen aus diesem Geschäft. Die Christenkinder kommen mir wie gerufen. Allah hat sie mir geschickt. Sie werden uns ermöglichen, gut zu leben. Wir werden Kinder haben, und du wirst glücklich sein. Wenn wir arm bleiben, wirst du traurig sein. Und das will ich nicht.«

»Mein Verlobter«, sagte Laila gerührt, zugleich aber auch betrübt durch seine Worte. »Können wir nicht versuchen, auf anderen Wegen an genügend Dirhams zu kommen? Ich habe Mitleid mit diesen Kindern. Sie sind in meinem Alter oder nur wenig älter. Ich selbst könnte unter ihnen sein. Und würdest du dann nicht weinen?«

»Ich würde weinen. Und ich würde versuchen, dich zu befreien.«

Laila musste an die drei Gefährten denken, die der Karawane im Abstand folgten. Sollte sie ihnen in der Nacht eine Nachricht geben, wie die Lage war? Sollte sie mit ihnen einen Befreiungsplan aushecken? Wenn die drei Kämpfer nachts in das Lager schlichen und genau wussten, was zu tun war, konnte es gelingen, alle Wächter zu töten. Sie würde deren Waffen unbrauchbar machen.

Als ahnte Jamal ihre Gedanken, sagte er eindringlich:

»Grüble nicht über Dinge nach, die gefährlich sind oder es werden könnten, Laila! Wir sind in Gottes Hand. Pfuschen wir nicht dazwischen.«

»Du hast Recht, wir sind in der Hand Allahs, Friede sei mit ihm. Aber die Kinder sind in der Hand von Sklaventreibern. Ich kenne den Koran nicht gut genug, aber ist es nicht so, dass die Befreiung eines Sklaven eine gute Tat ist, mehr wert als andere Dinge?«

»Das stimmt schon. Aber man darf keinen Nachteil aus der Befreiung eines Sklaven ziehen. Das wäre dumm. Und der Koran verurteilt Dummheit. Wir müssen klug handeln. Und im Moment sehe ich keine andere Möglichkeit, als die Karawane nach Jericho zu führen, wo ich den Gewinn mache, den ich mir erträume.«

»Sind die Rechtgläubigen nicht zur Abgabe von Almosen angehalten?«, blieb Laila hartnäckig. »Und werden diese nicht auch dafür verwendet, Sklaven zu befreien, wo immer das möglich ist?«

»Du bist klug, meine kleine Laila. Das Zahlen von Almosen ist tatsächlich eine Grundpflicht von uns. Und im Koran steht tatsächlich: *Die Almosen sind für die Armen und Bedürftigen und für die mit ihrer Verwaltung Beauftragten und für die, deren Herzen versöhnt werden sollen, für die Befreiung von*

Sklaven und für die Schuldner, für die Sache Allahs und für den Wanderer. Das steht in der Sure von der Reue, At-Taubah.«

»Siehst du!«, sagte Laila triumphierend. »Lass uns also nach dem Koran handeln.«

Jamal wurde langsam gereizt. »Kleine Laila, kümmere dich nicht um das, was wir tun müssen. Befolge nur das, was ich dir sage. Denn ich handle vernünftig – für uns beide.«

Laila sagte entmutigt: »Ich würde so gerne wenigstens meine neuen Freundinnen befreit sehen. Ich möchte sie um mich haben und mit ihnen sprechen.«

»Wir ziehen nach Jericho!«, sagte Jamal bestimmt. »Dann verkaufen wir die Sklaven. Ich werde dann sehen, ob wir deine drei Freundinnen freilassen können.«

»Jamal! Das wäre schön!«

»Natürlich dürfen die anderen nichts davon mitbekommen. Und auch die Käufer dürfen das nicht merken. Aber wir könnten einfach sagen, die drei Mädchen sind unterwegs gestorben – wie so viele andere. Aber dann musst du dich um sie kümmern.«

Lailas Begeisterung legte sich schnell wieder. »Sie werden mich dafür hassen, dass ich die Verlobte eines Mannes bin, der ihre Gefährten in die Sklaverei verkaufte.«

»Sie werden dich dafür lieben«, antwortete Jamal, »dass du sie auserwählt hast, frei zu sein. So sind die Menschen nun einmal.«

»Ziehen wir morgen früh weiter?«

»Gleich bei Sonnenaufgang.«

»Wie weit ist es noch bis Jericho?«

»Sieben Tage. Wer zu schwach ist, weiterzugehen, den lassen wir einfach liegen. Wir müssen die Starken nach Jericho bringen. Nur die Starken.«

»Allah stehe uns bei«, sagte Laila.

Sie konnten die Schlacht nicht gewinnen. Die Stadtbewohner waren überlegen. Die Beduinen zogen sich widerstrebend zurück. Am Abend, als sie ein flüchtiges Lager aufgeschlagen hatten, versorgten sie ihre Verwundeten und zählten ihre Verluste. Sie waren hoch. Mit nur mühsam gebändigtem Zorn trat der Reitergeneral auf Uthman zu.

»Du musst sterben«, sagte er. »Du bringst uns Unglück.«

Uthman versuchte, seine Fassung zu wahren. »Unser Leben liegt in Allahs Hand – Friede sei mit ihm.«

»Du hast keine Furcht?«

»Welcher Tod wartet auf mich?«

»Wir werden dir den Kopf abschlagen. Wir werfen ihn mit einer Steinschleuder in die Stadt. Wenn wir sie schon nicht besiegen können, sollen sie wenigstens das Grauen sehen.«

»Bringen wir es hinter uns«, sagte Uthman ungerührt.

Der Reitergeneral blickte ihn durchdringend an. Dieser Gefangene weckte seine Neugier. Doch er blieb nun einmal ein Gefangener. Er spuckte verächtlich vor ihm aus.

Das Lagerleben beruhigte sich allmählich. Jetzt sah Uthman, dass es auch Frauen gab. Sie hatten sich bisher in den Zelten versteckt gehalten. Weil sie wussten, dass dieser Fremde bald sterben würde, zeigten sie sich jetzt ungeniert. Für Uthman war dieser Gedanke schmerzlich. Aber er konnte dagegen nichts machen. Er sah den schönen Frauen zu, die mit fließenden, anmutigen Bewegungen hin und her gingen, die Mahlzeiten vorbereiteten, Wasser holten, ihre Kinder versorgten. Die frechesten Kinder liefen um Uthman herum, der gefesselt mitten im Lager hockte, lachten über ihn und bewarfen ihn mit Sand. Nur ein älteres Mädchen mit langen lockigen Haaren und großen Augen stand da und betrachtete ihn nachdenklich.

Am nächsten Tag besuchte eine Delegation einer verwandten Sippe das Lager. Dort gab es eine muslimische Gemeinde. Sie bat um Erlaubnis, an ihrem Glauben festhalten zu dürfen. Der Reitergeneral war gnädig gestimmt und gewährte ihnen die Bitte unter der Bedingung, einen jährlichen Tribut von zweitausend Stück Tuch zu zahlen und im Kriegsfall Kamele und Pferde zu liefern.

Die Tage wurden jetzt kälter. Jeder im Lager der Beduinen zog gut wattierte, warme Leinenmäntel mit langen Ärmeln an, in denen man die Hände vor dem Wind aus den Hochplateaus des Nordens verstecken konnte. Große Mangals wurden aufgestellt, die Glut in den Kohlebecken wärmte, wenn man sich dicht davor stellte. Aber der kalte Wind wurde am nächsten Tag noch stärker, und so blieben die Beduinen in ihren schwarzen Zelten.

Auch Uthman durfte sich in ein Zelt setzen. Man nahm ihm die Handfesseln ab, damit er ungehindert essen und trinken konnte, ein Wächter saß aber unmittelbar hinter ihm.

Die Beduinen in ihren Zelten ließen die Feuerstellen nicht mehr erkalten, und sie beteten häufiger als sonst zu den Wassergeistern, Gestirns- und Naturgottheiten.

Uthman dachte an die Gefährten. Würden sie ihn finden?

Er erinnerte sich an einen Tag vor Nauruz, dem 20. März, als alle Welt die Ankunft des Frühlings feierte und er mit Henri und Joshua in Aleppo gewesen war, als die Steppe mit kleinen, roten Tulpen bedeckt war und das Land einem roten Teppich glich. Das war die schönste Zeit in diesem Land. Warum fiel ihm das jetzt ein?

Sie hatten sogar zusammen den danach beginnenden Ramadan gefeiert. Die Gefährten zögernd, aber dann mit wachsender Freude. Ramadan – das bedeutete lange Zusammenkünfte an jedem Abend des Fastenmonats, wenn nach Sonnenuntergang das Fastenbrechen gefeiert wurde. Es

bedeutete unaufhörliche Einladungen bei Freunden und Verwandten, es bedeutete Geselligkeit, die er immer geliebt hatte.

Er war erstaunt über all die Bilder, die beim Gedanken daran in ihm aufstiegen. Er überlegte. Vielleicht wollte etwas in seinem Inneren ihn daran erinnern, wie schön das Leben war und dass er auch in seiner Lage noch dafür kämpfen musste, einen weiteren Frühling zu erleben.

Uthman war in dem Zelt, in dem auch das kleine nachdenkliche Mädchen mit seiner Familie wohnte. Es hatte ihm seinen Namen verraten – Aischa. So hatte auch die Lieblingsfrau des Propheten Muhammad geheißen.

Aischa war die Einzige des Beduinenstammes, die lesen und schreiben konnte. Und sie war, wie ihre eigene Familie, muslimischen Glaubens. Die Beduinen gestatteten der Familie diesen Glauben, obwohl sie im Land die arabischen Muslime bekämpften. Aischa begann jeden Tag nach dem Aufstehen mit ein paar Sätzen des Propheten. Sie schnitzte jeden Morgen ihre Feder neu und setzte sich auf einem kleinen Teppich bequem hin. Draußen erwachten dann die Vögel. Und Uthman sah ihr stumm zu. Er merkte, dass sie es mochte, wenn er ihr aufmerksam zusah.

Aischa liniierte das Papier mit dünnen Seidenfäden, die zwischen zwei Stäbe gespannt waren. Sie mischte mit dem Ruß von einer Öllampe eine besondere, tiefschwarze Tinte. Schwarz wie das Unglück von Liebenden, dachte Uthman, schwarz wie die Zeit ohne Glaube und Hoffnung. Aber auch Schwärze ist ein Teil des Lebens.

Uthman reckte den Hals. Das Mädchen Aischa hatte den Zelteingang aufgeschlagen und schaute den Vögeln zu. Sie wählte die feinsten Rohrfedern aus dem Federkasten und schrieb langsam, Zeile um Zeile, mit einer leichten Neigung nach links. Es sah aus, als bewegten sich die Buchstaben auf

Zehenspitzen. Sie begann mit dem schlanken Buchstaben Alif, dem ersten Buchstaben des Alphabets, der der schlanken Gestalt eines jungen Geliebten gleicht und gleichzeitig auch das Symbol für Gottes Einheit und Einzigartigkeit ist, da es den Zahlwert Eins besitzt.

Nach einer Weile konzentrierten Schreibens endete sie mit dem Buchstaben Mim, dessen runden Kopf Uthman, wenn er ihn sah, mit einem Ring, dem Mund oder allen kleinen runden Dingen verglich. Er selbst hatte diese Arbeit oft in den Koranschulen von Cordoba verrichtet und Schülern zugesehen, die er zu dieser Übung anleitete. Der Buchstabe Mim hatte den Zahlwert vierzig und stand für die Tugend der Geduld und der Ausdauer. Die muslimischen Schreiber von Cordoba sahen ihn deshalb als den Buchstaben des Propheten an und schrieben ihn besonders schön. Auch Aischa gab sich viel Mühe und schrieb ihn schön.

Uthman bemerkte, wie das Mädchen, das ebenso wie Laila, an die Uthman ebenfalls denken musste, noch nicht zur Frau erwacht war, seine Liebe zu der Schrift und zum Leben in seiner reinsten Form in seine Arbeit einfließen ließ. Sie seufzte oft, ohne es zu merken, und blickte wieder hinaus, wo die Sonne jetzt höher stand und die Vögel ganz oben in den Zweigen der Dattelbäume saßen.

Wenn sie fertig war, brachte sie die Seiten zu der Dienerin der Familie. Diese übergab sie den Gehilfen der Stammesanzuführer, die alles noch einmal ansehen und begutachten mussten.

Aischa wartete dann und blickte manchmal zu Uthman hinüber, als wüsste sie, wie traurig der Gefangene war, trauriger, als er zugeben wollte. Und plötzlich sagte sie in holrigem Arabisch zu Uthman:

»Wenn jemand Muhammad anbetet, dieser ist tot. Wenn jemand Gott anbetet, dieser lebt und wird niemals sterben!«

Uthman nickte. Er kannte das Hadith, das Muhammad einst seiner Lieblingsfrau diktiert hatte. Während das Mädchen wartete, ob seine Schrift an diesem Morgen das Gefallen des Anführers gefunden hatte, begann es plötzlich zu weinen.

Dann war es so weit. Die Dienerin brachte die letzten geschriebenen Papiere zurück und nickte nur stumm. Aischa legte alle Blätter, die sie in den zurückliegenden Tagen geschrieben hatte, aufeinander, und Uthman begriff, dass sie ein Werk abgeschlossen hatte.

Wie schnell verging die Zeit, wenn man diesem Mädchen zusah, dachte Uthman. Die Erde hatte sich gedreht. Und sie hatten sich mit bewegt. Sie und Uthman und die Freunde, die irgendwo in der Wüste herumirrten, und die Beduinen draußen, alle waren im Gleichklang mit der Erdscheibe.

Und noch etwas anderes als die Schrift war vollendet.

Die Feder des Schicksals würde Uthmans Leben besiegeln.

An diesem Tag wusste es das Mädchen. Es blickte Uthman noch einmal an, als es ihm das Werk jetzt zeigte, es in die Höhe hielt, und er begriff, dass dieses kleine Beduinenmädchen ihn mochte, und seine Augen streichelten es zärtlich.

»Weißt du, ich habe die Blätter der letzten Tage für dich geschrieben«, sagte Aischa.

»Ich habe es gemerkt, ich bin dir dankbar«, sagte Uthman.

»Du bist nicht irgendein Gefangener. Du bist bedeutender als alle die Männer da draußen. Wichtiger als ich. Du bist ein Held, das ahne ich. Ich bin nur eine kleine Kalligraphin.«

»Gott führt, wen immer er will«, sagte Uthman leise, nur, um irgendwas zu sagen.

Uthman war so angerührt von diesem Mädchen, dass er es am liebsten darum gebeten hätte, seinen Kopf in seinen Schoß betten zu dürfen. Er spürte, wie sein Kopf schwer wurde. War

das schon die Todesangst? Dann lächelte er Aischa zu. Er sagte:

»Wenn jemand die Worte im Namen Gottes des Allmächtigen schön schreibt, dann wird er ins Paradies kommen. Und dort trifft er den größten der größten Kalligraphen, in dessen Hand das Menschenherz wie eine Feder ist, mit der Er schreibt, was Er will.«

»Wie schön du sprichst!«, sagte das Beduinenmädchen.

Uthman glaubte, dass er an diesem schönen, friedlichen Morgen dem größten Kalligraphen, seinem geliebten Gott Allah, der die Worte direkt in die Herzen der Menschen schreibt, gegenüber treten würde.

Und wenn Mädchen wie diese Aischa auch dort oben wären, dann würde es eine Freude sein. Sie würde mit ihren Rohrfedern kommen und war selbst eine Feder. Sie würde die schönsten Verse des Hadith mitbringen und ein Zelt aus dichtem, rotem Haar, unter dem sie beide wohnen konnten.

Sie würde ihm aus dem Buch Allahs vorlesen, das sie für ihn geschrieben hatte. Und er würde ihr wahre Geschichten aus seinem Leben erzählen, die wirklich wahr waren.

Draußen vor dem Zelt entstand Unruhe. Schritte näherten sich im Sand. Jemand gab einen Befehl.

Uthman wusste sofort, es war so weit.

Der Anführer trat in den Zelteingang, er winkte seinen Getreuen zu. Drei Beduinen, die lange Schatten warfen, packten Uthman an den Armen. Er schüttelte ihre Fäuste ab. Er ging mit hoch aufgerichtetem Haupt hinaus und zu dem Richtblock, den sie auf dem Stumpf eines abgeschlagenen Baumes vorbereitet hatten.

Ein Beduine stieß Uthman in die Kniekehlen. Er fiel auf die Knie. Sie rissen ihm das Hemd herunter, ein Bewacher schnitt ihm die langen Haare mit einem scharfen Messer ab. Ein

anderer beugte Uthmans Kopf und legte ihn seitlich auf den Baumstumpf.

»Willst du noch etwas sagen, Gefangener?«

»Ich gebe Euch keine Schuld. Ihr seid einfach dumm.«

»Wartet!« Der Reitergeneral trat auf Uthman zu. »Ich will dir noch eine Gunst gewähren. Du darfst mir deinen Namen sagen.«

»Das ist keine Gunst«, sagte Uthman, der jetzt seine Trauer um das vergebliche Leben in sich aufsteigen fühlte. Wie sehr man es auch erhalten will, dachte er, es wird einem an einem beliebigen Tag entzogen – früher oder später. »Er wäre bloß an Euch verschwendet.«

»Dein Name, du Hund!«

Uthman schwieg und drehte den Kopf so, dass er ins Leere schauen konnte.

Den Reitergeneral provozierte sein Verhalten. Er sprang auf, trat auf den knienden Uthman zu, packte sein Haar und riss seinen Kopf hoch.

»Wie heißt du, in Allahs Namen?«

»Friede sei mit ihm«, antwortete Uthman.

»Köpft ihn!«, schrie ein Beduine aus dem Hintergrund.

»Ich kann ihn nicht sterben lassen, wenn er mir nicht verrät, wen ich sterben lasse«, sagte der Reitergeneral.

Uthman hob den Kopf. »Dann verrate ich dir jetzt meinen Namen, General! Denn ich will sterben! Ich will nicht leben, wenn der Preis dafür ist, von Unwürdigen umgeben zu sein. Ich heiße Uthman ibn Umar.«

Endlich hatte Henri eine Spur gefunden. In einer Senke stießen sie auf ein heruntergebranntes Lagerfeuer, auf Speisereste, Fäkalien und auf halb verwehte Kamelspuren, hier hatte zweifellos ein Zeltlager gestanden.

Auch Joshua beugte sich über die Spuren. Nach einer Weile sagte er: »Es sind Kamelhufe. Kaum Pferdehufe. Die Sklavenhändler reiten doch auf Pferden. Und Fußspuren von den Kindern sind gar nicht zu sehen.«

»Du hast Recht«, sagte Henri. »Was müssen wir daraus schließen?«

»Hier haben andere gelagert. Vielleicht Nomaden.«

»Aber die Karawane muss ganz in der Nähe sein!«

»Suchen wir weiter!«

Aus der Senke heraus ging es bald auf Sandhügel, die wie von einer großen Hand sorgfältig geformt zu sein schienen. Die Hügel und ihre scharfen Kämme erinnerten an bewegte Wasserwellen, aber hier herrschte kein Wind. Es war jedoch kälter geworden. Und die Sonne verschwand manchmal hinter dicken Wolken. Hin und wieder fielen ein paar schwere Tropfen.

Plötzlich erblickten sie in der Ferne einen einzelnen Reiter. Er kam nur langsam näher, und sie mutmaßten, wer er sein konnte. Einer aus der Karawane? Ein Fremder? Einer aus dem Lager, dessen Spuren sie entdeckt hatten?

Der Reiter hatte offenbar keine Eile, er schien sich kaum vorwärts zu bewegen.

Die beiden Gefährten hielten ihre Reittiere an. Unbeweglich warteten sie darauf, dass der Fremde näher kam. Und tatsächlich, er hielt genau auf sie zu.

Der Beduinengeneral hob die Arme und hielt die offenen Handflächen beschwichtigend in Richtung seiner Männer.

»Halt! Wartet!«

Der groß gewachsene Beduine mit dem Schwert, das er schon über dem Kopf erhoben hatte, um es herabschnellen zu lassen, blickte erstaunt.

»Uthman ibn Umar? Nun, das ist kein seltener Name unter Arabern. Aber dennoch, jetzt weiß ich, an wen du mich erinnerst. An Umar ibn al-Mustansir. Bist du mit ihm verwandt?«

Uthman hob den Kopf, den er auf den Richtblock gelegt hatte. »Das ist mein Vater!«

»Gelobt seien die Götter! Er ist sein Sohn! Umars Sohn aus dem unvergänglichen Aleppo!«

Überrascht sagte Uthman: »Du kennst meinen Vater, General?«

»Ich besuchte ihn einmal auf seinem Landgut, nachdem einer dieser elenden Kreuzritter ihn in der Schlacht von Akkon gerettet hatte. Er schenkte ihm das Leben. Und ich durfte Umar nach Aleppo begleiten.«

»Der elende Kreuzfahrer war Henri de Roslin. Mein Freund und Tempelritter.«

»Die Wege der Götter sind wirklich seltsam«, konstatierte der General. »Ich kann dich nicht töten. Denn dein Vater hat mir und meinem Stamm eine Gunst erwiesen, für die ich bis zu meinem Tod dankbar bin. Und ich bin dadurch verpflichtet, auch allen seinen Angehörigen dankbar zu sein.«

»Was für eine Gunst war das?«, fragte Uthman und richtete sich auf.

»Er schenkte mir drei Kamele für mich und meine beiden kranken Brüder. Sie hatten sich schon zum Sterben niedergelegt, denn die Kreuzfahrer brachten Seuchen mit sich aus dem Westen. Durch die Kamele deines Vaters konnten wir heimreiten und meine Brüder gesund pflegen. Er rettete ihnen also das Leben.«

»Nehmt mir die Fesseln ab«, verlangte Uthman.

Die Beduinen taten es sofort. Uthman rieb sich die Hände, seine Arme waren wie abgestorben. Er stand umständlich auf. Mehrere Beduinen traten jetzt auf ihn zu und schlugen ihm auf

die Schulter. Sie redeten in ihrem schwer verständlichen Dialekt auf ihn ein.

»Du bist frei«, sagte der Beduinengeneral. »Du kannst gehen, wohin du willst. Du darfst aber auch bei uns bleiben, wenn du möchtest.«

Und Uthman hörte plötzlich ein helles Lachen. Aischa war herantreten und schwenkte dünne, weiße Blätter aus zerstoßenem Hanf, auf denen er in roter Schrift besonders schöne Zeichen sah.

Jetzt erkannten die Gefährten den Reiter.

»Es ist Uthman!«, freute sich Joshua. »Kein Zweifel! Aber warum reitet der Sarazene so langsam, so kenne ich ihn gar nicht! Vielleicht ist er verletzt?«

Henri und Joshua trieben ihre Pferde an, und wenig später hatten sie den Freund erreicht. Jetzt merkten sie, dass Uthman nur in Gedanken versunken war. Auch er hatte sie längst wahrgenommen. Aber er schien noch in einer anderen Welt zu sein.

Sie umarmten sich. Noch immer sagte Uthman kein Wort. Henri forderte Uthman auf, sich in den Wüstensand zu setzen. Henri und Joshua setzten sich zu ihm.

»Was ist mit deinem Haar?«, fragte Joshua.

»Erzähle!«, bat Henri den Freund.

Uthman nickte. Dann sagte er langsam: »Ist es nicht seltsam, wie uns mitgespielt wird? Ich war schon so gut wie tot. Dann kam Allah – Friede sei mit ihm! Jeder Herzschlag unseres Lebens ist in seiner Hand! Ein Herzschlag nur lag zwischen meiner Hinrichtung und meiner Freiheit. Mein Kopf sollte jetzt im Wüstensand liegen, stattdessen kann ich nun mit euch sprechen, ihr lieben Gefährten.«

Uthman erhob sich ohne weitere Erklärung. Er ging zu seinem Pferd, zog seinen Gebetsteppich aus der Satteltasche und kniete sich in Richtung Mekka und Medina. Er betete leise. Die Gefährten rührten sich nicht.

Als er geendet hatte, sagte Henri: »Möchtest du uns nun berichten, was geschehen ist?«

Und Uthman erzählte alles. Auch von Aischa und ihren Talenten. Als Uthman von ihr sprach, musste Henri an das Mädchen Laila denken, das an der Seite dieses Jamal die Karawane anführte. Uthman berichtete mit Respekt von den Beduinen. Sie lebten wild, waren aber dennoch edel, Aufrichtigkeit war ihnen besonders wichtig.

Henri sagte: »Wollte Laila uns nicht hin und wieder eine Nachricht zukommen lassen? Wir müssen unbedingt die Karawane wieder finden und Kontakt zu dem Mädchen aufnehmen. Mit seiner Hilfe könnten wir vielleicht doch einen Angriff wagen.«

»Ich könnte versuchen, die Beduinen für unsere Sache zu gewinnen«, sagte Uthman. »Sie fühlen sich mir verpflichtet.«

Henri wiegte den Kopf. »Es käme dann unweigerlich zu einer großen Schlacht. Wahrscheinlich würden viele der Kinder dabei sterben.«

»Ich wäre für einen listigen Überfall«, erklärte Joshua. »Einen wirkungsvollen Überraschungsangriff im Schutz der Nacht. Wir könnten einen Sklaventreiber nach dem anderen erledigen.«

»Das können wir tatsächlich versuchen«, sagte Henri nachdenklich. »Auch mir ist inzwischen klar geworden, dass wir kaum bis Jericho warten können. Es werden schon unterwegs viel zu viele Kinder sterben. Wir sollten versuchen, sie vorher zu befreien. Was meinst du, Uthman?«

Der Sarazene erwiderte: »Wozu habe ich euch so viele Koranzitate vorgetragen? Die Befreiung von Sklaven ist das schönste und edelste Handwerk.«

»Hast du noch eine Sure parat?«, wollte Joshua wissen.

»*Das Erklimmen der richtigen Heerstraße, der guten Heerstraße zu Allah, das ist die Befreiung eines Sklaven!*«

»Lasst uns aufbrechen, Freunde«, sagte Henri. »Wir müssen die Karawane einholen, vorher können wir überhaupt nichts planen. Wir müssen mit eigenen Augen sehen, wie die Lage dort ist, um handeln zu können.«

Sie saßen ohne ein weiteres Wort auf und ritten nach Süden weiter.

Laila bemühte sich, mit Jolanthe zu sprechen. Das war nicht leicht, denn die Kinder lagerten jetzt immer weit vom Stammlager der Sklavenhändler entfernt, weil ihr Gestank sie störte. Bewacht von sechs schwer Bewaffneten, lagen sie erschöpft abends nach dem Trinken und dem Einnehmen einer kargen Speise im Wüstensand. An Flucht dachte kaum jemand. Allein durch die Wüste zu kommen schien unmöglich. Dann lieber zusammen mit den anderen sterben.

An diesem Abend hatte Laila Erfolg.

Jolanthe war in einer kleinen Oase zum Anführer der Sklaventreiber gerufen worden. Es verlangte ihm nach der jungen blonden Frau. Er ließ sie waschen und salben, dann wurde sie in sein Zelt gebracht, und der Araber verging sich an ihr. Laila wartete, bis die Geräusche aus dem Zelt verstummt waren und Jolanthe herauskam. Das blonde Mädchen ließ sich in den Sand fallen und starrte vor sich hin. Es schien aber gefasster zu sein, als Laila befürchtet hatte. Laila ging zu ihm und setzte sich neben es.

»Wir werden dich, Bettie und Salama in Jericho befreien«, sagte sie leise. »Bis dahin tut nichts, was euch in Gefahr bringt.«

»In Gefahr bringt?« Jolanthe schniefte verächtlich. »Was soll mich schon in Gefahr bringen, nachdem ich den stinkenden Kerl endlich loswerden konnte. Ich hätte ihn umgebracht, wenn ich ein Messer gehabt hätte.«

»Es tut mir so Leid«, sagte Laila und legte ihre Hand auf Jolanthes nackten Arm.

»Lass das!« Jolanthe schüttelte die Hand ab. »Du bist doch selbst eine dreckige kleine Araberhure! Wenn ich schon deine braune Haut sehe! Lass mich bloß zufrieden, ich will dein Mitleid nicht! Und befreien werden wir uns schon selbst!«

Laila war entsetzt. Als es im Lager still wurde, dachte sie wieder daran, dass drei Männer der Karawane folgten. Sollte sie zu ihnen schleichen? Aber was konnte sie Wichtiges mitteilen? Vielleicht einfach, dass sie Jericho in drei Tagen erreichen würden. Und dass sie dort die drei jungen Mädchen befreien würde – bis dahin hätte sich auch Jolanthe, deren Schmerz sie zu verstehen versuchte, wohl wieder gefangen.

Laila wartete, bis alles schlief. Dann schlich sie aus ihrem Zelt davon. Im Norden leuchtete der Abendstern, und eine dünne Mondsichel spendete etwas Licht.

Als sie aus dem Lager heraus war und zurückblickte, sah sie, wie groß die Schar der Kinder war. Es schien ein Wunder, dass alle diese Kinder noch immer durchhielten und bis hierhin überlebt hatten. Sie musste alles tun, was sie konnte, damit sie Jericho lebend erreichten. Dort würde man ausruhen und genug zu essen und zu trinken bekommen, die Kinder könnten sich erholen.

Laila lief jetzt in die Nacht hinein. Sie bemühte sich aber, das Lager nicht ganz aus den Augen zu verlieren. Sie blieb stehen und lauschte. Ganz in der Nähe bewegte sich etwas. Sie hielt

den Atem an. Waren es die drei Verfolger? Etwas zischelte und schob sich davon. Wahrscheinlich war es nur eine Schlange.

Laila nahm sich vor, nicht mehr weit zu gehen. Es war zu gefährlich. Nach einer Weile blieb sie erneut stehen. Von den Verfolgern keine Spur. Sie rief leise nach ihnen. Aus dem Dunkel der Wüste kam keine Antwort. Vor ihr war nur endlose Leere.

Sie drehte sich um – und erstarrte.

Das Lager war verschwunden. Plötzlich schob sich ein dickes Wolkenband vor den Mond. Es wurde mit einem Schlag stockdunkel. Himmel und Erde verschmolzen zu einer farblosen Wand, an der sich Laila nur noch hilflos entlang tasten konnte.

Sie ließ sich in den Sand fallen und versuchte, ihre Fußspuren wieder zu finden. Sie fand sie. Erleichtert kroch sie auf allen vieren am langen Band ihrer Spuren zurück. Jetzt war es so dunkel, dass sie die Fußabdrücke im Sand mit den Fingern ertasten musste. Dann verlor sie den Kontakt. Die Spuren waren verschwunden.

Laila ließ sich in den noch warmen Sand fallen. Ein leiser Wind kam auf und schob Sandkorn um Sandkorn auf Laila zu. Sie durfte jetzt nicht den Verstand verlieren, sonst lief sie Gefahr, vollends die Orientierung zu verlieren. Ihr fielen die Schauergeschichten ein, die sie über Verirrte gehört hatte. In der nächtlichen Wüste war alles in Bewegung. Die Hügel verschoben sich. Der Sand mahlte im Untergrund. Und wenn die Sterne und der Mond verschwunden waren wie jetzt, war es aussichtslos, sich zu orientieren. Auf diese Weise waren schon viele elend ums Leben gekommen.

Im Lager geschah etwas, womit niemand gerechnet hatte.

Es begann damit, dass die Sklaventreiber sich Mädchen in ihre Zelte holten, darunter Jolanthe, Bettie und Salama. Marc konnte das nicht mit ansehen. Er war nicht so schwach wie andere Kinder, auch wollte er als Kinderbischof ein Vorbild sein, sein Wille war ungebrochen. Er schrie auf: »Die kriegt ihr nicht lebendig, ihr stinkenden Kameltreiber!«

Er wollte einen der Araber anspringen und zu Boden schlagen. Ein anderer Junge hinderte ihn daran. Er riss ihn an den Haaren zurück und begann, ihn zu würgen. Beide wälzten sich in wildem Kampf im Sand. Sie brüllten vor Wut und vor Schmerzen.

Die Araber sahen hohnlachend zu.

Der Junge schrie: »Besser, sie holen die Weiber, als dass sie es mit uns treiben oder uns töten!«

»Lass mich los, du blöder Ochse, sonst besorge ich es dir!«

Immer mehr Kinder wurden auf die Prügelei aufmerksam. Jemand rief: »Wir müssen unseren Bischof schützen!«

Sie kamen auf allen vieren herangekrochen, einige konnten sogar noch rennen. Sie ergriffen Partei für die eine oder die andere Seite. Und so wälzten sich rasch viele ineinander verkeilte Kinder wie von Sinnen im Sand. Ihr Wimmern und Schreien wurden immer lauter.

Jetzt hatten die Araber sie lange genug gewähren lassen, sie stürzten sich auf die Kämpfenden. Als hätten sie nur auf eine solche Gelegenheit gewartet, droschen sie auf die Kinder ein. Diese widerspenstigen Christenbälger sollten nur eines tun, sich in ihr Schicksal fügen. Stattdessen begehrten sie auf. Die Aufseher schrien und schlugen. Bald nahm das ganze Lager Anteil.

Die meisten Kinder legten sich in den Sand und hielten die Arme über den Kopf verschränkt, um sich vor den schmerzenden Hieben zu schützen. Aber einige Jungen, zwar

geschwächt, aber rasend vor Wut über die Schmach des gescheiterten Kreuzzuges und die unmenschliche Behandlung, verkrallten sich in die Kleidung der Aufseher, rissen an ihnen, erhielten Schläge, sprangen die Araber an und wurden so lange geprügelt, bis sie sich nicht mehr rührten.

Auch Marc wagte es nicht mehr, sich zu bewegen. Er legte sich in den Sand und spürte die Schmerzen in seinen Gliedern. Wir kommen niemals nach Jericho, dachte er, wir werden alle sterben.

Als keines der Kinder mehr in der Lage war, Widerstand zu leisten, ließen die Aufseher von ihnen ab. Ihren Anführer konnte der herbeigeeilte Jamal überreden, die Aufrührer unter den Kindern nicht zu töten. Die Karawane war ohnehin so geschwächt und zusammengeschrumpft, dass die zu erwartenden Einnahmen mit jedem Tag geringer wurden.

»Wir müssen nach Jericho«, sagte Jamal. »Und das so schnell wie möglich.«

Der Anführer namens Khaled sagte: »Unser Prophet Muhammad, *aleihi salam*, ist auf unserer Seite.«

»Ja«, sagte Jamal, »aber Allahs Wege, Friede sei mit ihm, sind unergründlich. Wir müssen schnell nach Jericho.«

Khaled schrie: »Wir ziehen weiter! Brecht das Lager ab! Die Verwundeten bleiben hier!«

Jolanthe kümmerte sich um Marc. Seine Striemen am Oberkörper schmerzten zwar, aber sie bluteten nicht. Marc konnte noch gehen. Jolanthe stützte ihn ein wenig. Jetzt wäre es gut, wenn sich Laila um sie kümmern würde. Jolanthe spürte, dass sie der kleinen Haschemitin Unrecht getan hatte. Wenn es eine Möglichkeit gab, dieser Hölle zu entfliehen, dann nur mit Lailas Hilfe.

Jamal ging zu seinem Zelt. Er war müde. War es nicht besser, dieses Geschäft einfach aufzugeben und allein weiterzureiten? Was hier geschah, war zu grausam. Und es war sicher nicht

gottgefällig. Er trat in Lailas Zelt. Sie hatte ihr Lager nicht berührt. Jamal trat hinaus und suchte das Mädchen. Aber er fand Laila nicht. Er wagte es nicht, sich bei den Sklaventreibern nach ihrem Verbleib zu erkundigen. In ihm regte sich ein schlimmer Verdacht.

Die drei Freunde spornten ihre Reittiere mächtig an. Noch in dieser Nacht mussten sie die Karawane finden.

Henri musste während des angestrengten Rittes daran denken, dass nun das Jahr zu Ende ging. Zu Hause würden die Gläubigen jetzt das Fest des Johannes feiern. Es war eines seiner christlichen Lieblingsfeste, denn die Offenbarungen dieses Evangelisten hatte er schon als Junge gelesen. Johannes, Sohn des Zebedäus und Bruder des Jakobus, dachte Henri, zur Welt gekommen irgendwo hier, in der Wüste. Vielleicht ganz in der Nähe. Er hatte zum engsten Kreis um Jesus gehört und war eine der Säulen der Jerusalemer Urgemeinde gewesen. Und er war der Jünger, den Jesus besonders geliebt hatte. Jedenfalls hatte Jesus ihm vor seinem Tod seine Mutter Maria anvertraut. Und Johannes war Zeuge geworden, wie einer der Schächer dem Heiland am Kreuz den Lanzenstich zufügte. Er hatte versucht, ihn davon abzuhalten.

Johannes, dachte Henri. Stehe uns in dieser Nacht bei, wo wir im Dunkeln herumirren und den richtigen Weg suchen. Lass uns die Spuren der unschuldigen Kinder finden, damit wir sie retten können. Allein schaffen wir es nicht. Ohne deinen heiligen Segen schaffen wir es nicht.

Henri konnte sich an Sätze aus der Offenbarung erinnern, die Johannes auf der Insel Patmos geschrieben hatte. Und er erinnerte sich an Trinksprüche seines Ordens. Hatte es nicht geheißen, man solle den Becher leeren wie die Liebe des heiligen Johannes? Oder die Brüder des Tempels hatten

ausgerufen: »Trinke die Stärke, das Feuer, den Geist des Johannes!« Die Gebete im Geist des Johannes beschworen das Geheimnis des ewigen Wortes, das am Jahresende Fleisch geworden war.

Henri hing diesem Gedanken nach, und ihn ergriff eine tiefe Sehnsucht nach der Heimat. Nach den großartigen Kirchen des Abendlandes. Nach der Gemeinschaft seiner Tempelbrüder, die so gewaltsam zerschlagen worden war. Wo war in dieser heillosen Zeit noch Geborgenheit zu finden?

Er sah sich nach seinen beiden Gefährten um, die hinter ihm ritten. Für eine kurze Zeit war die dünne Mondsichel hinter einer Wolke hervorgekommen. Henri konnte erkennen, wie angespannt die Gesichter von Uthman und Joshua waren. Wie oft hatte er dieses vertraute Bild schon gesehen! Wie liebte er diesen Anblick seiner Gefährten!

Das ist die Gemeinschaft, die mir bleibt, dachte er. Ich will sie als etwas besonders Kostbares mit allen Kräften verteidigen.

Als er sich wieder nach vorn wandte und das Pferd entschlossen antrieb, sah er plötzlich einen dunklen Fleck im Sand. Sein Pferd scheute und stieg auf die Hinterbeine. Henri konnte sich gerade noch im Sattel halten. Er hörte, dass die Gefährten hinter ihm ebenfalls Mühe hatten.

Henri griff an seinen Gürtel und zog sein Kurzschwert.

Laila spürte die Hitze des Tages noch immer unter ihren Fußsohlen. Es war totenstill. Plötzlich glaubte sie, in der Ferne Geräusche zu hören, dort, hinter den Hügeln, ein Geräusch, das nicht zur nächtlichen Wüste passte.

Als sie weiterging, wurde ihr klar, dass sie den Lagerplatz endlich erreicht hatte. Sie hatte es geschafft! Aber nach dem letzten Hügel, der ihr den Blick verstellte, musste sie entsetzt

feststellen, dass keine Menschenseele mehr da war. Alle waren fort. Nein, es war schlimmer. Es schien ihr so, als ob niemals jemand hier gewesen wäre.

Sie traute ihren Augen nicht. Ringsum zertrampelter Wüstensand, eine Fata Morgana verwehter Spuren von Menschen und Tieren. Ein Traum von der Anwesenheit des ihr Vertrauten, der sich in Wind, Sand und heiße Luft aufgelöst hatte.

Laila schrie. Es war mehr als ein Ruf nach den vertrauten Menschen ihrer Umgebung, nach Jamal, nach Jolanthe. Es war ein verzweifelter Schrei. Er galt einem Gott, der es zuließ, dass sie unversehens aus der menschlichen Gemeinschaft ausgestoßen worden war.

Man hatte sie vergessen.

Laila war unfähig, vorwärts zu gehen. Sie hätte der Karawane hinterherlaufen können. Irgendwann hätte sie die anderen eingeholt. Aber sie hatte keine Kraft mehr. Sie sank zu Boden und hüllte sich fest wie eine Mumie in ihr grünes, haschimitisches Gewand ein. Sie schloss die Augen, um diese Leere nicht mehr zu sehen.

Und dann kam ihr der tröstliche Gedanke, man würde zurückkommen, sie suchen – falls man sie vermisste. Und wenn sie niemand vermisste, war es ohnehin an der Zeit, hier im Wüstensand liegen zu bleiben.

Die Nacht lag schwer auf ihr und ihrem Entsetzen. Der Mond zog jetzt wieder sichtbar wie ein Nachen auf dem schwarzen Himmelsmeer dahin. Und es wurde kalt.

Die Kälte verstärkte noch das Gefühl der Einsamkeit.

Laila begann zu weinen. Heiße Tränen rollten ihr über die Wangen, doch die Traurigkeit tröstete sie nicht, sie stieß sie nur noch tiefer hinein in Nacht, Einsamkeit und das menschenleere Nichts der Wüste.

Plötzlich hörte sie etwas. Etwas schlich heran. Sie konnte nichts erkennen, aber sie hörte ganz deutlich, dass dort ein Wesen war. Oder waren es mehrere?

War es nicht so, dass alles den Tod brachte, was einem nachts in der Wüste begegnete?

Laila hätte sich gern noch kleiner gemacht, wäre möglichst unsichtbar geworden, verborgen in ihrem weiten Gewand aus haschimitischem Grün.

Nein, es würde sie eher verraten.

Und dann erblickte sie die Reiter. Und sie erkannte sie sogleich.

Endlich, dachte sie. Endlich kommen sie.

Als die drei Gefährten sich Laila näherten, das Bündel am Boden erblickten, die Waffen aus dem Gürtel zogen und erkannten, dass sie ein junges Mädchen vor sich hatten und keinen Kämpfer, waren sie erleichtert. Dann sahen die Ankommenden genauer hin. Uthman entfuhr es verblüfft:

»Gott im Himmel! Die kleine Haschemitin aus Byblos! Wir alle gehören Allah und kehren zu ihm zurück!«

Laila stieß nur einen seufzenden Laut aus. Die Freunde saßen ab, und Uthman fragte:

»Warum bist du hier?«

»Ich wollte zu euch. Dann verlor ich die Orientierung.«

»Wo ist das Lager?«, fragte Uthman.

Wieder schwieg Laila. Ihr fehlten einfach die Worte, um zu antworten. Dann deutete sie hinter sich.

»Was wolltest du uns für Nachrichten bringen?«

Laila fasste sich. »In drei Tagen erreichen wir Jericho. Die Kinder sind so schwach, dass ich nicht weiß, wie viele dort lebend ankommen werden. – Ich weiß, ich mache alles falsch, aber könnt ihr nicht von irgendwoher Verstärkung holen und sie befreien? Jamal und ich hätten dann nichts mehr mit dieser schrecklichen Karawane zu tun, wir könnten heimreiten und

alles vergessen. Ich will nicht, dass er mich heiratet, wenn an seinen Händen das Blut dieser armen Christenkinder klebt.«

»Wenn wir unterwegs angreifen, gibt es ein Blutbad. Das weißt du hoffentlich. Auch Kinder würden sterben.«

»Sie sterben auch so«, sagte Laila trotzig.

»Sitz auf«, sagte Uthman. »Wir reiten weiter.«

So zogen sie durch die Nacht. Kurze Zeit später trat der Mond wieder hervor, und man konnte jetzt die Spuren im Sand sehen, die Laila hinterlassen hatte. Die Gefährten waren angespannt. Jetzt, da sie wussten, dass das Lager der Sklaventreiber ganz in der Nähe war, ritten sie behutsamer.

»Sucht niemand nach dir?«, wollte Joshua wissen.

»Ich schlafe allein. Erst am Morgen wird Jamal bemerken, dass ich fort bin.«

»Das darf nicht passieren«, sagte Henri. »Wir reiten nahe heran, und du kriechst wieder in dein Zelt.«

Kurze Zeit danach stießen sie auf die Überreste des abgebrochenen Lagers. Sie sahen Dutzende von Kindern im Sand liegen. Einige lebten noch, konnten sich aber nicht rühren. Sie stöhnten vor sich hin. Die Gefährten und Laila gingen umher und sahen sich das Elend an. Ohnmächtig ballten sie die Fäuste.

»Wir müssen etwas unternehmen, Henri!«, stieß Joshua hervor. »Ich ertrage die Vorstellung nicht, dass wir solche Dinge zulassen!«

»Ich auch nicht, Joshua. Aber vergiss nicht, wir sind zu dritt. Die anderen sind uns zwanzigfach überlegen. Was können wir gegen sie ausrichten?«

Uthman stieß verzweifelte Laute aus, mit denen er die Sklaventreiber in die Hölle schickte.

»Wir können nichts für diese Kinder tun. Wir müssen sie ihrem Schicksal überlassen.«

Die Freunde waren zerknirscht ob dieser furchtbaren Erkenntnis. Aber es war die Wahrheit.

So zogen sie weiter durch die Nacht.

Als der Morgen dämmerte, wurden die Spuren zwar deutlicher und frischer, aber die Karawane erreichten sie nicht. Laila war wie betäubt. Sie glaubte jetzt fest, dass sie Opfer einer Verschwörung geworden war. Offensichtlich vermisste man sie nicht! Auch Jamal vermisste sie nicht und ließ nicht nach ihr suchen! Alles kam ihr vor wie ein abgekartetes Spiel. Wie war es möglich, dass Jamal dieses Spiel mitspielte? Es war nicht vorstellbar.

Laila saß hinter Uthman, sie spürte die Nähe seines Körpers. Sie spürte auch, dass der Sarazene sich Mühe gab, Körperkontakt zu vermeiden. Sie war ihm dankbar dafür.

Am folgenden Morgen erreichten sie An-Nabatiyah. Hier im Jordantal, zwischen dem See Genezareth und dem Toten Meer, war es nicht mehr weit bis Jericho. Aber noch immer waren die Freunde ratlos, wie es weitergehen sollte.

Dann erblickten sie die Karawane. Von einer Anhöhe herab bot sich ihnen ein trostloses Bild. In einer endlos scheinenden Reihe schleppte sich der Zug der Kinder dahin. Vorn ritten die Anführer, darunter auch Jamal, den sie an seinem roten Stirnband erkannten. Zu beiden Seiten patrouillierten die Treiber auf ihren Pferden, am Schluss bildete der Rest der Araber eine Art V, das wie eine Speerspitze aussah.

Die Gefährten überschlugen, dass es noch ungefähr fünfhundert Kinder sein mochten, die sich dahinschleppten. Und Laila ließ Jamal nicht aus den Augen und fragte sich, ob es sein konnte, dass er ihr Verschwinden nicht bemerkt hatte.

Henri sagte: »Du kannst dich in der Nacht wieder in das Lager schleichen. Rede mit Jamal. Versuche herauszukriegen,

wie die Lage ist. Und auch, ob Jamal immer noch auf der Seite der Sklavenhändler steht. Vielleicht hat er seine Einstellung nach allem, was geschehen ist, geändert.«

Laila schwieg.

Die Gefährten folgten dem Zug in sicherem Abstand. Bald erreichte die Karawane eine Wasserstelle, dort machten die Sklavenhändler Rast. Aus der Entfernung sahen die Gefährten, wie die Kinder zum Wassertümpel krochen. Aber die Araber trieben sie von den Rändern des Schlammlochs fort und ließen zuerst ihre Reittiere saufen. Dann erst kamen die Kinder an die Reihe.

Henri wurde wütend. Aber Uthman sagte:

»So ist es in Arabien üblich. Die Tiere kommen immer zuerst. Menschen sind ersetzbar, Tiere oft nicht.«

»Was für ein Land!«, seufzte Henri.

Sie versuchten, näher zu reiten, ohne aber den Schutz der felsigen Hügelkette aufzugeben, die sich in östlicher Richtung den Pfad entlangzog. In der Ferne wurde die Landschaft grüner. Dort begannen die Ufer des Jordan, und die Kinder würden genug Wasser zu trinken bekommen. Aber es würde auch schwerer sein, der Karawane zu folgen, denn es gab nur einen Pfad am Ufer entlang, ansonsten war überall dichtes Unterholz.

»Reiten wir bis Jericho voran!«, schlug Joshua vor. »Bereiten wir den Sklavenhändlern dort einen gebührenden Empfang.«

»Kein schlechter Gedanke«, sagte Uthman. »Ich könnte versuchen, Handlanger anzuwerben, die den Sklaventreibern zum Tanz aufspielen.«

Henri fuhr hoch. Er deutete nach vorn. Dort hatten sich vier Araber über ein Mädchen gebeugt und schlugen mit Peitschen auf es ein. Das Mädchen hatte sich in die Reihe der Pferde vorgedrängt, um den Durst zu stillen.

»Diese Unmenschen!«, sagte Laila.

Henri gab seinem Pferd plötzlich die Zügel frei. Die Gefährten begriffen zunächst nicht, dass er die Fassung verloren hatte. Ihr Gefährte preschte mit einem Wutschrei vorwärts. Joshua und Uthman riefen ihm eine Warnung hinterher. Joshua folgte ihm sogar, sah dann aber ein, dass er Henri nicht einholen konnte, und stoppte sein Pferd. Uthman blieb, wo er war, mit Laila vor sich war er ohnehin nicht schnell genug.

Henri hielt in vollem Galopp geradewegs auf die Karawane zu.

Er riss sein Kurzschwert aus dem Gehänge. Der alte Kämpfer in ihm war urplötzlich erwacht, und es gab für ihn kein Halten mehr. Vor seinen Augen sollten keine unschuldigen Kinder zu Tode geprügelt werden! Das war er seiner Ehre als Tempelritter schuldig!

Er preschte mitten in die Karawane hinein. Ehe die Araber begriffen, was geschah, war er unter ihnen. Er hielt auf die Gruppe zu, die das Mädchen schlug. Dort beugte er sich seitlich aus dem Sattel und riss das Mädchen erst an den Haaren empor, dann fasste er nach, bekam seinen Arm zu packen und zog es zu sich auf das Pferd.

Das Mädchen blutete stark, lebte aber noch. Henri legte es vor sich über den Sattel. Dann riss er sein Pferd herum und wollte davonsprengen.

Aber jetzt hatten sich die Sklaventreiber formiert. Einer hatte sein Schwert gezogen und hieb damit kurzerhand Henris Pferd den Hinterlauf durch. Das Pferd brüllte auf und brach auf der Hinterhand weg. Es stürzte in den Sand.

Henri rutschte aus dem Sattel und brachte sich mit einem Sprung vor dem schweren Leib des Tieres in Sicherheit. Das Mädchen fiel in den Sand.

Henri stand da, das Schwert in der Hand. Er war bereit, zu kämpfen, zu töten und – wenn es an der Zeit war – auch zu

sterben. Er drehte sich langsam im Kreis herum. Inzwischen umringten ihn die Araber mit ausgestreckten Waffen. Henri sah ein, dass es keine Möglichkeit gab, zu entkommen.

Er wollte schon zu seinen wartenden Gefährten auf dem Hügel hinüberschauen, um Abschied zu nehmen, versagte sich dies aber. Die Sklaventreiber hätten gemerkt, dass er nicht allein war.

Henri senkte die Waffe.

»Fallen lassen!«, schrie ein Araber.

Henri tat, wie ihm geheißen. Er sah noch, wie sich das Mädchen im Sand rührte. Dann trat jemand hinter ihn und schlug ihn mit dem Schwertknauf nieder. Henri brach zusammen.

Jahresende 1316, die Verheißung

Ist Gott für uns, wer kann dann gegen uns sein, dachte Joshua ben Shimon insgeheim. Aber manchmal sind die Wege des Herrn so, dass wir nicht folgen können.

Joshua spähte von der Anhöhe ins Tal. Er sah, wie Uthman sich unter ihm durch die Felsen schlich, immer in Deckung bleibend. Laila hockte neben Joshua im Gras, gelähmt vor Entsetzen. Henri war in der Gewalt der Sklavenhändler, das veränderte alles. Jetzt durften sie keine Zeit verlieren.

Joshua dachte wehmütig daran, wie die Juden bereits im alten Palästina diesen letzten Tag des Jahres mit fröhlichem Treiben, mit Festgelagen und dem Verteilen von Geschenken begangen hatten. Er selbst hatte das Jahresende ebenfalls immer gern gefeiert, denn dann öffnete sich eine Pforte mit den Verheißungen eines neuen Jahres. Auch Almosen flossen reichlich an diesem Tag. In Toledo, Joshuas Zuhause, gab es an diesem Tag eine altspanische Liturgie, eine Messe zum Jahresende, die Juden, Christen und Muslime vereinte. Die Propheten wurden als Herren der Zeit verkündet, und man gab sich feierlich die Hand. In Iberien feierte man an diesem Tag auch das »Fest zur Beschneidung des Herrn und Octav der Weihnacht«. Henri hatte ihm oft davon erzählt, aber das war ein Christenfest, bei dem Juden nicht geduldet wurden.

Für alle Religionen war dieser Tag jedenfalls der Beginn eines neuen Gnadenjahres – und auch der Beginn neuer Hoffnungen und Ängste. Neben den ausgelassenen Liedern, die gesungen wurden, fühlten sich Juden deshalb auch

hingezogen zum Wort des Talmuds. Und es war eine Fastenzeit, die zu einem Glücksgefühl führte.

Wenn er jetzt hinunterblickte, spürte er diese Heiterkeit des Jahresendes nicht. Er sah nur Elend. Und sein bester Freund Henri war dem Tode geweiht. Denn warum sollten ihn die Sklaventreiber laufen lassen?

Joshua musste Laila davor bewahren, einfach hinunterzulaufen und alles zu erklären. Das Mädchen schien ganz außer sich, war verwirrt und wollte zu seinem Jamal. Aber der Haschemit spielte eine undurchsichtige Rolle in diesem Spiel. Joshua traute ihm zu, dass er skrupellos war. Anfänglich hatte er noch gehofft, Jamal spiele nur das Spiel der Sklaventreiber mit, um sie in Jericho in die Irre zu führen und die Kinder zu retten. Aber jetzt glaubte Joshua nicht mehr daran. Warum sollte Jamal das tun? Für ihn war das in erster Linie ein großes Geschäft. War Laila das nicht bewusst?

Uthman wartete hinter einem Felsblock. Es wäre sinnlos gewesen, sich dem Lager noch weiter zu nähern. Die Sklavenhändler hatten Henri noch nicht getötet. Nur das war wichtig. Joshua dachte daran, dass sie den Einbruch der Nacht abwarten mussten, erst dann konnten sie versuchen, Henri zu befreien.

Joshua sah, dass Uthman sich umwendete und zurückschlich. Er blickte immer wieder besorgt zum Lager hinüber, er hatte Angst, dass man sie entdeckte. Bisher hatten die Sklavenhändler keine Reiter ausgeschickt, die die Umgebung erkunden sollten. Sie fühlten sich offenbar sicher.

Uthman kam katzenhaft heran und hockte sich neben Joshua und Laila. »Henri ist im Zelt des Anführers untergebracht, das ein Kamelkopf zielt. Es liegt am Lagerrand. Sie haben offenbar beschlossen, heute nicht weiterzuziehen, weil sie Wasser haben. Sie ruhen aus, vielleicht brechen sie auch in der Nacht auf. Wir müssen uns etwas einfallen lassen.«

»Wie wäre es, wenn du versuchst, deine Beduinen für unsere Sache zu gewinnen?«, fragte Joshua. »Sie sind dir verpflichtet.«

»Ich habe auch schon daran gedacht. Ich könnte versuchen, sie zu überreden. Aber ich weiß, dass sie nicht gern gegen arabische Sklavenhändler kämpfen. Sie fürchten sie.«

»Ich könnte zu ihnen reiten«, schlug Laila vor. »Ich sage ihnen, Uthman ibn Umar ist in höchster Gefahr. Dann müssen sie kommen und uns helfen.«

»Das ist im Prinzip eine gute Idee, Mädchen«, sagte Uthman. »Aber wenn sie erfahren, dass es nur eine Lüge war, um sie in den Kampf zu locken, dann werden wir ihre Wut zu spüren bekommen. Sie hassen Lügen.«

»Das stimmt«, sagte Joshua. »Es ist leider nicht der richtige Weg.«

»Es sei denn«, blieb Laila hartnäckig, »du lässt dich tatsächlich von den Sklavenhändlern gefangen nehmen. Dann können die Beduinen dich und Henri befreien.«

»Wenn sie dann noch am Leben sind!«, sagte Joshua.

»Nein, warte, Joshua. Es ist ein überlegenswerter Plan. Warum sollten wir das Risiko nicht eingehen?«

»Viel zu gefährlich, Uthman!«, beschwor ihn Joshua.

»Ich könnte zu den Sklaventreibern reiten und mit ihnen reden. Ich bin ja Araber wie sie. Viele werden sogar Sarazenen sein wie ich. Ich versuche, sie in einen Disput über die Suren des Koran zu verwickeln, der eindeutig die Sklaverei, auch von Ungläubigen, verurteilt. Ich halte mich so lange bei ihnen auf, dass die Beduinen, wenn sie kommen, denken müssen, ich sei ihr Gefangener.«

»Es ist gefährlich«, meinte Joshua. »Ein Spiel mit dem Feuer. Und wenn dein Manöver nicht klappt, sie in dir sofort einen Freund Henris erkennen und euch beide töten?«

Uthman seufzte tief. »Allah, Friede sei mit ihm, wird auf unserer Seite sein.«

»Ich reite sofort los«, sagte Laila. »Beschreibt mir den Weg zum Lager der Beduinen. Ich nehme dein Pferd, Uthman, du brauchst ja vorerst keines mehr.«

»Vielleicht nie mehr«, sagte Joshua düster.

»Dann nehme ich lieber deines«, erklärte Laila. »Außerdem würden die Sklavenhändler auch misstrauisch werden, wenn Uthman zu Fuß ins Lager käme.«

»Das stimmt«, sagte Uthman, »in der Wüste sind Vierbeiner weniger verdächtig als Zweibeiner.«

Laila ritt in gestrecktem Galopp den Weg zurück. Sie vermied es, an den Resten des Lagers vorbeizureiten, in dem es in der Nacht zuvor das Gemetzel gegeben hatte. Sie wollte nicht das Sterben der noch lebenden Kinder mit ansehen. Sie nahm eine andere Route und erreichte das Lager der Beduinen am Abend.

Man empfing sie freundlich. Der Beduinengeneral hörte sich ihre Geschichte an. Natürlich vermied es Laila, die Rolle hervorzuheben, die Jamal spielte. Als sie die Kindersklaven zur Sprache brachte, horchten die Beduinen auf. Sie waren nicht dem Koran verpflichtet, und Sklaven hatte es bei ihnen von jeher gegeben. Sie selbst waren jedoch so sehr Kinder der Freiheit, dass sie sich lieber getötet hätten, als in die Sklaverei zu gehen.

Als Laila geendet hatte, herrschten Schweigen und vorübergehende Ratlosigkeit. Sollte man sich wirklich auf einen solchen Kampf gegen arabische Sklavenhändler einlassen? Aber Uthman war in Gefahr und musste befreit werden.

Der Anführer brach das Schweigen. »Wir gaben ihm unser Wort, ihn zu beschützen, wenn er uns braucht. Jetzt ist es so

weit, dass er unsere Hilfe in Anspruch nimmt. Und ich bin stolz darauf, dass er uns ruft. Wir reiten noch in dieser Nacht.«

Henri de Roslin schalt sich einen Narren. Wie hatte er nur den Kopf verlieren können? Er hatte alles verspielt! Der Plan zur Befreiung der Kinder war durch sein übereiltes Handeln zunichte geworden. Und er brachte auch noch die Freunde in Gefahr, denn würden die Aufseher nicht die Gegend absuchen?

Henri lag im Zelt des Anführers Khaled. Eine Frau kochte auf einem kleinen Holzfeuer Suppe, zwei Kinder starrten den Gefangenen die ganze Zeit an. Immer wenn draußen Unruhe entstand, befürchtete Henri, dass man ihn holen würde.

Während er untätig warten musste, fiel ihm die Geschichte eines Gefangenen ein, die ihm einst ein Tempelherr im Heiligen Land erzählt hatte. Das Geschehen lag schon hundert Jahre zurück. Während Henri nach draußen lauschte, wo sich nichts rührte, erinnerte er sich. Es ging um Sybille, die damalige Lehnsherrin von Jaffa, dem Hafen von Jerusalem. Die schöne und reiche Dame musste nach dem Tod ihres Mannes Wilhelm von Montferrat erneut heiraten, um die Dynastie zu sichern. Balduin von Ramla war für sie entflammt. Aber in der Schlacht von Mardsch Ayun war er gefangen genommen worden. Er schmachtete seitdem in einem Kerker von Damaskus. Dort erreichte ihn eines Tages eine Botschaft Sybilles. Sie würde ihn heiraten, wenn er sich freikaufen könnte. Balduin bat Sultan Saladin inständig darum, ein Lösegeld festzusetzen, und der forderte einen fürstlichen Betrag – zweihunderttausend Besant.

Als Balduin zugeben musste, diesen Betrag nicht aufbringen zu können, drohte ihm der jähzornige Saladin, ihm unter der Folter alle Zähne auszureißen. Balduin flehte um Gnade, doch auf der Stelle schlug ihm Saladin zwei Vorderzähne aus.

Dennoch bat Balduin um seine Freilassung, er versprach, die geforderte Summe aufzubringen. Saladin, der ein toleranter Mann war, ging darauf ein. Als Balduin von Ramla nun zu Sybille von Jaffa geeilt war, musste er feststellen, dass die Schöne ihre Meinung geändert hatte. Sie forderte ihn auf, sich eine andere Frau zu suchen und seine Schulden bei Saladin zu bezahlen. Verzweifelt reiste Balduin nach Konstantinopel. Er bat den Kaiser um Hilfe. Und Manuel Komnenos gab ihm großzügig die benötigte Summe. Balduin eilte zu Saladin, übergab ihm den geforderten Betrag und war frei. Als er Sybille traf, musste er mit ansehen, wie sie den schönen Guido von Lusignan becirkte. Sie heiratete ihn kurz darauf, und Guido wurde der neue Graf von Jaffa-Askalon. Balduin aber mochte mit seinem gebrochenen Herzen nicht in Freiheit leben, er ging nach Damaskus zurück und begab sich freiwillig in Saladins Hände.

Wie traurig, dachte Henri. Selbst in Freiheit bereiten sich die Menschen noch die schlimmsten Gefangenschaften. Dann war er doch lieber in der Hand richtiger Feinde. Und er hoffte, für seine Freiheit kämpfen zu können. Würde er freikommen, dann war er wirklich frei – auch vom Verlangen nach Liebe, von sinnlichen Gelüsten, von Ehefreuden und von Eifersucht. Frauen jedenfalls sollten nie Macht über ihn erlangen dürfen.

Jetzt hörte Henri draußen Stimmen. Der Zelteingang wurde geöffnet. Und herein trat Uthman ibn Umar.

Henri glaubte zunächst, es handle sich um eine Täuschung. Aber der treue Freund trat auf ihn zu und umarmte ihn.

»Keine Angst, mein Freund«, sagte Uthman, »ich bin nicht irre geworden. Ich werde dich hier herausholen.«

Er sprach französisch, um die Araber zu täuschen, deshalb fragte Henri in dieser Sprache:

»Wo ist Joshua?«

»Er wartet oben in den Felsen. Wir haben Laila zu den Beduinen geschickt. Sie werden uns helfen. Bevor es zu einer Schlacht kommt, will ich aber verhandeln. Wie auch immer es ausgehen wird – bewahre deinen Mut, Henri!«

Ein Sklaventreiber zog Uthman am Arm, sagte etwas Unfreundliches in einem unverständlichen Dialekt und zog ihn nach draußen.

Uthman holte tief Luft. Er wurde zum Anführer der Horde geführt. Im Hintergrund sah er die lagernden Kinder, eine gespenstische Ruhe ging von der Menge aus. Dann stand er Khaled gegenüber.

»Was willst du? Du gehörst zu dem Gefangenen? Ist er dein Bruder?«

»Wir sind Durchreisende auf dem Weg zum toten Meer. Dort kaufen wir Weihrauch.«

»Weshalb bist du gekommen?«

»Ich will den Gefangenen freikaufen.«

»Wie viel bietest du?«

Uthman entschied zu spielen. »Dein Leben.«

»Was?! Du bist toll!«

»Ist dir dein Leben so wenig wert, Sklavenhändler, dass du darum nicht spielen willst?«

»Rede keinen Unsinn. Der Gefangene kostet zweihunderttausend Besant!«

Uthman überlegte einen Moment. Hatte er zusammen mit Henri nicht einmal von einem Tempelritter eine Erzählung gehört, in der es um einen Gefangenen Saladins ging, der ebenso viel kosten sollte? Er sagte:

»Das ist zu viel. Ich biete dein Leben. Wir trommeln dreitausend Beduinen zusammen und schlagen euch alle tot. Aber dich schonen wir.«

Uthman schluckte innerlich über seine eigene Unverfrorenheit. Wenn er den Araber reizte, schlug der ihm

vielleicht vor aller Augen den Kopf ab. Araber hatten keine Angst und dachten oft nicht über die Folgen ihres Handelns nach. Sie waren äußerst impulsiv. Aber in den Augen des Anführers war ein Flackern zu sehen. Er ist unsicher, dachte Uthman. Jetzt wird er Zeit gewinnen wollen, um meine Drohung nachprüfen zu können.

»Lass uns in Ruhe darüber verhandeln«, sagte der Araber. »Sei heute Abend unser Gast, bleib bis zum Morgengrauen. Bis dahin werden wir handelseinig.«

»Handeln wir«, nickte Uthman. »Aber versuche nicht, mich zu übertölpeln. Wenn ich morgen früh bei Sonnenaufgang nicht bei meinen Männern bin, greifen sie ohne Warnung an.«

»Wie viele Männer sind bei dir?«, fragte der Sklavenhändler listig.

»Sehr viele«, sagte Uthman. »So viele, wie es Sandkörner in der Wüste gibt.«

»Das glaube ich nicht«, sagte der Anführer. »Du bist Kaufmann und kein Feldherr.«

»Finde heraus, ob es stimmt«, sagte Uthman.

Khaled führte ihn zum Lagerfeuer. Dort warteten schon Männer mit übereinander geschlagenen Beinen in weißen Gewändern. Uthman versuchte, einen Blick zu den weiter hinten lagernden Kindern zu schicken, aber er sah nur eine graue Masse hingestreckter Leiber. Allerdings glaubte er, eine blonde Frau in der Menge zu erkennen, die hoch aufgerichtet saß. War das nicht diese Jolanthe, die Freundin des Kinderbischofs?

Khaled forderte ihn auf, sich zu setzen. Mehrere Wasserpfeifen gingen herum. Auch Uthman sog ihren kühlen, würzigen Rauch ein. Khaled beobachtete ihn unablässig. Er versucht, dachte Uthman, mir auf die Schliche zu kommen. Uthman sagte:

»Mein Freund hat Euch nichts getan. Er hat niemanden getötet. Er wollte nur nicht dulden, dass ein unschuldiges Mädchen mit Peitschen traktiert wird, nur weil es Wasser trinken will. Ihr müsst einsehen, dass er im Recht ist. Ihr seid im Unrecht, wenn ihr ihn festhaltet.«

»Allah ist weise«, sagte Khaled.

»Friede sei mit ihm«, setzte Uthman hinzu.

»Wir sind gläubige Muslime. Wir beten die vorgeschriebenen fünf Mal am Tag.«

»Fünfmal am Tag zu beten, wie der Prophet es befahl, genügt nicht, meine Brüder«, sagte Uthman. »Ihr müsst euch auch sonst gottgefällig zeigen.«

»Was meinst du?«

»Allah gibt uns in der Sure mit der Biene, An-Nahl, das Gleichnis an die Hand von einem Sklaven, einem Leibeigenen, der über nichts Gewalt hat; und von einem Freien, den Er selbst reichlich versorgt hat, und dieser spendet davon im Verborgenen und öffentlich. Sind diese gleich? Preis sei Allah! Doch die meisten von ihnen wissen es nicht.«

»Wir kennen den Koran, Fremder. Doch du sprichst in Rätseln.«

»Oder nehmt die Sure vom Licht, An-Nur. Der Prophet sagt: Und verheiratet eure Witwen und die Heiratsfähigen unter euren Sklaven, männliche und weibliche. Wenn sie arm sind, so wird Allah sie aus seiner Fülle reich machen, denn Allah ist freigebig, allwissend.«

»Nun wissen wir noch immer nicht, worauf du hinauswillst.«

»Khaled!«, rief Uthman. »Du kennst den Koran, wie du sagst, aber du verstehst ihn nicht. Du lebst ihn nicht. Sonst würden dich solche Sätze lehren, dass du dich falsch verhältst.«

»Falsch verhältst?«

»Indem du eine Sklavenkarawane anführst.«

»Das ist nichts, was Allah verbot, Fremder! Ungläubige können jederzeit in die Sklaverei geführt werden. Die Heiden halten sich selbst zu Hause in ihren Heimatländern Leibeigene. Und ihr Gott erlaubt es.«

»Die flehende Frau in der Sure achtundfünfzig, Al-Mudschâdelah, sagt: Allah hat das Wort jener gehört, die bei dir wegen ihres Mannes vorstellig wurde und sich vor Allah beklagte. Und Allah hat euer Gespräch gehört, denn Allah ist allhörend, allsehend.«

»Ich weiß, ich weiß«, sagte Khaled. »Dort heißt es weiter: Die unter euch, die ihre Frauen Mütter nennen – sie werden nicht ihre Mütter; ihre Mütter sind einzig jene, die sie geboren haben; und sie äußern da nur Worte, die unziemlich und unwahr sind; doch wahrlich, Allah ist Tilger der Sünden, allverzeihend. – Nun?«

»Jene nun«, sagte Uthman, »die ihre Frauen Mütter nennen und dann zurücknehmen möchten, was sie gesagt haben – die Buße dafür ist die Befreiung eines Sklaven! Erst dann dürfen sie einander berühren. Dies, um euch zu ermahnen. Allah ist wohl kundig dessen, was ihr tut. Ihr habt gesündigt. Und die Buße ist – die Befreiung der Sklaven.«

Unter den Arabern entstand ein Murren. Sie waren verunsichert, vielleicht war der Fremde ein Prophet, der die Wahrheit sprach. Würde nicht Unheil über sie alle kommen?

»Du scheinst ein Koranglehrter zu sein«, sagte Khaled, der die Unruhe unter seinen Männern wohl bemerkte.

»Das bin ich. In Cordoba in Iberien, woher ich komme, versteht man sich auf die Deutung der Suren. Allah sagt auch: Wer keinen Sklaven findet, der muss zwei Monate hintereinander fasten. Und wer das nicht kann, der muss sechzig Arme speisen. Dies, damit er sich Allah ergibt und seinem Propheten. Das sind die Schranken Allahs, und für alle

Ungläubigen, die denken, sie müssten sich nicht an diese halten, ist qualvolle Strafe vorgesehen.«

Die Unruhe unter den Sklaventreibern nahm zu. Einer sagte zu Khaled:

»Du hast nie davon gesprochen. Vielleicht befinden wir uns auf einem Irrweg? Einem gottlosen Weg!«

»Unser Weg ist der richtige«, erwiderte Khaled.

»Hört nicht auf den Fremden«, schrie eine hohe Stimme. »Er lügt doch! Er will uns gegeneinander ausspielen!«

»Denkt, was ihr wollt«, sagte Uthman. »In eurem Gewissen steht geschrieben, was ihr tun müsst. Hört darauf. Ich sage euch nur: Euer Gefangener gehört mir. Mit den Kindern tut, was ihr vor eurem Glauben verantworten könnt, aber Henri de Roslin ist ein freier Mann.«

Khaled hob die Hand. »Du sprichst mit flinker Zunge, Fremder. Aber ich traue dir nicht. Ich glaube vielmehr, du hast gar nichts in der Hand und versuchst, uns hereinzulegen.«

»Wartet bis zum Morgengrauen«, sagte Uthman. »Urteilt erst dann. Wenn ihr dann noch am Leben seid.«

»Drohst du uns?!«

»Nein. Ich will nur vermeiden, gegen die eigenen Glaubensgenossen zu kämpfen, versteht ihr? Den Beduinen ist es egal, welche Religion einer hat. Sie hassen Christen genauso wie Rechtgläubige. Aber ich bin Allahs getreuer Gefolgsmann. So wie ihr auch. Sollen wir gegeneinander ins Feld ziehen? Sollen Brüder sich umbringen? Ich will nur meinen Freund. So, wie ihr eure Freunde in Freiheit sehen wolltet, wenn sie gefangen wären. Ist es nicht so?«

»Er hat vollkommen Recht!«

»Die Anhänger des Propheten Muhammad sollten niemals gegeneinander kämpfen!«

»Gebt Henri frei!«, forderte Uthman mit Nachdruck.

»Nein«, sagte Khaled. »Er bleibt unser Gefangener. Und du bist kein echter Gefolgsmann Muhammads. Denn du reitest mit einem Christen. Weißt du nicht, dass Christen das Heilige Land verwüstet haben? Sie haben es jahrzehntelang geschändet. Frauen und Kinder haben sie erschlagen, wackere rechtgläubige Gotteskrieger hinterlistig ermordet. Ein Mann, der mit solchem Gesindel gemeinsame Sache macht, kann nicht gottesfürchtig sein!«

»Khaled hat Recht!«

»Tod diesem Verräter, diesem Christenknecht!«

Sie sind wankelmütig, dachte Uthman. So kenne ich die Araber. Und diese hier sind keine Rechtgläubigen. Sie erkennen nicht, dass sie sündigen.

Dann müssen sie die Folgen tragen.

Jemand spuckte ihm vor die Füße. Ein Krummschwert wurde in die Höhe gereckt. Die Stimmung kippte. Khaled sah triumphierend um sich. Er war nicht umsonst ihr Anführer, er hatte die richtigen Worte gewählt.

Eine Beduinenfrau kam und schenkte Laila einen schneeweißen Turban. Ein Mädchen in ihrem Alter wand einen ebensolchen um sein Haar. Laila bekam eine milchweiße Kamelstute geschenkt und wollte das Reitpferd, das sie von Joshua ausgeliehen hatte, im Stall stehen lassen. Aber man nahm es nicht als Geschenk an. In ihrem Gürtel steckten jetzt zwei Krummschwerter.

Der Zug der zweihundert Beduinen, allesamt erfahrene Kämpfer, bewegte sich wie eine Welle durch die Nacht.

Laila ritt wie ein Beduine, ohne Frauensänfte, mit Joshuas Pferd als Packtier an der Seite. Und da sie in der Nacht ritten, wusste nicht einmal Allah, das Licht der Welt, davon und niemand im Lager der Sklavenhändler.

Vielleicht ahnt es Jamal, dachte Laila, denn der wusste alles und war immer an ihrer Seite. Und der hätte es schon deshalb nicht weitererzählt, weil er wohl noch immer bemüht war, seine Fassung zu wahren.

Laila wusste, er war ausschließlich damit beschäftigt, sich über sein Verhalten Rechenschaft abzulegen. Er wollte Klarheit über sein Tun. Jamal würde in die Richtung der Kamelspuren starren, die Laila in den Sand schrieb, um darin zu lesen, ob sie zurückkam, bevor sie der Wind allmählich verwehte.

Joshua blieb nichts anderes übrig, als zu warten. Er hatte solche Situationen schon oft erlebt. In Iberien, in Palästina, an anderen Orten auf der Welt. Seitdem er mit Henri de Roslin und Uthman ibn Umar ritt, gab es jeden Tag heikle Situationen. Aber daran waren nicht diese beiden schuld, sondern die Umstände.

Er versuchte, sich auf dem harten Untergrund aus Gestein und Gestrüpp einzurichten. Sein Blick ging ständig hinunter ins Lager. Er versuchte zu erkennen, was dort geschah. Die Männer saßen um das Lagerfeuer herum. Er erkannte Uthman in ihrer Mitte. Henri war nicht unter ihnen.

Auch Jamal war nicht zu sehen. Und die Kinder lagerten abseits, bewacht von Aufsehern, die Peitschen in der Hand trugen.

Joshua musste öfter seine Position wechseln, um zu verhindern, dass ihm die Beine einschliefen. Er lauschte in die andere Richtung, wo bald schon das Getrappel von Pferdehufen zu hören sein musste – wenn Laila wirklich die Beduinen hatte überzeugen können, einzugreifen. Und er musste Acht geben, ob die Sklaventreiber nicht im Schutz der Dunkelheit einen Kundschafter aussandten, um

herauszufinden, ob noch mehr Männer mit Henri und Uthman unterwegs waren. Joshua wunderte sich, dass sie es nicht längst getan hatten. Offenbar fühlten sie sich sehr sicher.

Es wurde übergangslos dunkel. So war es immer in der Wüste. Schon lag die Nacht undurchdringlich vor seinen Augen. Der einzige Lichtpunkt war das Lagerfeuer der Sklavenhändler. Stunde um Stunde verging. Die Männer berieten immer noch. Manchmal glaubte er, Uthmans Stimme herauszuhören, die heller klang als die der anderen. Joshua lauschte angestrengt. Für kurze Zeit tauchte die dünne Mondsichel hinter Wolken auf, verschwand aber gleich wieder. Joshua fror. Er musste sich bewegen. Dann setzte er sich wieder.

Das Feuer unten flackerte einen Moment lang höher auf und sprühte Funken. Uthman kam nicht zurück. Und von den Beduinen war nichts zu sehen.

Joshua hörte plötzlich hinter sich ein Geräusch. Ein Zischen. Er kannte es. Es konnte nur eine Schlange sein. Wenn es eine Giftschlange war, saß er hier in der Falle. Er konnte sie nicht sehen, aber sie witterte ihn genau. Das Zischen kam immer näher. Joshua tastete nach einem Stein. Er durfte keinen Lärm machen. Je dunkler es in der Wüste wurde, desto lauter schallte jedes, auch das kleinste Geräusch. Schon vernahm er die Worte, die unten am Lagerfeuer gewechselt wurden, und konnte die Stimmen unterscheiden.

Das Zischen war nun direkt hinter ihm.

Jetzt war Joshua gezwungen, aufzustehen. Er kletterte auf einen Felsblock. Hier konnte er nur sitzen, weil es jetzt stockfinster war und die Araber ihn nicht sehen konnten. Nun müsste die Schlange zu ihm hochkriechen, er könnte sie dann auf dem Felsen erschlagen.

Das Zischen setzte aus. Holte die Schlange jetzt aus, um den Kopf vorschnellen zu lassen und zuzubeißen?

Joshua kam es vor, als sei die Schlange riesengroß, als sei die Dunkelheit dieser kalten Nacht ganz und gar von ihrem Angriff erfüllt, als sei die Nacht selbst eine giftige Schlange, die Böses mit sich bringt.

Er hob langsam den Stein.

Uthman hörte den Gesprächen der Sklavenhändler zu. Sie redeten durcheinander und berauschten sich an ihren Worten und Drohungen. Aber er wusste, solange sie redeten, bestand für ihn und Henri keine Gefahr.

Uthman machte ihnen immer neue Angebote für den Gefangenen, aber auch sie betrachteten den Disput als ein Spiel. Und bevor sie nicht die Streitmacht der Beduinen sahen, würden sie ihre Trümpfe nicht aus der Hand geben. Er schickte ein Stoßgebet zum Himmel, um Allah um Beistand zu bitten.

Aus dem Hintergrund trat plötzlich Jamal. Uthman erschrak. Er hatte den Haschemiten völlig vergessen. Wenn er ihn erkannte, stand es schlecht um ihn.

Jamal blickte ihn lange an. Er schien zu überlegen, wer er sei und woher er ihn kannte. Dann glaubte Uthman in seiner Miene zu lesen, dass es ihm eingefallen war.

Jamal verschwand plötzlich wieder aus dem Lichtkreis und tauchte wenig später am Feuer auf. Er setzte sich zu ihnen. Verstohlen blickte Uthman ihn an. Jamal beugte sich zu Khaled und flüsterte ihm etwas zu. Danach blickten beide Uthman an.

Wir werden sehen, dachte Uthman. Das Spiel geht weiter. Und sein Ausgang ist ungewiss. Ich muss zusehen, dass ich aus dem Lager verschwinde. Denn die Stimmung unter den Arabern wird immer feindseliger.

Aus dem Hintergrund, dort, wo die Kinder lagerten, war ein Schreien zu hören. Andere Stimmen stießen Flüche aus. Die

Sklavenkinder beschimpften sich. Eine Peitsche knallte. Dann kehrte wieder Ruhe ein.

Und plötzlich, mitten hinein in die sich wieder auf alles senkende Stille, ertönte ein Beben. Ein Geräusch wie bei einem Gewitter. Ein dumpfes Dröhnen, das durch die Wüste grollte und die Sandhügel vor sich herzuschieben schien. Es kam näher. Uthman wusste, was es bedeutete.

Die Araber am Feuer blickten sich an. Sie begriffen nun, dass Uthman nicht gelogen hatte. Die Beduinenheere rückten an. Jetzt musste eine Entscheidung gefällt werden.

Uthman sagte: »Ich habe euch gewarnt. Jetzt ist die Stunde eurer Bestrafung gekommen. Gebt mir den Gefangenen heraus!«

»Du bist der Sarazene, den ich aus Byblos kenne«, sagte Jamal plötzlich. »Und der Gefangene ist dein Freund. Wo ist der Dritte in eurem Bund?«

»Du hast ein gutes Auge, Jamal!«, sagte Uthman spöttisch. »Aber das hilft dir nicht. Lasst uns jetzt weiterziehen. Was mit euren Kindersklaven geschieht, soll nicht unsere Sache sein. Aber meinen Freund nehme ich mit.«

»Er bleibt in unserer Gefangenschaft. Wir brauchen ihn als Geisel. Vielleicht ist er ja ein berühmter Mann und bringt uns viel Geld? Und solange wir ihn haben, werden deine Leute uns nicht überfallen. Es wäre sein Tod.«

»Nehmen wir auch diesen Sarazenen gefangen«, schlug Jamal vor. »Dann haben wir zwei Geiseln.«

»Dort draußen in der Nacht«, sagte Uthman eindringlich, »hat sich in diesem Augenblick eine Armee wilder Kämpfer gesammelt. Auf ein Zeichen meines Freundes, der uns von den Felsen herab beobachtet, fallen sie über euch her. Ob ich dabei sterbe, ist einerlei. Mein Leben liegt in Allahs Hand. Aber eines ist sicher: ihr müsst alle sterben. Und die Kinder werden befreit werden. Dann werdet ihr alles verloren haben.«

»Er hat Recht! Der Sarazene hat Recht!«, rief ein Araber.
»Warum sollen wir für einen Christenhund sterben?«

Khaled überlegte. »Wir behalten den Gefangenen. Er ist zu wertvoll, um ihn einfach laufen zu lassen. Denn wenn wir ihn freilassen, können deine Beduinen trotzdem über uns herfallen und uns töten. Wir brauchen eine Geisel. Du aber kannst gehen. Schildere den Nomaden die Lage. Wenn sie uns kampflos ziehen lassen, kommt der Gefangene frei. Dafür brauchen wir aber das Versprechen ihres Anführers. Ich weiß, Beduinen können nicht lügen. Bring uns den Beduinengeneral, und wir verhandeln die Sache.«

Uthman erhob sich. »Behandelt die Kinder gut. Gebt ihnen zu essen und zu trinken, pflegt ihre Wunden. Es soll kein Kind mehr sterben. Dann verhandeln wir.«

»Stelle uns nicht solche unangebrachten Forderungen! Die Kinder gehören uns! Jamal hat sie gekauft.«

Jamal sagte: »Ich kann hinübergehen und so viele Kinder erschlagen, wie ich will. Ich tue es nur deshalb nicht, weil dann mein Gewinn geringer würde.«

»Wo ist übrigens deine Verlobte?«, sagte Uthman. »Wo ist Laila?«

Er sah, dass Jamal erbleichte.

Uthman ging ruhig zu seinem Pferd und saß auf.

Joshua hörte das Pferdegetrappel. Dumpf und beruhigend, wie den Wellenschlag gegen die Küste. Die Schlange fiel über ein Tier her, das unter dem Felsen gesessen hatte, vielleicht war es ein Mungo oder Wiesel. Joshua hörte die Laute eines kurzen Kampfes. Er ließ den Stein sinken. Dann sah er die Fackeln der Beduinen. Es war ein Anblick, der ihn erleichtert seufzen ließ. Neben zweihundert turbanbewehrten Köpfen ebenso viele

spuckende Fackeln, ein Funkenregen wie von einer brennenden Stadt.

Laila führte die Männer heran.

Sie sprang vom Pferd und strahlte Joshua stolz an.

»Geschafft!«

»Das hast du großartig gemacht!«

Die Beduinen blieben auf den Pferden sitzen, hielten die Fackeln in die Dunkelheit und blickten hinunter in die Senke auf das Lager.

Joshua erklärte dem Anführer die Lage: »Sie haben Uthman. Und sie haben unseren Freund Henri. Die Sklaven lagern abseits. Es sind nicht mehr als fünfzig Sklavenhändler. Aber sie sind schwer bewaffnet.«

»Wir befreien Uthman«, verkündete der Beduine. »Die Kinder gehen uns nichts an. Wir handeln nicht mit Kindern.«

»Wie wollt ihr vorgehen?«, fragte Joshua.

»Wir stürmen das Lager. Wir überrollen die verdammten Muslime.«

»Nein, wartet! Dabei würden auch Uthman und Henri sterben.«

»Das kleine Mädchen hat uns hergeholt, damit wir Uthman befreien, nur deshalb sind wir gekommen. Wir machen es auf unsere bewährte Weise.«

»Wenn die Sklavenhändler euch hier auf der Kuppe stehen sehen, geben sie vielleicht auf. Sie können sich ausmalen, was für wilde Krieger ihr seid und dass sie gegen euch keine Chance haben. Warten wir noch bis zum Morgen. Bis dahin werden sie sich beraten haben, und dann entscheiden wir, was wir tun.«

»Also gut. Bis zum Morgen!«

Die Beduinen dachten nicht daran, von ihren Pferden abzusteigen. Sie standen wie eine bedrohliche Mauer auf dem

Hügel, stumm und unbeweglich. Joshua konnte sich nicht vorstellen, dass dieser Anblick die Araber nicht beeindruckte.

Laila trat zu ihm. »Ist Uthman wirklich auch gefangen genommen worden, wie Henri?«

»Nein«, sagte Joshua leise. »Er verhandelt. Aber Henri haben sie in ihrer Gewalt. Ich fürchte um sein Leben.«

Laila blitzte ihn mutig an. Dann blickte sie zum Himmel. »Erst in zwei Stunden wird es hell. Bis dahin bin ich wieder zurück – mit Henri und Uthman.«

»Das wirst du nicht tun! Es ist viel zu gefährlich!«

»Ich will auch Jamal wieder sehen – vielleicht kann ich ihn sprechen. Ich muss wissen, auf wessen Seite er steht. Wenn er auf unserer Seite ist, müssen wir ihn schützen. Wenn er noch immer auf der Seite der Sklaventreiber ist, gebe ich ihn auf und ziehe mit euch.«

Joshua begriff, dass es dem Mädchen ernst war.

»Also gut«, sagte er. »Aber nimm einen Beduinen zum Schutz mit.«

Laila nickte. Sie suchte sich einen jungen Burschen aus, nicht viel älter als sie selbst. Der Junge war sichtlich stolz, für ein solch gefährliches Unternehmen ausgewählt zu werden. Er errötete. Laila gab ihm Anweisungen.

Wenig später robbten Laila und er auf Knien und Unterarmen durch den Wüstensand. In ihren Gürteln steckten Krummdolche. Die beiden jungen Menschen kamen sich ungeheuer verwegen vor, sie spürten die Bedeutung dieses Momentes, und sie dachten mit dem Übermut ihrer Jugend keinen Augenblick daran, wie übel ihr mutiges Abenteuer ausgehen konnte.

Joshua bedauerte bereits, dass er seine Zustimmung gegeben hatte.

Sie passierten den Hügel, dann die Ebene, umrundeten vorsichtig eine weitere sandige Anhöhe und erreichten die

Senke, in der das Zeltlager war. Ein Hund schlug an, im Hintergrund schnaubten unruhig Reitpferde.

Laila hielt ihren Gefährten am Arm zurück. Ein leichter, eiskalter Wind aus der Tiefe der Ebene kam auf und wehte ihnen ins Gesicht. Sie warteten eine Weile. Unmittelbar vor ihnen patrouillierten plötzlich zwei Wachen mit Pechfackeln, ihr flackernder Schein reichte fast bis zu den beiden zusammengekauerten Beobachtern. Sie wagten kaum zu atmen.

Die Wachen verschwanden hinter zusammengebundenen Stangen, die mit darüber gelegten Tüchern als Aufbauten für die Reittiere dienten. Von der anderen Seite her waren die Stimmen der Männer am Lagerfeuer zu hören.

Laila wusste, in welchem Zelt Henri gefangen gehalten wurde. Es war von innen durch Öllampen erleuchtet.

Die beiden nächtlichen Eindringlinge sahen hin und wieder einen gedrungenen Schatten. Das musste eine Frau des Anführers Khaled sein. Da sie nur einen einzigen Schatten sahen, befand sich wohl nur die Mätresse Khaleds im Zelt. Sie hieß Hind und war ungewöhnlich groß und kräftig.

Ja, es musste Hind sein, sie ging hin und her, verließ einmal das Zelt, kehrte aber gleich darauf wieder zurück und richtete ihre Kleidung. Wahrscheinlich hatte sie nur ihre Notdurft verrichtet.

Laila zückte ihren Krummdolch. »Keinen Lärm«, flüsterte sie. »Wir schneiden das Zelt an beiden Seiten gleichzeitig auf. Sie dürfen uns aber nicht vorn am Zelteingang sehen, denn bestimmt stehen überall Wächter. Ehe Hind oder ein anderer schreien kann, müssen wir sie geknebelt haben.«

»Und wie?«

»Mit diesem Knüppel hier!« Laila hatte ein schweres Stück Holz ertastet und zeigte es dem Beduinenjungen. »Denk daran – wenn wir sterben, erwartet uns das Paradies.«

»Mir ist das Paradies egal«, sagte der Beduine. »Wir haben andere Götter. Dort, wo du hinkommst, gibt es bestimmt keine jungen Männer und keine frischen Datteln.«

»Warum nicht? Mal sehen.«

Laila gab sich einen Ruck und drängte den Beduinen vorwärts. Sie schlichen vorsichtig zum Zelt.

Wieder bewegte sich drinnen Hinds gedrungener Schatten. Von Henri war nichts zu sehen.

Die Herankommenden konnten sich kaum gegenseitig in der Dunkelheit sehen, spürten nur den gleitenden Körper des anderen in der Nähe.

In diesem Augenblick geschahen mehrere Dinge, die Lailas Plan durchkreuzten.

Als Laila die linke Seite des Zelttes erreichte und sah, wie der Beduine sich auf der anderen Seite aufrichtete, zog sie ihren Dolch und stieß ihn in den Zeltstoff. In diesem Moment ertönte aus dem Zeltlager ein Hornsignal. Der Beduine erschrak von dem ihm unbekannten Laut so, dass er es nicht wagte, sich zu rühren. Hind fuhr im Zelt hoch. Laila zwängte sich durch den entstandenen Riss ins Zelt und hob den Knüppel. Henri war nicht hier drinnen, sie mussten ihn woanders hingebracht haben.

Hind drehte sich halb zu ihr um. Im breiten Gesicht der kräftigen, hoch aufragenden Frau stand ein Ausdruck des Erstaunens. Und im gleichen Moment stürmte ein Wächter durch den vorderen Zelteingang, der schrie: »Diese verdammten Beduinen setzen sich in Bewegung! Wir sammeln uns an den Pferdekoppeln!«

Laila sah der Hereinstürzende nicht, sie war durch Hind verdeckt. Das Mädchen vergaß, den Knüppel niedersausen zu lassen, es wäre nun auch zwecklos gewesen. Sie ließ ihn fallen und wollte durch den Zeltschlitz hinausschlüpfen.

Aus voller Kehle schrie sie: »Beduine, lauf!«

Laila hatte Hinds Flinkheit unterschätzt. Die Mätresse Khaleds trug nicht zu Unrecht die Uniform eines Kämpfers, wie Laila jetzt erkannte.

Sie bekam Lailas Bein zu fassen und hielt es fest. Nun bemerkte der Wachmann, was da vor sich ging. Er kam Hind zu Hilfe. Gemeinsam zogen sie Laila in das Zeltinnere, schlugen das Mädchen, drehten es auf den Bauch und fesselten seine Hände auf dem Rücken. Das alles geschah sehr schnell.

Laila schossen Tränen in die Augen. Lauf, Beduine, dachte sie hilflos, lauf um dein Leben.

»Wen haben wir denn da?«, sagte der Wachmann und riss Lailas Kopf an den Haaren hoch.

»Bei Allah, ist das nicht die kleine Hure von Jamal?« Hinds breiter Mund verzog sich triumphierend. »Natürlich! Erst verschwindet sie, dann taucht sie wieder auf. Was schleichst du hier herum! Du wolltest den Gefangenen befreien, was? Er liegt in dieser Nacht woanders, hahaha!«

»Was wollte sie in deinem Zelt?«, fragte der etwas tumb wirkende Sklaventreiber.

»Nun, das sagte ich ja gerade.«

»Lass mich sofort los!«, rief Laila. »Jamal wird dir heimzahlen, dass du mich so behandelst.«

»Halt's Maul, Hure!«

»Die Hure bist du, Hind!«

Laila spuckte Hind an. Fluchend schlug die Frau ihr ins Gesicht und drückte ihren Kopf hinunter in den Sand. Laila schmeckte den Wüstensand.

»Hol Khaled her!«, befahl Hind.

Der Araber wandte ein: »Wir sammeln uns in diesem Moment! Wir dürfen keine Zeit verlieren!«

Hind blickte Laila hasserfüllt an. »Was wolltest du wirklich hier, kleine Hure? Und wo warst du die letzten Tage? Bei den Feinden, was?!«

Hinds Mienenspiel wechselte zwischen Wut und Triumph. Wieder schlug sie Laila. Dann sagte sie:

»Gut, ich beschäftige mich später mit dir. Jetzt zum Sammelplatz. Was haben diese verfluchten Nomaden vor, dieser Kot an den Hufen von Kamelen?«

Uthman wusste, sein Plan würde gelingen. Er vertraute fest darauf. Er konnte die Verhandlungen mit den Arabern beenden und zu Joshua zurückkehren. Dann würde ihm auch gelingen, die Beduinen zur Befreiung Henris zu überreden. Er machte den Sklaventreibern klar, dass sie bis zum Morgengrauen eine Entscheidung zu fällen hatten. Sonst würden die Beduinen angreifen.

Man ließ Uthman zwar widerwillig, aber unbehelligt ziehen, denn für die Sklavenhändler bot sich durch ihn die Aussicht auf eine Einigung mit den Beduinen – wie auch immer sie aussehen würde.

Uthman ritt die Hügel hinauf. Er begrüßte den Anführer der Nomaden mit herzlichen Worten und dankte ihm für sein Kommen. Joshua erzählte ihnen hastig, dass Laila sich ins Lager geschlichen hatte. Uthman fühlte, wie er kurz innerlich erstarrte. War dieses Mädchen lebensmüde?

»Warum hast du sie gehen lassen, Joshua?!«

»Sie wollte auch mit Jamal sprechen. Er ist nicht nur ihr Verlobter, sondern auch die entscheidende Figur in diesem Spiel. Vielleicht hat er inzwischen die Seiten gewechselt. Laila vermutet das. Wir könnten uns das zunutze machen.«

»Ich glaube das nicht. Er hat mich erkannt. Nein – wir dürfen den Dingen nicht ihren Lauf lassen. Ich gehe noch einmal ins Lager. Auf dem gleichen Weg wie Laila.«

»Warte doch bis zum Morgen! Es wird sich dann alles von selbst lösen.«

»Ihr Juden wollt immer abwarten!«, sagte Uthman ungewollt heftig. »Ihr wartet noch heute auf den Messias!«

»Uthman!«

»Verzeih mir, ich habe es nicht böse gemeint. Aber jetzt halte mich nicht auf!«

Uthmans Jagdfieber war geweckt.

Er nahm vier Beduinen mit sich. Die jungen Männer rechts und links sicherten wie losgelassene Spürhunde auf den Spuren von Raubkatzen in der Dunkelheit. Es war unerträglich für Uthman, zu wissen, dass die junge Haschemitin im Lager der Sklavenhändler war. Ihr Bild war ihm lebhaft vor Augen. War er etwa verliebt in das Mädchen? Uthman schaltete diesen Gedanken aus. Sie ist in Gefahr, und ich muss sie lebend finden, dachte er.

Schon am Fuß der Hügel kam ihnen der junge Beduine entgegengelaufen, der Laila begleitet hatte. Er konnte kaum in klaren Worten berichten, was vorgefallen war. Uthmans Befürchtung bestätigte sich, Laila war im Lager gefangen.

In diesem Moment hörten sie Schreie aus dem Lager. Jemand rief zum Sammeln an den Pferdekoppeln. Uthman drehte sich um und blickte zurück. Bewegten sich die Beduinen auf ihren Pferden tatsächlich voran? Man konnte es meinen.

Aber vielleicht riefen auch nur die flackernden Feuer der Fackeln diesen Eindruck hervor. Uthman wischte sich über die Augen und stieß einen Fluch aus.

Nicht so vorsichtig, wie sie sein sollten, folgten die Männer den Spuren. Sie hatten es eilig.

Wenig später erblickten sie Hinds Zelt, das der junge Beduine ihnen beschrieben hatte – weißer Aufbau, das Familienwappen mit dem Kamelkopf. Sie sahen auch den Schlitz im Zeltstoff. Uthman ließ seine Begleiter ausschwärmen, sie sollten die Flanken sichern, aber auf keinen Fall angreifen. Womöglich stand Lailas Leben auf dem Spiel.

Uthman hielt ein Messer in der Linken. Er glaubte, Laila fast riechen zu können.

Im Zelt erblickte er jetzt den Schatten eines Mannes, der sich zu Boden beugte, zu etwas hin, das vor ihm lag. Dann richtete sich der Schatten wieder auf. Eine Stimme sagte etwas im breiten Dialekt der östlichen Wüste des Dschebel esch-Schera. Jetzt gab es für Uthman kein Halten mehr.

Mit zwei raschen Sätzen stand er neben dem Zelt. Der Schatten des Wachmannes bewegte sich am Zelteingang. Dann sah er Laila. Sie lag gefesselt am Boden. Offenbar war ihr jedoch nichts geschehen, sie bewegte sich.

Uthman schlich lautlos ins Zelt.

Er ging an Laila vorbei und trat von hinten an den Wachhabenden heran. Er fasste nach seinem Kopf. Sein Dolch glitt mit einem raschen Schnitt durch die Kehle des Arglosen. Als Uthman ihn zu Boden gleiten ließ, hauchte er schon sein Leben aus.

Laila blickte ihm so dankbar entgegen, dass Uthman schwindelte. Rasch befreite er sie von den Fesseln.

»Ist dir nichts geschehen?«

Sie schüttelte stumm den Kopf. »Verzeih mir. Es war dumm, in das Lager zu laufen.«

»Kannst du aufstehen?«

»Es geht schon.«

»Wo ist Henri?«

»Ich weiß es nicht. Sie haben ihn in ein anderes Zelt verlegt.«

»Wir müssen ihn suchen.«

»Nein, das geht jetzt nicht. Sie sind alle alarmiert.«

»Wir müssen die Verwirrung ausnützen.«

»Sie tun ihm nichts, solange Jamal das Sagen hat. Ich weiß es.«

»Dann lass uns verschwinden, ehe die Wachen zurückkommen.«

Lautlos bewegten sie sich nach draußen. Sie standen einen Augenblick lang da, eng aneinander geschmiegt.

»Was ist mit Jamal?«, fragte Uthman leise. »Auf welcher Seite steht er?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Willst du ihn suchen? Vielleicht verrät er dir, wo sie Henri festhalten.«

»Ich will mit dir zurück zu den anderen.«

Uthmans vier Begleiter schlichen im Schutz der Dunkelheit heran. Gemeinsam verließen sie das Lager der Sklavenhändler. Sie sahen, dass die Beduinen noch immer auf ihren Pferden auf der Hügelkuppe saßen, es war also ein Täuschungsmanöver gewesen.

Noch ehe Hind und die Sklaventreiber von der Koppel zurück waren, verschluckte die Nacht die behände den Hügel hinauflaufenden Gestalten.

Jahresende 1316, Blut im Wüstensand

Die Schlacht war nicht zu vermeiden. Nur das Schlachtfeld stand noch nicht fest.

Uthman hatte es nicht geschafft, die Sklavenhändler zur Vernunft zu bringen. Sie weigerten sich, Henri herauszugeben. Sie führten ihn als Geisel nach Jericho.

Jamal blieb im Lager. Und Laila sprach nicht mehr viel, die Ereignisse der letzten Tage lasteten schwer auf dem jungen Mädchen. Sie blieb an Uthmans Seite wie ein junges Lamm, das die Nähe des Leittieres sucht.

Die Beduinen warteten ab. Ihr Jagdinstinkt war längst geweckt. Sie glaubten Uthmans Geschichte und wollten sich an den arabischen Sklavenhändlern dafür rächen, dass sie ihren Bruder Uthman gefangen genommen hatten. Uthman schwieg dazu wohlweislich.

Der Beduinengeneral hatte gesagt: »Warten wir, bis der Zug in der Schlucht von Eriha, kurz vor Jericho, ist. Dort sieht man schon die Mauern der Stadt, sie werden sich bereits in Sicherheit wiegen. Ich kenne dort jeden Stein, wir stellen und besiegen sie. Und ihre Kindersklaven befreien wir auch.«

Zwei Tage lang verfolgten sie die Karawane. Die Sklavenhändler wussten, dass die Beduinen hinter ihnen herzogen, und fragten sich, welchen Plan sie wohl verfolgten. Hin und wieder tauchte ein arabischer Reiter in der Nähe auf und ritt in weitem Bogen um das Heer der Beduinen herum. Aber niemand griff an.

Am frühen Abend des zweiten Tages, kam die Schlucht von Eriha in Sicht.

Manche Felsenwände sahen aus, als seien es uralte Gesichter, in denen Höhleneingänge die Augen bildeten. Das Tal war tief eingeschnitten in rot gefärbte Felsen, von denen Wege herabführten, die einmal Wasserläufe gewesen waren. Hier, in diesem Wadi, gab es längst kein Wasser mehr.

Die Beduinen gingen an einem tiefen, ehemaligen Wassergraben in Stellung. Dreißig Bogenschützen unter dem Befehl eines jungen Beduinen, der an diesem Tag als einziger im bunten Meer der schwarzen Krieger ein weißes Gewand trug, knieten im Sand, der sich oben an den schrägen Felshängen hinzog. Sie ließen die Karawane in die Schlucht einziehen. Es dauerte lange, bis auch der letzte Reiter zwischen den Felsen war.

Uthman und Joshua sahen, dass Henri in der Mitte der Sklaventreiber ritt. Sie benutzten ihn als Geisel gegen Angriffe aus dem Hinterhalt.

Aber die Beduinen waren sehr geschickte Kämpfer. Ihre zielgenauen Pfeile waren berüchtigt, sie trafen auf hundert Fuß Entfernung.

Der Beduinengeneral gab ein Handzeichen.

Jetzt ergoss sich ein erster Pfeilhagel über der Karawane. In der Schlucht stürzten etliche Araber und ihre Reittiere getroffen zu Boden. Auch die Beduinen, die auf der anderen Seite der Schlucht, verborgen hinter Felsen, saßen, schossen jetzt ihre Pfeile.

Das zischende Geräusch der sausenenden Geschosse und ihr dumpfes Auftreffen auf ein Ziel waren eine Zeit lang alles, was zu hören war. Kein Schlachtgebrüll ertönte.

Es war wie das Toben eines stummen, alles verschlingenden Hasses, der so überwältigend war, dass er an sich selbst erstickte.

Doch dann wurde die Stille jäh durchbrochen von einem hundertfachen Gebrüll. Die Beduinen verließen ihre Positionen und stürzten sich auf den Feind. Die Kämpfer auf beiden Seiten peitschten sich auf durch Kriegsgeheul. Nur so konnten sie ihre Angst vor dem, was auf sie zukam, vor dem Schmerz, den Wunden, dem Grauen, dem Tod, überwinden.

Ein Lärm wie von einer brüllenden Viehherde schwoll an, vervielfachte sich in der Schlucht und stieg zum Himmel auf. Sand stob gleich einem Sturm auf. Panisch verließ ein Schwarm rastender Ibisse das Tal und floh zum Toten Meer. Berg und Ebene schienen in Bewegung zu geraten. Es war Uthman, als stünde die Arabia auf, als ertrüge sie ihr eigenes barbarisches Bild nicht mehr und wollte es von sich abwerfen.

Jetzt hatten die Beduinen die Talsenke erreicht. Ihre Reittiere wirbelten Staub auf. Sie verließen ihre Verstecke und jagten durch den Graben.

Beide Armeen rasten aufeinander zu. Hier die schwarze Überzahl der Nomaden, dort die weiß gekleideten Araber. Piken und Lanzen wurden in Stellung gebracht, die Säbel und Sichelschwerter geschwungen. Noch einmal flog ein Pfeilhagel aus den Reihen der jungen Beduinen, die oben ausharrten. Zwanzig Schützen hielten die Stellung. Unten preschten zwei in Staubwolken gehüllte zornbebende Horden aufeinander zu. Beim Zusammentreffen musste es ein Blutbad geben.

Khaled rief seinen Kämpfern zu, sie würden ins Paradies kommen, wenn sie stürben, dort warteten schon die liebebreizenden Huris, um sie zu verwöhnen. Den Sklavenhändlern winkten reiche Beute und der Lohn aus den Händen der Handelsherren, die in Jericho die Sklaven übernehmen würden.

Die Heere prallten aufeinander.

Der furchtlose Uthman schwang das Sichelschwert und schlug eine tiefe, blutige Schneise in die Schar der Feinde.

Uthman versuchte, in die Mitte der Sklaventreiber zu gelangen, wo er Henri wusste. Joshua, der einsah, dass er zu diesem Kampf nichts beitragen konnte, sah es von einem kleinen Hügel aus. Er beobachtete auch, dass die Beduinen ihre Gegner nicht nur verwundeten, sondern ausnahmslos töteten. Einmal stieg ihr Anführer sogar vom Pferd, um einem Gestürzten die Klinge tief in den Körper zu stoßen, dann saß er wieder auf und focht weiter.

Auch in den Reihen der Sklavenhändler befand sich ein Kämpfer, der es nicht bei Verwundungen beließ. Die beiden besonders grausamen Krieger auf beiden Seiten hatten sich längst ins Auge gefasst und kämpften sich aufeinander zu. Jetzt standen sie sich gegenüber. Der Sklavenhändler hieb als Erster auf den Beduinenanführer ein. Der parierte mit seinem Schild, und das Sichelschwert des Angreifers blieb darin stecken. Der Beduine nutzte seinen Vorteil und spaltete mit einem einzigen Hieb den Schädel des anderen.

Joshua übermannten bei diesem Anblick Trauer und Schmerz.

Konnte es wirklich der Weg Gottes sein, wenn junge Männer in der Blüte ihres Lebens sich gegenseitig umbrachten? Warum waren Menschen so?! Musste das Leben als höchstes Gut nicht unter allen Umständen geschützt werden?

Auch Laila, die neben Joshua stand, sah, dass die Mätresse Hind wie ein Soldat mitten in der Schlacht focht. Laila war blass und wirkte hilflos. Hind trug eine Uniform, Lanze und Schild. Gerade durchbohrte sie einen Beduinen, der ihr den Rücken zuwandte.

Laila sah, wie ein Beduine sein Sichelschwert gegen Hind hob, es aber wieder sinken ließ, als er sah, dass er eine Frau vor sich hatte. Er wollte das Schwert seines wilden Glaubens an die Wüstengötter nicht mit dem Blut einer Frau entweihen.

Laila sah, dass auch Jamal wie ein Löwe kämpfte.

Laila war inzwischen davon überzeugt, dass er auf der falschen Seite stand. Er tötete einen der Anführer der Beduinen, hieb rechts und links mit seinem Sichelschwert auf die Feinde ein und blieb selbst unverletzt.

Laila hatte ihn erst jetzt bemerkt, er trug ein weißes Gewand und einen blauen Turban. Jamal überragte, nun hoch aufgerichtet, alle anderen Kämpfer wie ein weißes Kamel. Gerade als Laila ihn mit wachsender Bewunderung beobachtete und ihr Gefühl für ihn wiederkehrte, sah sie mit Entsetzen, dass einer der Beduinen seine Lanze gegen Jamal schwang. Er sprang von der Seite an Jamal heran, zielte und warf die Lanze.

Sie traf genau.

Jamal versuchte, sich die Waffe aus dem Unterleib zu ziehen. Er torkelte auf den Angreifer zu. Dann brach er zusammen. Der Beduine trat ruhig an den Gefallenen heran und zog seine Lanze aus dessen Körper. Jamal war tot.

Laila geriet außer sich. Sie weinte laut und wurde von einem heftigen Schreikrampf geschüttelt. Joshua musste sie beruhigen, sie trösten.

Joshua legte jetzt seine zögernde Haltung ab. Er rief die übrig gebliebenen zwanzig Bogenschützen zu sich, ließ sich ein Kurzschwert geben und verließ seinen Beobachtungsposten. Die todesmutigen Männer preschten seitlich um die verbissen kämpfenden Heere herum und schnitten die Sklavenhändler von ihrer Nachhut ab.

Joshua setzte wie seine Begleiter seine Waffe rücksichtslos ein. Er hatte seine Zweifel abgeschüttelt. Jetzt war keine Zeit, nachzudenken, es war die Zeit des Kampfes.

Er glaubte schon, sein Ausfall habe Erfolg. Aber als er sein Reittier wendete und über die Köpfe der Kämpfer blickte, sah er zu seinem Entsetzen, dass die Sklavenhändler den von den

Bogenschützen verlassenen Platz besetzt hatten. Sie schossen von oben Pfeile auf ihre Gegner, und viele Beduinen starben.

Joshua und seine Männer preschten hinunter, um den Nachschub der Araber zu stoppen. Dadurch entblößten sie jedoch die rückwärtige Deckung. Die Sklavenhändler erkannten die Gelegenheit und taten es jetzt den Angreifern nach. Ihre Reiter schnitten den Rückzug ab und fielen von hinten über die Beduinen her.

Joshua sah das. Es ist der Tag der Heimsuchung, dachte er in stummem Entsetzen. Der Tag der Prüfung. Gott bietet uns den Märtyrertod an, und wir nehmen ihn aus seinen Händen dankbar entgegen.

Das Blatt wendete sich. Die Sklavenhändler konnten die Beduinen in die Zange nehmen, jetzt, da die Bogenschützen die Angreifer im Tal beschossen, brachten die Pfeile ihnen große Verluste bei.

Als wäre es ein Zeichen ihres Sieges, konnten die Sklavenhändler jetzt auch ihre am Boden liegende Fahne wieder in ihren Besitz bringen. Ein Sklavenhändler hatte sie aufgegriffen und gehalten, bis ihm ein Beduine die Hände abschlug, er hatte sich über die Fahne gebeugt und sie mit Hals und Brust gehalten, bis man ihn tötete. Einer der jüngeren Unterführer Khaleds hob das Banner jetzt auf und gab es an Hind weiter.

Um Hind scharten sich die wildesten der Angreifer. Die Mätresse kämpfte rücksichtslos wie ein Mann.

Der Ring schloss sich enger. Ausweglos eingeschnürt von zwei dichten Gruppen der Sklavenhändler und von den Felswänden zu beiden Seiten, kämpften die Beduinen, obwohl in der Übermacht, gegen die Araber. Es war ein heldenmütiger Kampf, der sich noch lange hinzog.

Aufgeben war nicht die Sache der Beduinen. Und so kämpften sie verbissen weiter.

Auch Uthman geriet immer stärker in Gefahr. Joshua versuchte, zu ihm zu gelangen. Er kämpfte sich mit fünf Getreuen heran. Sie fochten gemeinsam, bis auf Seiten der Beduinen einer nach dem anderen fiel. Wir opfern sie für unsere Sache, dachte Joshua. Ist das gerecht?

Joshua ben Shimon kämpfte wie ein Löwe, er blutete aus etlichen Wunden.

Als die Sonne schon tief stand und die nach Westen blickenden Sklavenhändler blendete, griffen Uthman und seine Beduinen erneut an. Jetzt waren die Sklaventreiber im Nachteil. Sie reagierten zu spät. Sie mussten die Hände über ihre Augen legen, um den Feind zu sehen. Das machte sie langsam und anfällig.

Die Beduinen, im Schatten der hohen Felswände kämpfend, nutzten die Gelegenheit. Ihre Anführer peitschten sie noch einmal nach vorn. Sie kämpften sich den Weg frei.

Uthman sah, dass Henri nahe einer Felswand auf dem Pferd saß, er war nicht mehr weit entfernt.

Plötzlich stürzte Henri vom Pferd. Seine Wärter bemerkten es erst nach Augenblicken, in denen das verbissene Gemetzel hin- und herwogte und manchmal die Gegner ineinander verkeilt waren, als seien sie ein einziges, wildes Tier, das sich in Todesangst selbst zerfleischte.

Henri hatte einen heftigen Hieb auf den Kopf erhalten. Sein Turban war verrutscht, und der Schlag traf ihn ungeschützt. Ohne einen Laut rutschte er aus dem Sattel und fiel in den schon blutgetränkten Sandboden.

Das Siegesgebrüll der Sklavenhändler verebbte langsam, die Beduinen gewannen nun wieder die Oberhand. Ihre Anfeuerungsrufe übertönten bald darauf den übrigen Schlachtenlärm. Sie reckten Fäuste und Waffen zum Himmel und schrien sich die Seele aus dem Leib. Es musste auch Allah sehen, dass diejenigen, die sich für Rechtgläubige hielten, sich

aber feige mit Kindersklaven bereichern wollten, besiegt waren.

Uthman stürzte zu Henri und legte dessen Kopf auf sein Knie. Er sah, dass er aus einer Stirnwunde blutete. Aber er kam schon wieder zu sich. Uthman nahm dem Freund die Fesseln ab und sagte zu ihm:

»Kannst du aufstehen?«

»Das will ich meinen!«, entgegnete Henri. Er erhob sich, schwankte, blieb aber stehen.

Uthman verband seine Stirn mit einem weißen Tuch, dann gab er ihm ein Krummschwert aus den Händen eines toten Beduinen. Sein Blick suchte Joshua. Er sah ihn kämpfend in der Mitte eines Pulks von Feinden. Uthman sagte zu Henri:

»Kommst du zurecht?«

»Natürlich.«

Uthman preschte hinüber. Er schlug eine Bresche durch die Feinde, bis er an Joshuas Seite war.

Nach einer Weile wichen die Sklavenhändler zurück. Die Übermacht der Beduinen war einfach zu groß.

Aber als sie schon glaubten, den Sieg wie eine Trophäe in den Händen zu halten, mussten sie mit ansehen, wie die Araber die Kindersklaven in eine Höhle abdrängten. Sie jagten die Kinder mit Peitschen hinein und versperrten den Eingang.

Die Beduinen berieten sich. Sie hatten eingesehen, dass es aussichtslos war, diese Höhle zu stürmen, denn die vier Reihen der Araber, die davor standen, würden alle Angriffe zurückschlagen. Aus der Tiefe der Höhle schossen sie außerdem ihre Pfeile ab und machten es auf diese Weise jedem Angreifer schwer, sich auch nur zu nähern.

Die Beduinen zogen sich langsam zurück. Noch immer wurden Kämpfer aus ihrer Mitte durch Pfeile getötet.

Für sie war der Kampf beendet, ihr Ziel war erreicht. Sie hatten Uthman gerächt. Und Henri war befreit. Jetzt konnten

sie sich um ihre Verwundeten und Gefallenen kümmern und den schwer erkämpften Sieg feiern.

Uthman konnte sie nicht bewegen, weiterzukämpfen. Er schrie und gestikulierte. Sie reagierten nicht.

Uthman verzweifelte. Sollten sie so kurz vor dem endgültigen Sieg aufgeben? Die Araber waren doch so gut wie besiegt!

Uthman versuchte, den General umzustimmen. Aber er erntete nur ein Kopfschütteln.

Uthman blickte zu der Höhle. Er konnte es nicht fassen. Die Kinder mussten endlich erlöst werden! Uthman wollte Henri befragen. Sollte er entscheiden, was zu tun war.

Aber als er sich umsah, konnte er ihn nirgendwo entdecken. Henri de Roslin war verschwunden.

Khaled war entkommen. Nur Henri hatte es bemerkt. Er folgte entschlossen dem Anführer der Sklavenbande.

Der Araber hatte nach dem gewaltsamen Tod Jamals eingesehen, dass die Karawane nicht zu einem guten Ende kommen konnte. Selbst die kampferprobten, hart gesottenen Sklaventreiber in seinem Gefolge konnten nicht verhindern, dass der Fluch, der offenbar auf diesem Treck lag, seine ganze Wirkung entfaltete. Allah selbst hatte sich dagegen gewendet. Khaled verließ seine Brüder. Er wusste, sie würden in dieser unseligen Felsenhöhle sterben. Sollten sie vorher ruhig die Christenkinder töten!

Khaled jagte sein Pferd den Wadi hinunter. Als er die Schlucht verließ, bemerkte er den Verfolger. Bei Allah, dachte er, wer ist das? Wer hat den Mut, sich mir ohne Begleitung zu stellen? Welch ein Hochmut! War das dieser Uthman, dieser Verräter, der mit Christen paktierte?

Als er sich im rasenden Galopp umwandte, sah er, dass es der Gefangene war. Er war offenbar verletzt, denn sein weißes Stirnband war blutdurchtränkt.

Khaled frohlockte. Der Gefangene würde geschwächt sein und nach einem längeren Ritt aufgeben.

Dann wäre er es, der ihn verfolgen würde! Und er würde ihn ohne Gnade töten!

Henri de Roslin ließ sich nicht abschütteln. Er hielt die Zügel locker und versuchte, sich den fließenden, kraftvollen Bewegungen des Reittieres anzupassen, vornübergebeugt im Sattel flüsterte er ihm aufmunternde Worte zu.

Die Sonne lag jetzt knapp oberhalb der scharfen Linie der Bergkuppen. Sie ließ ihre letzten Strahlen über die mannigfaltigen Formen der Sandhügel gleiten und tauchte die vereinzelt Ginsterbüsche schon in Schatten. Henri wusste, wenn er den Sklavenhändler nicht vor Einbruch der Nacht erreichte, konnte er ihm in der Dunkelheit und Weite entfliehen.

Er gab jetzt seinem Pferd die Sporen. Der Boden wurde steiniger. Bald trommelten die Hufe auf felsigem Untergrund. Henri kam dem Araber näher. Und plötzlich sah er, dass der Verfolgte sein Pferd herumriss und das Sichelschwert zog. Beim Heranpreschen begriff er, dass eine breite Bodenspalte dem Sklavenhändler den Weg abgeschnitten hatte.

Henri ritt näher und zog sein Kurzschwert. Er sah Wut und Triumph im Gesicht des anderen. Der Araber spornte jetzt sein Pferd mit einem dumpfen Laut an und preschte auf Henri zu.

Der erste Hieb ging daneben. Henri duckte sich im Sattel. Sein eigener hinterhergeschickter Abwehrschlag verfehlte ebenfalls das Ziel.

Der Araber hätte jetzt weiterreiten, sich einen Fluchtweg an der Bodenspalte entlang suchen können, bis der Weg nach

Westen wieder frei war. Aber er war überzeugt, diesem Gegner überlegen zu sein. Also griff er wieder an.

Beide preschten aufeinander zu. Henri blickte nur auf die Waffe des anderen, versuchte zu berechnen, wie die Bahn des herabsausenden Sichelschwertes sein würde.

Der Angriff kam, Henri parierte ihn. Wieder galoppierten beide Pferde aneinander vorbei. Die Reiter rissen sie herum.

Diesen Zweikampf führen wir bis zum Ende, dachte Henri. Ich muss ihn töten, damit es mit dieser unseligen Karawane doch noch ein gutes Ende nehmen kann.

Der dritte Angriff kam. Der Araber führte einen furchtbaren Hieb. Henri konnte ihn mit seiner kleineren Waffe erneut parieren. Aber sein Pferd strauchelte, weil der Araber das seine plötzlich zur Seite lenkte. Henris Pferd vollführte einen Sprung, stieß gegen das Reittier des Arabers und schleuderte Henri auf den Boden.

Henri rappelte sich sofort wieder auf. Er erwartete den Angriff des jetzt überlegenen Reiters. Der Angriff kam. Der Hieb mit dem Sichelschwert schlug Henri das Kurzschwert aus der Hand. Er fiel klirrend zu Boden. Ehe Henri es aufnehmen konnte, war der Angreifer herangekommen.

Henri machte ein paar Schritte rückwärts, um dem nächsten Hieb auszuweichen. Da merkte er, dass unmittelbar hinter ihm die Bodenspalte klaffte.

Uthman ibn Umar erblickte die Hufspuren, die aus dem Kessel herausführten. Die Beduinen belagerten die Felshöhle, aus der hin und wieder ein Pfeilhagel herausgeschossen wurde. Drinnen hörte man die Kinder schreien. Die Sklavenhändler schwangen im Höhleneingang ihre Waffen und riefen Flüche.

Was war zu tun? Die Beduinen, angestachelt durch die Verhöhnungen der Sklavenhändler, hatten jetzt doch

beschlossen, den Kampf weiterzuführen. Sie belagerten die Höhle. Irgendwann mussten die Araber aufgeben, wollten sie nicht verhungern und verdursten. Wie viele Kinder würden dann noch am Leben sein?

Uthman bestieg sein Pferd und folgte den Hufspuren. Er sah ganz deutlich, dass hier zwei Pferde langgaloppiert waren, ein schweres, mit tiefer einsinkenden Hufen, und eines, das Henri getragen haben konnte. Nach einer Weile tauchten in der Ferne die beiden Reiter auf. Sie wirbelten eine Staubwolke im Wüstensand auf. Am Horizont waren bereits die Stadtmauern von Jericho zu sehen, Uthman erblickte die Minarette und Kirchtürme.

Der Sarazener trieb sein Pferd an. Es gelang ihm aber nicht, den beiden anderen näher zu kommen. Er blickte besorgt hinüber zu den Felsenkämmen im Westen, die Sonne spendete nicht mehr lange Licht. Uthman flüsterte seinem Pferd Koseworte zu, die Stute spitzte die Ohren und versuchte, noch schneller zu laufen, ein weißer Schweißfilm zeigte sich bereits auf ihrer Kruppe.

Uthman sah, dass Henri und der Araber, den er verfolgte, es war wohl Khaled, sich dem Kampf stellten. Uthman wusste, dass Henri am Kopf verletzt war. Er hatte plötzlich große Angst um den Freund. Schneller, dachte er, schneller.

Uthman sah, wie Henri vom Pferd stürzte. Der Araber schwang sein mächtiges Sichelschwert hoch über seinem Kopf. Uthman dachte, du bist mein Bruder, mein eigenes Blut der Sarazenen, wir sind ein auserwähltes, aber unglückliches Volk. Wir bringen selbst Unglück. Ich muss dich töten.

Der Sklaventreiber stand mit dem Rücken zu ihm. Henri war bis zu der Spalte, die sich im Boden auftat, zurückgewichen. Sein Schwert lag am Boden. Er konnte sich nicht mehr wehren.

Uthman schaffte es nicht. Er würde die ungleichen Kämpfer nicht erreichen, bevor Khaled den tödlichen Streich ausführte. Khaled hob das Schwert.

Uthman schlug seinen Umhang zurück, er riss im vollen Galopp sein Schwert mit der kostbar verzierten Parierstange aus dem Gehänge. Er nahm das Schwert wie eine Lanze in die rechte Hand und warf es mit einem Aufschrei höchster Anspannung auf den Araber.

Das Schwert nahm eine gerade Flugbahn durch die Luft. Als es sich mit der Spitze senkte, durchdrang es den Rücken des Sklaventreibers. Khaled taumelte nach vorn. Kurz vor Henri, der ihn geduckt erwartete, brach er tot zusammen.

Uthman sprang vom Pferd. Henri blickte ihm entgegen.

»Gerade noch rechtzeitig, mein Uthman.«

Uthman nickte. Er zog das Schwert aus dem Leib des Getöteten. Wortlos griff er in das lange Haar des Sklavenhändlers. Er legte den Kopf des Toten über einen der herumliegenden Felsblöcke. Dann schwang er sein Schwert und köpfte den Araber mit einem Hieb. Er hielt den blicklosen Kopf Khaleds triumphierend in die Höhe. Dann trat er den schlaffen Körper des Toten in den Spalt, der sich im Boden aufgetan hatte.

Henri ließ ihn gewähren, denn Uthman war ein Kämpfer, der stets das Richtige tat. Er ahnte, was Uthman vorhatte.

Henri untersuchte sein Pferd. Es hatte sich beim Straucheln nichts gebrochen. Er konnte aufsitzen, und sie ritten zur Schlucht zurück. Uthman hielt den abgeschlagenen Kopf seitlich ausgestreckt, er hinterließ eine dünne Blutspur im Wüstensand.

Als sie die Schlucht erreichten, war die Sonne versunken. Rund um die Höhle hatten die Beduinen mehrere Feuerstellen entzündet. Die Funken stieben, angefacht vom aufkommenden Abendwind, in die Höhe. Der Qualm trieb die Araber vom

Höhleneingang fort, tiefer in die Höhle hinein. Wieder waren aus dem Höhleninneren Schreie und das Weinen der Kinder zu hören.

Joshua empfing die Freunde. Dann erblickte er den abgeschlagenen Kopf. Laila schrie auf und schlug die Hände vor das Gesicht.

Uthman hatte während des Rittes kein Wort gesprochen. Auch jetzt sagte er nichts. Sein Gesicht war verschlossen – das eines sarazenischen Kriegers, der vollkommen auf den Kampf konzentriert ist.

Uthman trat furchtlos an die Höhle heran. Obwohl immer noch vereinzelte Pfeile nach draußen flogen, ging er bis zum Rand der Höhle. Dann rief er:

»Euer Anführer ist tot! Gebt den Kampf auf! Ihr habt verloren! Lasst die Kinder frei, und ihr könnt abziehen. Ich garantiere euch freies Geleit.«

Ein Hohnlachen von drinnen war die Antwort. Die Sklavenhändler riefen wüste Beschimpfungen. Jetzt flogen auch Steine heraus. Einer traf Uthman an der Schulter, aber er merkte es nicht. Er stand selbst wie ein Fels.

Uthman ließ seinen Arm kreisen, der den blutigen Kopf hielt, und schleuderte ihn in hohem Bogen in die Höhle. Er vernahm den Aufschlag drinnen. Augenblicklich kehrte Ruhe ein.

Uthman hatte sein Schwert gezogen. Er stand abwartend in der Nähe der Höhle. Das Licht der Feuer umspielte ihn, und er wirkte in ihrem flackernden Schein geradezu Furcht einflößend, ein Kämpfer durch und durch.

»Gebt auf!«, rief er. »Kommt einzeln aus der Höhle. Wir wollen nur, dass den Kindern nichts geschieht.«

Henri und Joshua traten jetzt neben ihn. Die Beduinen verfolgten dies alles abwartend, aber bereit, einzugreifen von jenseits des Feuers.

Eine Stimme von drinnen schrie: »Wir geben niemals auf, ihr ungläubigen Hunde! Und die Kinder sterben allesamt!«

»Sarazenen!«, rief Uthman. »Tötet eure Anführer! Sie führen euch in den Tod! Tötet sie – und kommt einzeln heraus. Wir lassen euch laufen!«

Von drinnen ertönte ein Ausruf, dann gab es ein Geräusch und einen dumpfen Aufprall. Eine Stimme schrie:

»Blut! Wir wollen Blut sehen! Die Christenbälger werden sterben!«

»Wir müssen handeln«, sagte Uthman. »Sie machen ihre Drohung wahr.«

»Wenn wir angreifen, sterben viele Kinder«, sorgte sich Joshua.

»Wenn wir nicht angreifen, sterben alle«, sagte Uthman atemlos.

»Uthman hat leider Recht«, fügte Henri hinzu. »Stürmen wir die Höhle.«

Uthman drehte sich zu den Beduinen um und gab ihnen ein Handzeichen. Die Nomaden sprangen durch die Feuer auf die Höhle zu. Und Uthman war schon im Eingang.

Es wurde ein blutiges Gemetzel.

Einige Kinder verstanden, was vor sich ging. Doch die meisten waren unfähig, auf irgendetwas zu reagieren. Einer von den noch kräftigen war Marc. Der Kinderbischof sah längst aus wie die anderen Kinder – zerlumpt, mager, schmutzig, von schwärenden Wunden und Flecken von der Sonne verbrannter Haut übersät. Aber er spürte noch etwas von seiner Verantwortung. Als er zu Jolanthe hinübersah, deren Hemd über der nackten Brust aufgerissen war, was sie aber nicht bemerkte, sah er die Hoffnung in ihren Augen aufkeimen.

Er ging zu ihr. »Wir müssen Steine sammeln. Sag das den anderen. Draußen stehen unsere Befreier. Wir müssen die Sklaventreiber von hinten angreifen.«

Bettie kam herangekrochen. »Wird das etwas nützen, Bischof?«

»Den Bischof spare dir endlich. Wir müssen etwas tun. Sonst sterben wir alle noch in dieser Nacht.«

Bettie kroch zurück in die dunkle Höhle. Sie flüsterte den anderen zu, was sie tun sollten. Etwa hundert Kinder waren noch in der Lage, sich zu bewegen, hatten noch einen Funken Leben in sich. Sie klaubten mit ihren aufgerissenen Händen Steine und Felsbrocken vom Höhlenboden auf.

In Todesangst sahen die Kinder, wie die Sklaventreiber, deren Silhouetten sich vor dem Feuer draußen abzeichneten, mit blanken Waffen auf sie zukamen.

Die hundert kampfwilligen Kinder stellten sich nebeneinander und schützten mit ihren schwachen Leibern die anderen, noch hilfloseren. Die ersten Steine flogen. Einige Araber wurden getroffen und brüllten hasserfüllt.

Aber dann schwangen sie ihre Schwerter. Das Massaker an den Kindern begann.

Uthman stürmte in die Höhle. Er hörte die Schreie der Sklavenhändler und die Schmerzensschreie der Kinder aus dem dunklen Hintergrund der Höhle. Uthman focht wie ein Berserker. Unter seinen Schlägen sanken die Araber reihenweise nieder. Ihn selbst traf die Klinge eines Arabers am Unterarm. Uthman sah, wie sein Blut floss, aber er focht weiter. *Allahu akbar!*, dachte er immer wieder, Allah ist groß. *Allahu ahad*, Allah ist einzig.

Und er ist auf unserer Seite.

Immer tiefer drang Uthman in die Höhle ein. Er nahm mit einem Seitenblick wahr, dass neben ihm Henri und auch Joshua fochten. Und von draußen drangen die Beduinen in die Höhle.

Im Hintergrund der Höhle spielte sich etwas Grauens ab. Sie ahnten es mehr, als dass sie es sahen. Sie mussten es verhindern.

Sie kamen zu langsam voran!

Nur allmählich ließen die Sklavenhändler von den Kindern ab, um sich den Angreifern von draußen zuzuwenden und sich ihnen mit Zornesgebrüll entgegenzuwerfen.

Eine neue Welle von Arabern schlug auf die Freunde ein. Mit ermattenden Armen kämpften sie gegen die Übermacht an. Schlag auf Schlag führten sie gegen die barbarischen Feinde.

Und wie durch ein Wunder konnten sie in die Meute der Araber eine Schneise schlagen. Sie gingen hindurch wie durch ein sich öffnendes Meer. Das Meer der Kämpfer teilte sich unter den pausenlosen Hieben von Uthman, Henri und Joshua. Die drei Kämpfer gingen hindurch, kämpfend, tötend, selbst schon blutbespritzt und aus eigenen Wunden blutend.

Und dann befanden sie sich plötzlich im Rücken der Feinde.

Sie erblickten die Kinder im Hintergrund. Viele lagen erschlagen am Boden. Andere standen keuchend aufrecht und hielten Felssteine wurfbereit in den Händen. Der Rest lag unbeweglich im Dunkeln auf dem Höhlenboden.

Henri rief ihnen auf Französisch zu: »Haltet noch ein wenig aus! Ihr werdet gerettet!«

Von draußen waren jetzt die Beduinen nachgerückt. Sie kämpften mit Lanzen, Schwertern und Morgensternen. Uthman, Henri und Joshua fühlten, wie durch diesen Anblick neue Kraft in ihnen wuchs.

Sie führten mit letzter Anstrengung die heftigsten Hiebe gegen den Feind. Angestachelt von den Bildern der toten und

verletzten Kinder in ihrem Rücken, mobilisierten die drei Freunde noch einmal ihre ganze Kampfeskraft.

Ein Araber nach dem anderen wurde von ihnen erschlagen. Einer nach dem anderen sank zu Boden.

Sie bekamen ihren gerechten Lohn. Den Lohn, den sie verdienen, dachte Uthman, denn sie sind nicht Rechtgläubige.

Keiner ergab sich.

Am Ende war der Boden der Höhle bedeckt von blutigen Leibern. Die Beduinen brachen in das Siegesgeheul ihres Stammes aus und schwenkten ihre Waffen.

Die drei Freunde hielten inne. Schwer atmend standen sie da. Sie stützten sich auf ihre Waffen.

Sie spürten keinen Triumph. Das Entsetzen über die vielen Toten vor ihren Augen war groß.

Als sie sich umwandten, erblickten sie die Schar der Kinder. Es mochten gut dreihundert sein, die überlebt hatten.

Die zerlumpten, ausgezehrten Gestalten unterstützten sich gegenseitig. Marc und Jolanthe hatten überlebt. Auch Bettie kam näher. Und all die anderen Kinder, die aussahen wie Gespenster. In ihren bleichen Gesichtern, mit den struppigen, verklebten Haaren und den großen, tief in den Höhlen liegenden Augen, trotteten sie auf die Gefährten zu, einen Fuß vor den anderen setzend.

Sie waren alles, was vom Kinderkreuzzug übrig blieb: erbarmungswürdige Kreaturen.

Jahresende 1316, Epiphanias

Der Herr war wirklich erschienen. Er hatte sein Versprechen gehalten. Er hatte die Hilferufe gehört und war gekommen.

Henri betete für die Epiphanie des Herrn, seines Gottes, und dankte Jesus Christus, durch dessen irdische Heimat sie sich bewegten. Und auf dessen irdischem Friedhof sie jetzt die toten Kinder begruben.

Henri hatte beschlossen, die Toten im hinteren Teil der Höhle, dort, wo der Boden weich und sandig war, zu bestatten. Man schaufelte ein Massengrab, legte die abgemagerten Körper hinein, es waren knapp hundert, und verschloss das große Grab mit Sand. Man legte der wilden Tiere wegen Felsbrocken auf die Grabfläche. Ein notdürftig zusammengezimmerter Holzkreuz markierte die Stelle.

Die überlebenden dreihundert Kinder sollten in der geräumigen Höhle ausruhen und zu Kräften kommen. Hier waren sie in Sicherheit, es war windgeschützt und trocken, und für die Dauer ihres Aufenthaltes konnten herumstreichende Raubkatzen mit einem einzigen Feuer am Höhleneingang abgehalten werden.

Die Beduinen ließen einen kleinen, schlagkräftigen Trupp von zwanzig Mann zur Bewachung in der Höhle. Der Rest zog wieder nach Norden.

Uthman verabschiedete an diesem Morgen die Kämpfer, die ihre zahlreichen Toten mit sich führten, mit herzlichen Umarmungen. Der Beduinengeneral wurde auch von Henri und Joshua mit Respekt verabschiedet.

Henri, Uthman und Joshua wollten sich auf den Weg nach Jericho machen. Dort würden sie Wasser und ausreichend Nahrungsmittel kaufen und durch Händler hierher schicken lassen. Henri hatte den Plan aufgegeben, nach Jerusalem zu reiten, um im Zionskloster der Franziskaner um Hilfe zu bitten. Er wollte die Kinder unverzüglich nach Frankreich zurückbringen. In Jaffa wollte er Schiffe ordern. Wenn die Kinder wieder bei Kräften sein würden, sollten sie die Beduinen zum Hafen eskortieren.

Henri kniete am Grab der Kinder nieder. Erniedrigung und Tod, die die letzten Wochen bestimmt hatten, betrübten ihn. Jetzt, wo alles zu einem Ende gekommen war, dachte Henri an den anderen Aspekt des neuen Jahres, den festlichen der Epiphanie. Wahrlich, der Herr war in dieser Höhle erschienen und hatte zuletzt doch noch seine Hand schützend über die Kinder gehalten. Er hatte seine Königsherrschaft allen deutlich gemacht und die Erniedrigung der Kämpfe beendet. Herr Jesus, Davids Sohn, betete Henri, dein Reich soll ewig währen, im Himmel ist dein Thron. Aber bewahre uns vor falschen Propheten. Und vor der Verwirrung der Geister in deinem Namen. Lasse nicht zu, dass Unwürdige dein Kreuz nach Jerusalem tragen.

Henri erhob sich. Uthman trat zu ihm, der in seiner Glaubensauffassung frei genug war, um sich als Miterbe und Glied des Leibes Christus anzusehen. Darüber hatte er oft mit Henri gesprochen. Christus ist das Licht aller Völker und Religionen. Uthman glaubte, auch Muhammad sei ein solches Licht. Joshua allerdings konnte keine Propheten anerkennen.

Kurz vor der Abreise rief Henri die Kinder zusammen. Marc sorgte dafür, dass sie alle kamen und andächtig zuhörten. Henri stellte sich vor sie hin und sagte:

»Der Kreuzzug ist zu Ende. Es wird keinen weiteren mehr geben. Keinen, den der Heilige Stuhl fordert, und gewiss

keinen Kinderkreuzzug. Es ist ein Anhänger des Propheten Muhammad, dem ihr eure Rettung zu verdanken habt. Macht euch das bewusst! Es war mein Gefährte Uthman ibn Umar, der euch Christenkinder aus den Händen arabischer Sklavenhändler befreite. Was euch in der Sklaverei erwartet hätte, könnt ihr euch ausmalen. Viele von euch sind auf dem Weg hierher durch die Hölle gegangen, viele sind gestorben, und wir haben sie würdevoll beerdigt. Hütet euch in Zukunft vor falschen Propheten! Alle Menschen sollten Brüder und Schwestern sein. Das ist eine Losung, für die es zu kämpfen lohnt – für keine andere!«

Die Freunde brachen zu Pferde auf. Im letzten Moment gesellte sich Laila zu ihnen. Sie wollte ihnen in Jericho, ihrer Heimatstadt, helfen, und die Gefährten nahmen die Hilfe dankbar an. Henri war noch in Gedanken versunken. Er warf einen letzten Blick zurück auf die Höhle, wo die Kinder noch immer standen und ihnen mit brennenden Augen nachsahen.

Er hob die Hand, um den Beduinen zu danken, die ihre Waffen emporreckten, und ritt in Richtung der karstigen Wüste, hinter der das Jordantal begann.

In der Wüste, dachte Henri, ist die Stimme eines Rufenden, die sagt: Bereitet dem Herrn den Weg.

Die Orte, durch die sie jetzt kamen, waren für ihn heilige Stätten.

Sie mussten den Fluss dort überqueren, wo Johannes Jesus getauft hatte, er war hier sehr schmal, aber tief. Die schmalen Flussauen mit dichtem Bodengehölz waren ein Hindernis auf dem Weg nach Jericho. Die jüdische Wüste rund um Jericho, die sich bis zum Toten Meer hinzog, bestand aus schroffen Hügelketten aus rotbraunem Sand und ausgetrockneten Wasserrinnen, über denen ein niedriger Himmel hing. Die Offenbarung des Geheimnisses Jesus geschah am Jordan, ging es Henri durch den Kopf. Unser ist allein das Geheimnis um

diese Kinder, das wir vorerst in einer Felshöhle verbergen. Hier am Jordan, mit seinen langen Mäandern, in den wüstenhaften Dünen dieses heißen Tales, ist unsere Reise zu Ende.

Laila ritt auf einem schwarzen Hengst mit einer gewebten Satteldecke. Sie hatte sich von all den Schrecken der letzten Wochen noch nicht erholt. Sie schrie im Schlaf, wirkte ermattet und traurig und weinte häufig. Sie hatte Jamal, ihren einstigen Geliebten, in einem Einzelgrab, ganz hinten in der Höhle, begraben. Am Ende hatte sie bäuchlings auf dem Grab gelegen, und ihre Tränen hatten die Erde benetzt. Danach war sie ruhig aufgestanden und hatte sich um die Kinder gekümmert.

Sie kamen durch eine Felsschlucht, in der ein Mönch sich eine Einsiedelei oben in den Felsen der senkrechten Wand geschaffen hatte. Lebte wirklich ein Christ dort? Wie lange harrete er schon aus? Ein Seil hing herab, der Einsiedler war nicht zu sehen, und sie riefen ihn nicht. Vielleicht hausten dort oben auch nur noch Geier, Ibis und Adler.

Sie erblickten Fischer auf dem Jordan und ritten durch den Fluss. Als Jesus am galiläischen See entlangging, musste Henri denken, sah er zwei Brüder, Simon und Andreas, die warfen ein Netz in den See, denn sie waren Fischer. Jesus sprach zu ihnen: Kommt mit mir. Ich will euch zu Menschenfischern machen. Henri dachte: Die Kraft dieser Worte ist heute plumper Überredung gewichen, wir drohen und üben Gewalt aus, wir überzeugen nicht mehr. Deshalb ist das Kreuz nicht dauerhaft nach El-Kuds getragen, nicht nach Jerusalem getragen worden. Deshalb wollten es dort die Menschen nicht dauerhaft anerkennen.

Sie ritten durch eine Landschaft, in der die Wunder zu wohnen schienen. Es war getränkter Boden. Heiliger Boden nicht nur für Christenmenschen. Jesus hatte Petrus, Jakobus

und Johannes auf einen hohen Berg am Jordan geführt. Da wurde er vor ihren Augen wie durchscheinend. Sein Gesicht leuchtete wie die Sonne, und seine Kleider wurden weiß wie das Licht. Und es erschienen ihm Mose und Elia, die redeten mit ihm. So hatte es Matthäus im Evangelium berichtet. Und Henri de Roslin spürte den Zauber und die Gegenwart des Herrn bei jedem Schritt.

Sie kamen nach Jericho.

Die Stadt lag hinter hohen, dicken Mauern, war laut und geschäftig. Die Fremden fielen in der Menge nicht auf.

Laila blickte sich um, als erwarte sie, von jedem begrüßt zu werden. Dies war ihre Stadt. Und Laila führte sie zu ihrer Familie.

Laila wollte helfen. Sie fühlte, sie hatte viel gutzumachen. Auch an Jamal. Denn hatte er nicht wirklich den falschen Weg beschritten, hatte er nicht den Tod gesucht, weil er verzweifelt gewesen war? Weil er glaubte, es tun zu müssen, um sie, Laila, an sich zu binden?

Laila grübelte und grübelte. Ihr wurde schwindlig von all diesen neuartigen Gedanken. Sie hatte sich nach ihrem Eintreffen im Haus ihrer Eltern hingesetzt und ihrem Engel geschrieben. Die Worte ihres in schönster Schrift mit der Rohrfeder verfassten Briefes lauteten: Ich kenne deine Werke. Dein Name heißt »lebendig«, aber du bist tot. Wach auf und stärke, was an dir sterben will, denn deine Werke sind nicht vollkommen vor Gott. Wenn du aber nicht wach wirst, komme ich mitten in der Nacht über dich wie ein Dieb, und du wirst die Stunde nicht wissen, zu der ich komme.

Laila wunderte sich selbst über diese Sätze. Sie kamen ihr in den Sinn, ohne dass sie nachdenken musste. War sie vielleicht

eine neue Verkünderin? Hatte sie die seherische Gabe von Jamal geerbt, der sie überreich besessen hatte?

Die Gefährten waren zum Markt gegangen, um eine Passage in den Hafen von Jaffa aufzutreiben. Zwei Brüder Lailas, Achmed und Rhida, begleiteten und berieten sie. Mindestens zwei große Schiffe wurden benötigt, um mit allen Kindern zurück nach Aigues-Mortes zu fahren.

Laila war allein in das heilige Innere der Stadt gegangen, hier, wo keine Geschäfte getätigt wurden. Sie sah sich um. Viele Pilger waren jetzt unterwegs in ihren weißen Gewändern, die den Unterschied von Stand und Rasse aufheben. Aber die einzigen Laute in den Straßen Jerichos drangen aus den Ställen, in denen Kamele und Ziegen blökten. Jericho lag warm und still in der Sonne und dem Schatten des Mittags da und ruhte sich aus. Kaum vorstellbar, dass von hier aus so viel Feindschaft ausgegangen war, dass große Heere der Araber gegen Christen und Christen gegen Sarazenen gezogen waren und Tod und Verderben gebracht hatten.

Laila selbst war noch vor kurzer Zeit verblendet gewesen. Sie hatte Christen gehasst. Aber in Jericho hatte es nie Ausschreitungen gegen Juden gegeben.

Sie liebte ihre Heimatstadt. Die Stadt der Gerüche, die sie auch in Byblos wieder gefunden hatte. Laila verließ das Viertel der Pilger und betrat die Souks.

Sie schlenderte einfach herum, es erinnerte sie an das Warten auf Jamal im Hafen von Byblos, wo die Abenteuer ihren Anfang genommen hatten.

Sie durchquerte den zur Mittagszeit geschlossenen Souk der Töpfer und Hennaverkäufer, den der Parfümverkäufer, den der Dschallabah-Händler und der Tuchhändler. Aus dem Souk der Gewürze kam ein herrlicher Duft, obwohl die Läden verrammelt waren; aus dem *Maristan* ein Stück weiter ein ganz anderer Geruch nach Essenzen und Verbänden, nach

kranken Leibern. Aus der Medresse drang ein vielstimmiger Singsang von Schülern. An den Waschungsgebäuden standen alte Pilger und wuschen sich Hände und Füße.

Laila sah Jericho nun mit anderen Augen, so, wie sie es früher nicht gesehen hatte. Sie hatte an der Stadt nicht die Geschäftsviertel, die großen Plätze geliebt, sondern die Verstecke, die verschlungenen Wege. Es war ihr großer Spielplatz gewesen. Jetzt sah sie alles mit den Augen der Heranwachsenden. Sie sah, dass eine Stadt nur deshalb gebaut wurde, um Geschäfte abzuschließen und Menschen zusammenzuführen.

Ein Zauber ging von dieser Stadt aus. Jetzt füllten sich die Gassen langsam, und die Vorübergehenden sahen das rothaarige Mädchen an, nicht neugierig, nicht abschätzig, sondern so, wie man etwas Gewohntes wahrnimmt, ohne es im Blick festzuhalten. Einige, die sie flüchtig kannten, nickten ihr zu. Halb verschleierte Frauen gingen zum nun wieder geöffneten Markt, Männer zum Nachmittagsgebet in die Moschee oder Synagoge, anscheinend beherbergte Jericho auch wieder mehr Christen als früher, denn es wurde ein Kreuz zu einer kleinen Hallenkirche getragen, die früher als Stall gedient hatte.

Laila nahm an einer Ladentheke ein kleines erfrischendes Mahl ein. Es bestand aus Gurkenscheiben mit Aylan und Minze, kleinen Stücken Ziegenfleisch und Obstsaft. Jetzt wurden auch schon die Fackeln angezündet, welche die Insekten vertreiben sollten, die besonders später in den schwülen Vorabendstunden in Schwärmen einfielen. Die Brunnen plätscherten, Laila wusch sich nach dem Essen die Hände und betupfte sich den Hals mit dem Nass.

Plötzlich glaubte Laila, unter der Schatten spendenden Kapuze einer Dschallabah ein vertrautes Gesicht zu erkennen.

Sie schaute genauer hin. Und dann blickte sie in die Augen von Hind bint Rabia, der Mätresse des Kahled.

Im ersten Augenblick wollte sie aufschreien. Wie war das möglich? War Hind nicht wie alle übrigen Sklaventreiber in der Schlacht gefallen? War es eine Täuschung?

Hind erkannte sie nicht. Die kräftige Frau ging weiter, schob ihren Körper entschlossen vorwärts, sie bewegte sich in plumpen Schuhen durch die Straße, als wolle sie jemanden vernichten. Laila sah aber, dass sie in den Händen nichts als zwei Zweige mit roten Disteln hielt.

Hind musste eine Doppelgängerin besitzen! Oder Laila begann schon, irre zu werden.

Laila versuchte, einfach weiterzugehen. Aber der Schatten dieser Frau, die sie geschlagen hatte, verfolgte sie bis in ihre Gedanken, ihre Träume.

Ohne dass sie es merkte, führten ihre Schritte sie zum Haus Jamals im Viertel der Kaufleute.

Laila erinnerte sich lebhaft, wie sie noch vor kurzer Zeit als kleines Mädchen durch die Gärten gesprungen war. Manchmal auch nachts, wenn Jamal, dem sie anverlobt worden war, schlief. Hier fing sie Iltisse und Mungos, verstopfte die Schlupflöcher von Schlangen. Wenn Jamal schlief, sprang sie aus dem Fenster und lief davon, hinunter zu den Rinnsalen, die sich unerklärlicherweise vom salzigen Toten Meer nach Jericho durchfraßen. Spiegelte sich dann der Mond im sacht dahinfließenden Wasser, hatte sie das Gefühl, die Elemente erzählten ihr leise murmelnd eine Geschichte.

Und sie hatte gewusst, dass eines Tages ein Mann wie Uthman an ihrer Seite sein würde. Ein bedeutender Gelehrter, ein großer Feldherr, ein starker Kämpfer, ein leidenschaftlicher Geliebter.

Sie wollte an Uthmans Seite bleiben.

Und sie freute sich schon jetzt darauf, bald wieder mit ihm und den beiden anderen Gefährten zusammenzutreffen.

Uthman, Henri und Joshua handelten. Es erwies sich als gar nicht so einfach, mit einheimischen Händlern ins Geschäft zu kommen. Die Brüder Lailas waren redselig, aber nicht geschäftstüchtig. Sie zuckten immer häufiger bedauernd die Schultern. Uthman wollte schon vorschlagen, ohne sie ihr Glück zu versuchen. Aber dann kam ihnen ein glücklicher Umstand zu Hilfe.

Ein christlicher Handelsherr aus Marseille namens Alexandre Jevault begegnete ihnen dort, wo sie es am wenigsten vermutet hätten, einen Christen anzutreffen – in der Moschee von Jericho. Uthman war dort gewesen, um zu beten, und als er wieder heraustrat, stieß er mit dem Christen zusammen, der das Nachmittagsgebet mitgemacht hatte. Es stellte sich heraus, dass er konvertieren wollte, aber noch nicht überzeugt war. Er drückte es so aus: »Allah schaut mir schon in die Augen, aber noch nicht ins Herz.«

Alexandre war ein munterer, dicklicher Mann mit weichem Gesicht und weichem Händedruck, der glaubte, der muslimischen Welt etwas schuldig zu sein. Das musste an seinen Geschäften liegen. Er transportierte Damaszenerstahl und neue, sehr wirkungsvolle Großschleudern nach Europa. Diese Waffen waren schon von Kreuzfahrern und Glücksrittern ins Heilige Land zurückgebracht und im Kampf eingesetzt worden. Der Waffenhändler war nun bereit, die Christenkinder nach Europa zu bringen.

»Ich habe zwei Schiffe. Sie warten im Hafen von Jaffa.

Nur anderthalb sind mit Waren gefüllt. Das liegt daran, dass die Sultane zwar bereit sind, Christen ins Land zu lassen, aber

den Frieden fördern wollen. Sie wollen komischerweise nicht mehr am Waffenhandel verdienen.«

»Ihr findet das komisch, Alexandre?«, fragte Uthman.

»Nun, vielleicht nicht direkt komisch. Aber ungewöhnlich. Früher war das ganz anders. Ich – und mein Vater, der dieses Geschäft aufbaute – wir verdienten im großen Stil an Waffen.«

»Die Zeiten ändern sich zum Glück«, sagte Joshua.

»Es wäre großartig«, meinte Henri, »wenn ihr unsere Kinder mitnehmen würdet. Die Beduinen werden sie nach Jaffa bringen. Auf euren Schiffen sind sie in Sicherheit.«

»Aber genügt ein halbes Schiff für dreihundert Kinder?«, fragte Joshua zweifelnd. »Sie waren so lange zusammengepfercht, wir sollten ihnen das nicht noch einmal zumuten.«

»Sehen wir uns die Schiffe erst einmal an«, entgegnete Henri.

»Kommt heute Abend zu mir ins Kontor«, schlug Alexandre vor, »dann schließen wir den Kontrakt. Über den Preis werden wir uns schon einigen.«

Die drei Gefährten versprachen es und machten sich auf, um Laila am Eingang zu den Souks zu treffen.

Noch in der Stadt erblickte Laila die Fremden, die es neuerdings in Scharen nach Jericho zog. Architekten und Baumeister, die an den Stadträndern prächtige Villen nach byzantinischem Vorbild bauten, überall halb nackte Bauarbeiter, die Steine schleppten und Karren schoben. Aber auch vornehm gekleidete Herren mit feinen Manieren, von denen niemand so recht wusste, wie sie ihr Geld verdienten. Und Handwerker, die neue Läden eröffneten, in denen Rosentinkturen, seidene Turbane, Zähne aus Gold, Brillengestelle aus Silberdraht und künstliche Glieder aus

Elfenbein für die vielen Verstümmelten aus den Kriegen gegen die Kreuzfahrer hergestellt wurden.

Laila hatte das Gefühl, Jericho würde allmählich zur Hauptstadt des Landes.

In den inzwischen verbreiterten Straßen patrouillierten nicht nur Muslime, die laut aus dem Koran rezitierten, sondern auch alle die dichtenden Kriegerinnen, die auf Pferden herumritten und den Frauen des Propheten Muhammad mit eigenen Versen huldigten. Diese Dichterinnen gehörten einer neuen Bewegung an. Dichterinnen hatte es in der Arabia schon immer gegeben, aber diese hier beteiligten sich auch an Kämpfen.

Die Mehrheit der Menschen in den Straßen, die im halben Jahr von Lailas Abwesenheit gepflastert worden waren, bildeten jedoch eitle junge Männer und Frauen in teuren Kleidern. Eine nicht geringe Minderheit von ihnen gehörte zur Familie des Kalifen. Sie alle flanierten, sangen zur Laute, warfen mit Geld um sich. Ihre Väter saßen entweder im Beamtenstaat oder besaßen die größten Karawansereien und Reedereien an der Küste. Gold, Musik, Tanz und ausgelassene Lustbarkeiten in einem bislang unbekannten Maße zeugten davon, wie die Menschen sich und ihren Reichtum feierten.

Das Leben in der Stadt verlief in seinen eigenen Bahnen, aber waren es die, die Laila gefielen?

Sie schaute alles an. Und plötzlich hatte sie das Gefühl, für eine andere Welt kämpfen zu müssen. Aber was für eine Welt sollte das sein?

Laila spürte ein bitteres Gefühl in sich aufsteigen. An diesem unbekümmerten, sorglosen Leben hatte sie keinen Anteil. Jetzt, wo Jamal tot war, noch viel weniger als jemals. Und sollten die anderen es genießen dürfen, wenn sie selbst daran nicht teilnehmen konnte?

Gleichzeitig schalt sich Laila für solche Gedanken. Das Leben der Muslime sollte heiter sein, sie sollten gern leben,

nur so blieb der strenge Glaube lebensfreundlich. Und das Gegenteil davon war verhängnisvoll.

Aber wieder gab es ihr einen Stich. Am Morgen hatte Uthman ihr zu erklären versucht, dass sie zu jung für ihn war. Der Sarazene meinte es nicht böse. Aber er hatte feste Vorstellungen. Laila befürchtete, dass er ihr nicht die Wahrheit sagte und sie einfach keine Gefühle in ihm zu wecken vermochte. Und sie hatte sich schon innerlich darauf eingestellt, mit den Gefährten nach Europa zu reisen. Diesen Traum sah sie nun schwinden.

Vielleicht sollte sie einen ganz anderen Weg einschlagen!

Einen Weg nicht unbedingt an der Seite eines Mannes. Vielleicht sollte es ein ganz eigener Weg sein? Ein Weg in die Herzen echter Gläubiger, glühender Anhänger des Propheten Muhammad! Ein Weg, der die *Hadithe*, den Bericht Aischas, der Lieblingsfrau des Propheten Muhammad, wieder zu Leben erweckte!

Ja, dachte Laila aufgeregt, das wäre ein wunderbarer Weg! Sie fühlte etwas in sich erwachen.

Plötzlich fielen am Platz vor einer kleinen Moschee Sonnenanbeter auf die Knie und entzündeten ein Feuer, ein Huhn wurde geköpft und verbrannt. Viele Umstehenden klatschten Beifall, sie amüsierten sich. In dieser Stadt sollte es keinen Götzendienst geben, dachte Laila. Diese Idee setzte sich in ihrem Kopf fest. Als sie im Weitergehen auch noch eine Horde zerlumpter Kinder erblickte, die bettelten, augenscheinlich Kinder verarmter Juden, da war Laila endlich klar, Jericho ging einen falschen Weg.

Sie beschloss, ihre Zurückhaltung aufzugeben. Für ein Jericho nach ihren Vorstellungen musste sie kämpfen. Solange sie lebte, wollte sie an den richtigen Glauben erinnern.

Laila hatte eine Idee.

Sie machte kehrt und lief nach Hause. Die drei Gefährten, die ja am Souk auf sie warteten, hatte sie mit einem Schlag völlig vergessen.

Sie betrat das Haus Jamals, das nun dem Gedenken des Toten geweiht werden sollte. Laila ging in das Schlafzimmer hinüber und hielt einen Moment in andächtigem Gedenken inne. Verzeih mir, sagte sie stumm, aber ich muss etwas tun, das dich vielleicht in deiner Ruhe stört. Vielleicht wird es auch meine Ruhe zerstören. Aber wenn ich durch unser Jericho gehe, sehe ich, dass es getan werden muss.

Sie ging hinauf unters Dach. In einer der Truhen fand sie, was sie suchte. Sie nahm ein Paar der Ledersandalen Jamals und das schlichte grüne Hemd aus Leinen heraus. War es nicht noch warm? Sorgfältig verschloss sie die Truhe wieder und legte den Schlüssel auf ein Regal. Mit den Kleidungsstücken ging sie wieder in die Stadt.

Trotz der Mittagshitze war der zentrale Platz gefüllt. Die Menschen suchten sich Plätze in den Küchen und Mokkastuben oder tätigten ihre letzten Einkäufe. Laila lieh sich von einem Kamelführer einen Kasten aus, den dieser zum Aufsteigen der Reiter benötigte. Laila stellte sich auf den Kasten und sah sich um.

Von ihrem Kasten herab sagte sie laut, und ihre Stimme wurde von einem feinen Wind mühelos über den ganzen Platz getragen:

»Bürger von Jericho! Hört mir zu! In dieser Stadt und in diesem Land muss sich vieles ändern! Ich habe viel erlebt. Und ich will euch davon berichten. Was war daran richtig und was falsch? Ich sage es euch...«

Als die drei Gefährten an dem Platz vorbeikamen, waren sie außerordentlich erstaunt über das Bild, das sich ihnen bot. Sie erblickten Laila bei einer flammenden Rede.

Das Mädchen schien ein ganz anderer Mensch geworden zu sein.

Die Gefährten trennten sich von Laila, die in Jericho blieb. Sie wollte ihnen ihren Bruder Achmed mit auf den Weg geben, aber die Gefährten lehnten dankbar ab, sie würden jetzt allein zurechtkommen.

Man verließ die Stadt in Richtung Jaffa.

Alexandre Jevault ritt an ihrer Seite. Eigentlich verstanden die Gefährten noch nicht so recht, warum der Herrscher sich ohne weiteres auf ihre Bedingungen einließ. Aber gab es nicht überall Menschen, die unvorhersehbar handelten? Auch wenn die Gefährten über Laila nachdachten, kamen sie zu dem Schluss, dass sie das Mädchen eigentlich gar nicht kannten. Sie hatte über Nacht beschlossen, eine kämpferische Rechtgläubige zu werden, die den Koran verbreitet.

Aber Laila war noch jung. Vor allem Uthman, der gemerkt hatte, wie ihn Laila anbetete, dachte milde, dass die Menschen in ihrem Alter schneller und öfter ihre Richtung wechselten.

Die vier Reiter bewegten sich mit Pferden und Packtieren nach Westen. Alexandre Jevault war erfreut, dass seine drei Begleiter drei seiner Lasttiere mit sich zogen, so konnte er mehr Weihrauchharze über die nicht ungefährlichen Wege nach Jaffa bringen.

Wieder durchquerten sie biblische Landschaften von archaischer Schönheit. Es wunderte die Reiter nicht, dass dieses Land als Gottes auserwähltes Land galt. Es war wunderschön hier. Sie hatten beschlossen, auf einer nördlichen Route an El-Kuds, dem alten Jerusalem, vorbeizureiten. Aber als sie im Süden die Zinnen und Tore der Heiligen Stadt unter der Sonne liegen sahen, wurde ihr Wunsch, hier zu beten, doch

übermächtig. Denn gab es sonst eine Stadt auf der Welt, in der alle großen Religionen gleichermaßen zu Hause waren?

Sie ritten kurz entschlossen durch das Wadi Kilt mit seinen alten, in den schroffen Felsen gehauenen Klostertempeln, stellten ihre Packtiere und die Last in eine zuverlässige Karawanserei in Gethsemane und ritten in die Stadt durch das Stephanstor ein.

Henri fiel eine Stelle bei Matthäus ein. *Wir ziehen nach Jerusalem hinauf, und die Hohepriester und Schriftgelehrten werden mich vor Gericht stellen, werden mich zum Tode verurteilen und den Römern ausliefern. Sie werden mich verspotten, geißeln und hinrichten. Aber am dritten Tag werde ich auferstehen.*

Das hatte Jesus zu seinen Begleitern gesagt. Welch eine Qual, dachte Henri, und welch ein Geschenk zugleich. Denn er hat diese Qual wegen uns auf sich genommen. Jesus hat auch gesagt: Es kann nicht sein, dass ein Abgesandter Gottes woanders umkommt, als in Jerusalem.

Jetzt standen sie in El-Kuds, der alten jüdischen und muslimischen Stadt, der Stadt Davids und Salomons, Herodes' und der Kalifen. Der Stadt, in der es jeden Menschen nach dem Gespräch mit seinem Gott verlangte. Eine Stadt des Lebens und des Todes.

Sie umrundeten den Teich Bethesda, ritten durch das Schaftor und gelangten durch ein weiteres Tor in den inneren Tempelbezirk. Hier war der Ort des Tempels Davids und Salomons.

Henri de Roslin hatte hier schon einmal gestanden und sich daran erinnert, dass die Gründer des Tempelordens einst in diesen Tempelruinen nach geheimnisvollen Schätzen Salomons gegraben hatten. Was hatten sie damals gefunden, das sie nach dem französischen Troyes brachten, wo dann auf einem eilends einberufenen Konzil umgehend der

Tempelorden mit dem Segen des Heiligen Stuhls ins Leben gerufen wurde?

Henri wusste keine Antwort darauf. Aber er dachte oft darüber nach. Solche Gedanken schufen eine Nähe zu seinem geliebten Tempelorden, die er in der Wirklichkeit nicht mehr herstellen konnte. Den Tempel gab es nicht mehr. Er war in mehr Ruinen zerfallen als dieser Tempel Salomons, vor dem sie jetzt standen. Und auf den Zinnen von Henris Tempel lagen all die toten Brüder, die von König und Papst so grausam verraten worden waren.

Jeder der drei Gefährten war in Gedanken versunken. Für Joshua war dieser heilige Bezirk die Wohnstatt von Abraham und Salomon und David. Für Uthman war sie die Heimat Ibrahims. Und der Ort, von dem aus der letzte Prophet der Menschheit, Muhammad, in den Himmel aufgestiegen war.

Sie beteten gemeinsam. Alexandre Jevault nahm sich die Freiheit, gleich zweimal zu seinem Gott zu beten. Er kniete im Felsendom und in der Omar-Moschee. Aber es war der gleiche Gott, den er um Hilfe für seine Handelsgeschäfte bat. Und er bat darum, dass er seinen neuen Freunden behilflich sein konnte, die zweihundert überlebenden Sklavenkinder heil nach Frankreich zurückzubringen.

Henri sprach einen alten Text als Gebet: *»Danach schaute ich und sah einen neuen Himmel und eine neue Erde. Der vorige Himmel und die vorige Erde waren vergangen, und ich sah die Heilige Stadt, das neue Jerusalem, sich von Gott her in unsere Welt herabsenken, wie eine geschmückte Braut ihrem Mann entgegengeht. Und ich hörte vom Thron her eine mächtige Stimme sagen – das ist der Ort, an dem Gott bei den Menschen wohnt. Er wird bei ihnen bleiben, und sie werden sein Volk sein. Er selbst, Gott, wird bei ihnen sein, und er wird alle Tränen von ihren Augen abwischen, der Tod wird nicht mehr*

sein, kein Leid, kein Geschrei, kein Schmerz wird mehr sein, denn das Alte ist vergangen.«

Amen, dachte Henri. Welch schöne Worte. Möge diese Stadt so werden.

Uthman rezitierte langsam einen Text aus dem Koran, es war die Sure von dem Gnadenvollen, Ar-Rahman: *»Alle auf Erden sind vergänglich. Einzig bleibt das Angesicht des Herrn voll Hoheit und Licht.«*

Und Joshua schloss die Gebete ab mit dem Satz: *»Niemals steigt die Sonne, niemals sinkt sie, ohne dass mein Sinn nach dir stünde, niemals sitze ich, sprechend mit den Menschen, ohne dass am Ende Du mein Wort bist.«*

Sie wanderten langsam zu Fuß durch die Stadt.

Sie gingen über die Brücke zur Oberstadt zum alten Palast des Herodes, zu den Gärten und zum Palast des Kajaph, sie blickten zum Ölberg hinüber, an dessen Fuß Jesus, der Prophet aus Nazareth in Galiläa, gefangen genommen worden war, auf dem er geweint hatte. Und auf dem er über den vorhergesehenen Untergang der Stadt gesagt hatte: Wenn du doch erkennen würdest an diesem Tag, was dir zum Frieden dient! Aber es ist deinen Augen verborgen. Darum wird eine Zeit über dich kommen, da werden deine Feinde dich und deine Kinder zerschmettern und keinen Stein auf dem anderen lassen, weil du die Zeit nicht erkannt hast, in der dich die Gnade besucht hat.

Ihr Blick schweifte über alle diese wunderbaren Bauten der himmlischen Stadt. Über Jerusalem hing ein dunkler, wolkiger Himmel, er schien an den Türmen der Oberstadt aufgehängt worden zu sein. Die Zypressen und Ölbäume wogten im Wind, über der ganzen Stadt lagen Gesänge von Gläubigen. Dumpfe Laute der Klage mischten sich mit dem Schlagen der Sindrone, flach geschnittener Holzstämme.

Den Gefährten fielen auch die unzähligen Vogelschwärme auf, die den Himmel über Jerusalem manchmal verdunkelten, als wären auch sie zum Gebet eingeflogen.

Sie kamen in den Südwesten der Stadt, wo auf einem Hügel die Klosterkirche der Benediktiner stand. Hier brannten in den runden Öffnungen der Häuser Fackeln und Kerzen, und der Gesang eines Muezzins wand sich wie ein Band über die Türme. Und plötzlich, an dem Ort, wo sich einst neben der Stadtmauer die Paläste der jüdischen Priesterfamilien befanden, trat aus der gelben Kirche mit dem roten Dach eine Frau, die Joshua und Uthman kannten. Sie hatte ein energisches, frisches Gesicht, trug ein prächtiges Kopftuch, feine, scharlachrote, straff sitzende Strümpfe, weiche Schuhe, einen weiten Mantel und einen großen Hut aus Filz. Beide schrien zur gleichen Zeit auf und deuteten mit dem Finger hinüber.

»Was habt ihr?«, rief Henri.

»Wir kennen diese Frau aus Frankreich. Es ist nicht zu fassen. Sie hat es tatsächlich bis hierher geschafft!«, sagte Uthman.

»Bianca de Brie!«, rief Joshua laut. »Ihretwegen wäre ich um ein Haar im Kerker von Tauris gelandet und jetzt wohl schon längst verfault!«

Die Frau unter dem roten Hut, der größer war als das Schild eines Sarazenen, wendete sich zu ihnen um.

»Meine Herren!«, rief sie. »Ich kenne euch doch!«

»Das wollen wir meinen!«, schrien Uthman und Joshua erfreut wie aus einem Mund.

»Wer ist sie?«, wollte Alexandre wissen.

»Sie führte einen Pilgerzug von Frauen aus Marseille nach Jerusalem. Wir dachten nicht, dass sie es wirklich schafft. Was für eine tüchtige Person!«

Man begrüßte sich herzlich. Henri musterte aufmerksam ihre Kleidung. Weiter Mantel, Schultertasche und die Trinkflasche wiesen sie als Pilgerin aus. An dem über der Schulter getragenen Pilgerstab baumelte ein zusammengebundenes Tuch, in dem sie ihre Habe trug. Bianca war allein. Sie berichtete, dass ihre Begleiterinnen alle wohlbehalten im Heiligen Land angekommen seien und im Franziskanerkloster des Wadi Kilt aufgenommen worden waren.

»Wir sind an Kilt vorbeigeritten«, sagte Henri, »ohne von euren Begleiterinnen zu wissen.«

»Sie zeigen sich auch nicht übermäßig in der Öffentlichkeit«, erklärte die resolute Frau. »Denn noch immer ist es eher die Ausnahme, dass Christenmenschen hier pilgern dürfen. Aber wenn wir uns respektvoll und freundlich verhalten und die herrschende Religion nicht beleidigen, können wir uns durchaus frei bewegen.«

»So sollte man es wohl auch gegenüber jeder Religion halten«, sagte Uthman.

Bianca stimmte zu. Als Uthman von den Kindern berichtete, war sie sofort damit einverstanden.

»Das ist ein ideales Pilgerziel!«, erklärte sie. »Wie von Gott selbst geschaffen! Eine Prüfung, der ich mich gern unterziehe. Und meine Begleiterinnen werden das nicht anders sehen.«

»Wir ziehen nach Jaffa«, verkündete Alexandre. »Dort besorgen wir Schiffe.«

»Und wo sind die Kinder?«

Henri erklärte es ihr.

Uthman fügte hinzu: »Sie werden von Beduinen beschützt. Wenn eure Begleiterinnen den Schutz der Kinder übernehmen würden, könnten die Beduinen nach Hause reiten.«

»Das werden wir! Das werden wir!«

Der muntere, dickliche Alexandre, der glaubte, der muslimischen Welt etwas schuldig zu sein, hängte sich bei

Bianca de Brie ein. »Kommt mit nach Jaffa. Danach könnt Ihr Euch zusammen mit diesen drei wackeren Helden der Kinder annehmen.«

Henri und die Gefährten bemerkten, dass die beiden Menschen Gefallen aneinander gefunden hatten. Bianca sagte:

»Wenn ich Euch begleiten darf, dann reiten wir sogleich!«

»Müsst Ihr nicht Euren Gefährtinnen in Kilt eine Mitteilung zukommen lassen?«

»Das tue ich. Ich sende einen Boten, den wir in der Altstadt sicher finden werden.«

Alle waren einverstanden. Man fand einen Boten vor dem Jaffator, dicht neben der Zitadelle der Kreuzfahrer mit ihren hohen Mauern und den beiden in Richtung der Stadt weisenden Türmen. Der Junge bekam die Botschaft auf einem Zettel, erhielt einen Handlohn und verschwand.

Dann ritten die vier Männer und ihre weibliche Begleitung durch das Tor hinaus, warfen noch einen Blick zurück auf den Platz, von dem aus Jesus die fünfhundert Schritte mit dem Kreuz nach Golgatha gegangen war, und verließen Jerusalem.

Jahresanfang 1317, der Ruf der Wüste

Laila war wie besessen von ihrem Traum. Sie glaubte, dass der unselige Kinderkreuzzug durch ihren Einsatz doch noch zu einem guten Ende kommen konnte.

Wie viele Kinder waren gestorben? Dreihundert? Vierhundert? Am Ende waren in der Höhle nicht mehr als zweihundert am Leben geblieben.

Laila war sehr traurig. Ihr Jamal hatte die Reise durch das Land nach der Ankunft der Kinder in Byblos überhaupt erst möglich gemacht. Laila wollte dafür Buße tun.

In der Falschheit dieses Kreuzzuges, in den fehlgeleiteten Gedanken derjenigen, die dazu aufgerufen hatten, derjenigen, die diesen geholfen hatten, und all derjenigen, die ihnen gefolgt waren, sah sie eine Botschaft. Sie lautete: Nur ein Kind kann all dieses Leid und diese Sünde wieder gutmachen.

Laila sah sich als dieses Kind. Sie würde aufbrechen und durch das Land ziehen. Und sie würde einen neuen Islam predigen. Einen reinen Islam, dem alle dienen würden. Darin war kein Platz für Fanatismus. Kein Platz für Sklaventum. Kein Platz für Intoleranz. Der Islam, den sich Laila vorstellte, die an diesem Tag fünfzehn Jahre alt wurde, war der Islam der Lieblingsfrau des Propheten Muhammad, der Islam Aischas.

Laila wusste nicht viel über diese Frau, die den Propheten in dem gleichen Alter geheiratet hatte, in dem sie selber jetzt war. Aischa hatte die Hadithe gesammelt, die Texte über die Gewohnheiten und Verhaltensweisen des Propheten. Und sie hatte getreulich die Traumgesichte und Eingebungen

Muhammads aufgeschrieben. So war schließlich der Koran entstanden.

Laila ging in die Koranschule von Jericho. Sie las die Hadithe, sie las den Koran. Und in ihr bildete sich immer stärker der Wille zu einer Mission. In ihrem Inneren begann etwas zu leuchten.

Plötzlich wusste sie, dass sie Aischas Werk fortsetzen musste. Sie trat, siebenhundert Jahre später, in die Fußstapfen der jungen, mutigen Frau, deren Lehre die Kalifen immer mehr verfälscht hatten. Aischa hatte den Islam bis an den Rand der bewohnbaren Welt getragen und in den Herzen verankert.

An diesem Morgen brach Laila von Jericho aus auf und verließ ihre Familie und ihre Freunde. Sie dachte an die drei Männer, die sie in den letzten Wochen kennen gelernt hatte, besonders an Uthman. Sie grüßte ihn in Gedanken.

Im gleichen Moment, als die Freunde El-Kuds in Richtung Jaffa verließen, ritt Laila von Jericho aus nach Osten. Vor ihr lag die Unendlichkeit der syrischen Wüste und des Badlet esh Sham.

Auf dem halben Weg nach Jaffa erzählte Bianca de Brie den Gefährten von ihrer Pilgerreise. Sie war nach ihrer Abreise aus Marseille über Venedig, wo sie eine Geldspende des Dogen erhielt, auf einer Galeere ins Heilige Land gefahren. In Beirut hatte sie ihre Gefährtinnen wieder getroffen. Einige zogen sofort nach Jerusalem, andere blieben in den Bergen in abgelegenen Klöstern und Eremitagen. Bianca zog nach Jaffa und von dort auf den Wegen, die sie jetzt in entgegengesetzter Richtung ritten, in die Heilige Stadt.

»Ich kam von Beirut aus an Tyrus vorbei«, erzählte Bianca während des Rittes über das Gebirge von Ramla.

»Eine große Stadt, die aber halb zerstört ist und ausschließlich von Sarazenen bewohnt...«

»Wie Paris von Nichtsarazenen«, warf Uthman ein.

»Jaffa wirkte ausgestorben. Wir mussten für eine Weile in den Höhlen der Umgebung übernachten, die voller Unrat waren, dort hatten schon Generationen von Pilgern genächtigt. Bei unserer Ankunft wurde auf dem Turm in Jaffa eine rote Fahne gehisst, ein Signal, das nach Ramla und Jerusalem weitergegeben wird, um den Kustos vom Zionskloster zu informieren, einen Franziskaner, der die nötigen Geleitbriefe besorgt. Es bestehen neuerdings offenbar gültige Verträge, aber die Beziehungen zwischen den minderen Brüdern, die sich um die Aufnahme der Pilger kümmern, und den örtlichen Verantwortlichen sind nicht ungetrübt.«

»Es ist schon ein kleines Wunder, dass die Sarazenen nach der Erfahrung der Kreuzzüge überhaupt Christen ins Land lassen«, sagte Henri.

»Als die Formalitäten geregelt waren, wurde ein Franziskaner nach Ramla geschickt, um uns Neuankömmlinge im Heiligen Land zu empfangen und uns über die zu erwartenden Schwierigkeiten aufzuklären. Wir wurden darüber belehrt, wie wir uns zu verhalten hätten und dass wir Geduld mit den Sarazenen und den anderen Heiden haben müssten und dass jeder die Beichte ablegen sollte, um schneller Ablass zu bekommen.«

»Der gleiche Geist wie bei den Kreuzfahrern!«, sagte Uthman.

»Das stimmt«, gab Bianca zu. »Mir war das alles nicht ganz geheuer. Ich fühlte mich wie ein zwölfjähriges Mädchen behandelt, das nicht weiß, was es will, und das von geistlichen Herren geführt werden muss. Und ich war doch immerhin aus freien Stücken übers Meer auf diese Pilgerschaft gegangen.«

»Die Priester und Mönche sind für unser Seelenheil zuständig – glauben sie zumindest«, warf Henri ein. »Sie behandeln uns deswegen auch wie Kinder.«

Bianca, die Mühe hatte, ihr Pferd, das vor einer Schlange bockte, zu kontrollieren, erwiderte:.. »Das stimmt. Und das Seltsamste kam noch. Der von den Päpsten verhängte Bannfluch musste an jedem einzelnen Pilger aufgelöst werden. Denn sie hatten ja diese heilige Reise verboten, um zu verhindern, dass die einheimischen Potentaten an den Pilgern verdienen. Der Prior des Zionsklosters ist jedoch ein kluger Mann, er hob die Drohung der Exkommunikation mit einem segnenden Kreuzschlag einfach auf.«

»Dass es hier ein neues Franziskanerkloster gibt, erfuhr ich erst durch Euch, Bianca«, sagte Uthman.

»Sie benötigten dafür eine besondere Genehmigung«, erklärte Bianca. »Einer Adligen aus Florenz, Sophia d'Archangelis, ist diese fromme Stiftung zu verdanken. Sie hatte von einem früheren Papst die Genehmigung erhalten, nach Syrien das nötige Baumaterial transportieren zu lassen, unter der Bedingung, jeglichen Missbrauch auszuschließen.«

»Solche Genehmigungen stellen Päpste aus?« Alexandre war höchst interessiert. »Mit den hiesigen Verantwortlichen kann man sich immer einigen, aber die Kirche zu Hause – pah!«

»Diese Genehmigung wird nur nach langer Bettelei erteilt. Und nach vielen Spenden an die Kirche«, sagte Bianca. »Baumaterial und Metall benötigen die Sarazenen am dringendsten.«

Joshua sagte: »Wir müssen damit aufhören, das Heilige Land als von Fremden bewohnt anzusehen. Und uns Juden fällt dies am schwersten, denn es ist unser Gelobtes Land. Aber es ist nun einmal so gekommen, dass die Araber über das Land und Jerusalem herrschen. Daran sind auch Christen schuld, die sich

immer nur als Herren aufgespielt haben und sich nie um Verständigung und Ausgleich bemüht haben.«

»Jedenfalls endete der Empfang in Ramla mit der Feier einer Messe und der Kommunion«, erzählte Bianca weiter. In der Ferne kam jetzt das Meer in Sicht und einige Türme der Stadt Jaffa. »Dann zogen wir nach Jerusalem, begleitet von Franziskanerbrüdern und einer Eskorte Mameluken, die der Statthalter von Jerusalem zur Verfügung stellte. Unterwegs wurden wir von Banditen bedroht, vor allem auf dem Abschnitt zwischen Ramla und Jerusalem – den wir gerade ungehindert passiert haben. Dass man uns nicht belästigt, mag an eurer stattlichen Erscheinung liegen, ihr Herren! Kennt ihr die St. Georgskirche von Lydda? Sie liegt hinter Ramla – sehr erhaben, wenn auch zum Teil beschädigt, aber eins der schönsten christlichen Bauwerke, das ich je gesehen habe.«

»Wir sind nie als Reisende im Heiligen Land gewesen«, erklärte Henri. »Wir kämpften. Unsere Blicke konnten die Schönheiten deshalb nicht angemessen würdigen.«

»Das verstehe ich«, lenkte Bianca ein.

Joshua wollte wissen, wie es den Pilgerinnen weiter ergangen war.

»Auf dem Weg nach Jerusalem sahen wir aus einer halben Meile Entfernung zum ersten Mal die ersehnte Stadt. Mein Gott! Wie schön! Von diesem Augenblick an erfüllten uns freudige Erregung und himmlischer Trost, sodass alle Leiden, die wir zu Wasser und zu Land erdulden mussten, und alle Sorgen vergessen waren. Wir stiegen sofort ab und küssten ehrfürchtig den Boden. Wie misshütet und erschöpft wir uns auch fühlten, schien es uns dennoch, als würden wir nicht gehen, sondern fliegen.«

»Trefflich gesprochen, Bianca de Brie«, meinte Joshua.

»Ähnlich empfinden auch wir, wenn wir die Stadt sehen.«

»Ihr kennt sie gewiss besser als ich ungebildete Frau«, sagte Bianca kokett.

»Da habt Ihr Recht«, sagte Uthman. »Ich meine – nein. Wir haben sie vielleicht öfter gesehen. Aber Ihr scheint doch in der Lage zu sein, aus einem einmaligen Erlebnis größere Gefühle zu ziehen, als wir es vermögen.«

»Charmant«, sagte Bianca. »Ihr seid Sarazene?«

»Von Geburt an«, erwiderte Uthman.

»Ich werde meine Vorurteile über die – verzeiht – Kameltreiber revidieren müssen«, bekannte Bianca. »Vorurteile, die übrigens jeder in meinem Heimatland teilt.«

»Die Juden nicht«, erklärte Joshua. »Wir haben jahrhundertlang mit den Sarazenen zusammengelebt. Und ich kann sagen – ihre Spieße von der Schulter des Frühlingslammes sind kosher.«

Alle mussten lachen.

Den Rest der Strecke legten sie schweigend und vorsichtig zurück, denn der Weg wurde vorübergehend beschwerlich. Die Pferde mussten durch weichen Sand zwischen Felsbrocken hindurch, und Dornenhecken versperrten manchmal den Weg.

Kurz vor Jaffa sahen sie am Wegrand zwei menschliche Skelette. Nur die roten Turbane und Reste von Umhängen schienen der Zeit noch etwas trotzen zu wollen. Von den Menschen, die hier gestorben waren, blieben nur noch ausgebleichte Knochen zurück.

Auf ihrem Ritt nach Osten vernahm das ganze Land Lailas Losungen. Ein strahlender, alle überzeugender Islam sollte geboren werden, der überall mit reinem Gewissen und guten Taten voranschritt.

Überall, wohin Laila auch kam, schlossen sich ihr Männer an. Die Schar ihrer Begleiter wuchs. Es waren auch Krieger

darunter. Aber die Mehrzahl bildeten junge Muslime, die damit unzufrieden waren, wie nach ihrer Religion gelebt wurde.

Besonders in der Wüste hatte Laila großen Zulauf. In der Hauptstadt der Beduinenvölker schenkte ihr der junge König Jazdgard, der die Araber vor Jahresfrist noch bekämpft hatte, seine Leibgarde. In Amman bildeten Kämpfer, die noch immer Beduinengötter verehrten, eine Truppe, die ihr unter Führung eines eigenen Kommandeurs folgte. Aus dem Rinnsal der Predigten wurde ein Strom. Auch Muslime der Umajjaden in Damaskus, wo ein blutjunger Herrscher regierte, schwenkten zu ihr über, ritten nach Süden und trafen mit Laila in der syrischen Wüste zusammen.

Wild wehten daraufhin die Fahnen und Banner der Erneuerung gegen die gedankenlosen, ja gottlosen Praktiken muslimischer Führer und ihrer Gefolgsleute.

Was Laila nicht wusste, war, dass die arabischen Herrscher in den großen Städten der Niederungen hinter Al Anbar und An Najaf sich mit tausend Kriegern aus dem Königreich Mesopotamien näherten. Sie hatten vernommen, dass dieses kleine, rothaarige Mädchen, das mit Christen gemeinsame Sache gemacht hatte, einen Aufruhr plante.

Aber Laila war keine Kriegerin. Sie wollte nur das Andenken an Muhammad und Aischa rein halten. Sie las jeden Tag im Koran und meinte ihn und ihren eigenen Auftrag immer besser zu verstehen.

Im mesopotamischen Karbala sah Laila Hasan, der ein Freund Jamals gewesen war. Als der Statthalter sie in seinem Palast empfing, hatte Hasan gerade seine Schar rekrutiert, angeblich, um in der Krisenprovinz Oberägypten für Ruhe zu sorgen. In Wahrheit wollte er nach Jericho. In seinen Augen hatte Laila ihren Verlobten Jamal auf dem Gewissen. Jamal, der lediglich versucht hatte, christliche Sklaven in die Oasen

der Wüste einzuführen, war von seiner Verlobten an Christen verraten worden.

Laila konnte ihn nicht von ihrer Unschuld überzeugen. Aber da sie nicht mehr in Jericho war und er ihren Versuch zur Erneuerung des Glaubens als Buße ansah, gab er seinen Plan auf und entließ seine Männer.

In Karbala lernte Laila die prächtige Seite des Islams kennen, die sie bisher nicht kannte. Jamal hatte sie ihr nie gezeigt. Sie bat Hasan, ihr die Stadt zu zeigen.

Am Marktplatz der Welt, wie der Kalif seine glänzende Stadt am Bahr al Muh nannte, hatte er unvergleichbare Paläste und Gärten errichtet und Moscheen erbaut, Kunstwerke aus Stein, Marmor und Gold. Der Anblick hatte Laila begeistert und zugleich abgestoßen. Konnte hier, in diesem künstlich angelegten Garten, der von allen Köstlichkeiten des Lebens überquoll, Gottes Wort noch gehört werden?

Hasan musste ihren Zweifeln beipflichten. Auch er hatte schon Zweifel gehegt.

Der Kalif tat alles, um sie vom Gegenteil zu überzeugen. Er hatte für Laila eine Jagd veranstaltet, war mit den schönsten Pferden und Jagdgeparden auf Löwenjagd, mit abgerichteten Hunden auf Hirschjagd gegangen. Sie fuhren in nächtlicher Beleuchtung in phantasievoll geschmückten Booten zur Musik von Zimbeln und Flöten auf dem Fluss Barada. Am Ende des Tages veranstaltete er mit seinen Heeresbefehlshabern und Regierungsmitgliedern eine strenge Prozession durch die Straßen zu Ehren Muhammads und Alis, der in Karbala als wahrer Kalif verehrt wurde, und auch zu Ehren der kleinen Laila.

Aber als Laila mit ihrem treuen Gefolge weiterzog, beschlich sie das Gefühl, eine Tür fiel hinter ihr zu. Sie ahnte, die Herrscher wollten sie loswerden.

In Jaffa empfingen sie kalter Wind und Regen. Der Winter hatte nun endgültig Einzug gehalten.

Am Hafen sahen sie die Zerstörungen, von denen auch Bianca berichtet hatte. Große Steinschleudern hatten die Mauern gesprengt, und man ging nur langsam daran, sie wieder aufzubauen. Die Mole war defekt. Aber es lagen große Schiffe vor Anker. Darunter auch Galeeren aus Venedig und Genua. Und eine Flotte von byzantinischen Karacken, kompakte und doch schnelle Segler.

Im Hafen gab es noch mehr undurchsichtige Existenzen als in Marseille und Aigues-Mortes. Alte Menschen in Lumpen, ohne Gliedmaßen, ohne Augen – sie bettelten. Die Kreuzkriege hatten auch hier ihre Spuren hinterlassen, hatten Menschen aus der Bahn geworfen.

Die Gefährten hatten unterwegs beschlossen, für die Kinder ausreichend große Schiffe zu suchen. Alexandre war nicht enttäuscht, dass sie sein Schiff nicht benutzen wollten.

Sie fragten sich nach abendländischen Schiffseignern durch. Alexandre zeigte viel Tatkraft. Er fand einen Kapitän, der ihn mit dem Besitzer seines Schiffes bekannt machte. Es war eine Karacke aus der byzantinischen Flotte. Der Eigner namens Bartholomäus hörte sich ruhig an, was sie für Wünsche vortrugen, und sagte: »Wir segeln bald nach Marseille ab. Wenn ihr zweihundert Kinder transportieren wollt, gibt es in diesen Tagen nur die Möglichkeit, mit uns zu segeln. Die anderen Schiffe sind voll, oder sie fahren an die nordafrikanische Küste. Wir steuern Zypern an, wo geistliche Ritter zusteigen, und von dort aus begeben wir uns nach Frankreich und weiter nach Iberien. Über den Preis werden wir uns einig.«

Die Freunde schlugen in den Handel ein. Jetzt galt es, auf schnellstem Weg die Kinder in den Hafen von Jaffa zu holen. Sie berieten, wie das zu geschehen hatte.

Bianca schlug vor: »Ich reite zurück und alarmiere meine Pilgerinnen. Gemeinsam eskortieren wir die Kinder.«

»Ich begleite Euch«, sagte Alexandre. »Ich fühle mich wohl an Eurer Seite, verehrte Dame!«

»Charmant!«, sagte Bianca.

Henri wiegte den Kopf. »Ihr selbst habt doch gesagt, wie gefährlich der Weg zwischen Ramala und Jericho ist. Wir können Euch nicht allein ziehen lassen.«

»Ach was«, beschwichtigte Bianca. »Ich weiß mich zu wehren. Wäre ich sonst bis hierher gekommen?«

»Ihr habt einfach Glück gehabt«, sagte Uthman.

»Glück? Ich kann Euch von einigen Vorkommnissen berichten, die mit Glück nichts zu tun hatten«, sagte Bianca. »Davon habe ich bisher geschwiegen. Aber glaubt mir, einfach war die Pilgerfahrt für uns bisher nicht.«

»Es bleibt dabei«, sagte Henri. »Wir gehen gemeinsam zurück und holen die Kinder. Und wir werden auch noch die Beduinen als Begleitung behalten. Ich will kein Risiko mehr eingehen.«

»Joshua kann in Jaffa bleiben und alles Weitere regeln«, meinte Uthman.

»Das werde ich tun«, erwiderte Joshua. »Als Kämpfer bin ich ohnehin nur halb so viel wert wie ihr.«

Henri wandte sich an Alexandre: »Und wir können auf Eurem Schiff nach Konstantinopel fahren?«

»Sicher! Ich wäre hochofregt!«

»Das wäre doch eine Passage!«, rief Joshua begeistert.

»Wir setzen die Kinder in die Karacken und fahren mit Alexandres Schiff an den Bosporus.«

»Du willst dich an rechtgläubigen Bauchtänzerinnen erfreuen, mein Joshua?«, meinte Uthman.

»Auch das. Aber von Konstantinopel aus könnten wir ins Reich der Rus und Khasaren reisen, dort soll es sogar Juden möglich sein, alle Rechte in Anspruch zu nehmen. Man sagt, dort befinde sich das wirkliche irdische Paradies. Viele meiner Glaubensbrüder sind bereits dorthin ausgewandert.«

»Rus und Khasaren?«, zweifelte Uthman. »Von solchen Völkern habe ich noch nie etwas gehört.«

»Und doch gibt es sie. Notfalls breche ich von Konstantinopel aus auch allein dorthin auf. Ihr könnt dann in das zerrissene Frankreich zurückkehren.«

»Hm?«, knurrte Uthman, noch nicht überzeugt.

»Das können wir in Konstantinopel entscheiden«, sagte Henri. »Für den Moment scheint es mir am wichtigsten, dass wir die Kinder heil nach Jaffa bringen und endlich aus dem Heiligen Land herausschaffen. Es darf dabei nichts schief gehen.«

»Das müssen wir in der Tat noch erledigen, damit wir uns später nichts vorzuwerfen haben«, sagte Joshua. »Auf dem Schiff nach Konstantinopel werden wir dann wieder Herr unserer eigenen Entscheidungen sein.«

»Also, soll ich die Passage buchen?«, sagte Alexandre.

Die Freunde blickten sich an. Uthman sagte: »In Konstantinopel war ich noch nie. Was für Verhältnisse herrschen dort?«

»Schwierige«, meinte der Schiffseigner.

»Wo ist es heutzutage nicht schwierig?«, gab Joshua zu bedenken.

»Du verwaltest unsere Barschaft, Joshua«, sagte Henri.

»Bezahle alles. Unsere Reise nach Konstantinopel und die Rückreise der Kinder nach Frankreich.«

Sie blieben noch eine Nacht in Jaffa. Bianca und Alexandre mieteten sich in der Stadt ein großes gemeinsames Zimmer. Die Freunde stiegen am Hafen ab. Am nächsten Morgen brachen alle zusammen auf. Joshua winkte ihnen nach und versuchte, böse Vorahnungen, die in ihm aufkeimten, zu unterdrücken.

Es ist die letzte Etappe, dachte er. Es muss gut gehen!

Laila zog unermüdlich weiter. Mit jedem Schritt wuchs die Anziehungskraft der Ferne. Jericho lag nur noch als blasse Erinnerung hinter ihr im Westen.

Sie zog auf der Seidenstraße wieder nach Süden, quer durch die mesopotamische Tiefebene. Die Schönheit des Wasit bedeutete ihr nichts, ebenso wenig die Verlockungen der uralten Städte in der Landschaft Maysan. Die Täler des Heiligen Landes lockten sie, in denen vor siebenhundert Jahren Aischa ihren Weg genommen hatte und gegen Ali einen letzten Kampf, den Kamelkrieg, geführt hatte. Vielleicht gelang es ihr schon dort, die Menschen aufzurütteln. Menschen, die von der muslimischen Herrschaft hinsichtlich ihres Umgangs mit dem Glauben enttäuscht waren.

Laila hatte sich einst gewünscht, in ihrer Heimatstadt Jericho, ihrem Paradies, ihr Leben führen zu können – bis in alle Ewigkeit. Aber jetzt wusste sie, dass nicht Jericho, die Perle, sie entzückte, sondern die unbekannte Ferne. Vielleicht auch der Tod.

Der Tod hatte für sie seinen Schrecken verloren. Seit sie gesehen hatte, wie er Jamal ereilte, war er ihr ein Vertrauter geworden.

Als sie und ihre Jünger, zu denen jetzt auch junge Frauen gehörten, die Hügel der Wüstenränder verließen und in das Wadi um Al Amarah einschwenkten, die grüne Niederung des

Sees Hawr al Hammar in Sicht kam und dahinter das weiße, aufschäumende Persische Meer, fühlte sich Laila doch als Kriegerin. Sie sah das Licht an den kurzen Abenden verlöschen und sog tief den vertrauten Geruch ein, der aus ihrer Jugend herüberzuwehen schien und sie an Jericho erinnerte. Sie dachte aber auch an den letzten Tag, als sie mit Jamal in Byblos war, wo alles begann und sie die Priester-Derwische in ihrem Palast verärgert hatte.

An diesem Tag hatte sie sich voll und ganz in Jamal verliebt und sich gewünscht, jenen geheimnisvollen Tanz mit ihm zu tanzen, der der Liebe vorausgeht und ihr folgt. Es war so lange her! Und doch spürte sie alles ganz deutlich.

Ja, dachte sie, das ist das Leben, eine geliebene Zeit, die sich verhält, wie sie will.

Und nicht, wie wir wollen.

Laila hörte den Ruf eines Muslims. Er kam neben sie geritten und zeigte voraus. Laila, aus ihren Gedanken gerissen, sah in die gewiesene Richtung und erblickte die Türme einer Stadt. Alles schien zu schweben oder auf einem geknüpften Teppich zu fliegen, unter dem die Luft kochte. Es war wie eine Fata Morgana. Und doch lauerten dort mannigfache wirkliche Gefahren.

»Was tun wir? Umgehen wir diese Stadt? Dort sitzen in den Garnisonen viele Kämpfer der Araber. Sie könnten sich uns anschließen. Sie können uns aber auch überfallen. Wir wissen nichts über die politische Lage innerhalb dieser Mauern.«

Auf der Landkarte, die Laila im Kopf hatte, lagen hinter dieser Stadt nur noch unbedeutende Oasen, die von Kameltreibern bewohnt waren. Dann kam das Meer. Und dann weiter im Süden die von Kaufleuten, Dieben und Reisenden überquellende Hafenstadt Al Basrah. Wo sollten sie also Proviant und Wasser aufnehmen?

Laila winkte einen Vertrauten heran und besprach es mit ihm.

»Willst du einen neuen Islam errichten oder in der Wüste an Lagerfeuern sitzen?«, fragte der junge Soldat, der ein Beduine war.

»Beides«, antwortete Laila, die sich an die Lagerfeuer bei den Beduinen erinnerte.

Es schien klüger, die Stadt zu meiden. In einer kleinen Oase musste man Fleisch kaufen und Wasser in die Ziegenlederschläuche füllen. Dann konnte man jede Stadt umgehen, sodass man von Westen nach Al Kuwayt vorstieß und nicht von Norden her.

Ihr Begleiter sagte: »So kommen wir von der Wüstenseite des Jal al Liyah herunter und haben die Abendsonne im Rücken. Dann reiten wir nach Süden. Falls man uns mit feindseligen Absichten erwartet, werden wir unsere Feinde täuschen.«

»Vielleicht kennt uns hier im Osten niemand und erwartet uns auch nicht«, sagte Laila. »Auf die Dauer können wir ohnehin nicht umgehen, was sich uns feindlich entgegenstellt.«

»Vielleicht müssen wir auch einige Menschen töten, die an ihrem alten Glauben festhalten wollen und keine Einmischung dulden. Schon gar nicht die einer jungen Frau, die aus keiner großen Familie stammt.«

»Oder sie töten uns. Denn wenn ich in ihren Augen das Falsche verkünde, werden es zu viele sein, die uns nachstellen«, sagte Laila leise.

»Gibst du schon auf, Mädchen?«

»Ich will jedenfalls noch nicht sterben. Auch wenn der Tod keine Schrecken für mich hat. Ich habe einfach noch viel vor.«

»Sterben müssen wir alle zur vorgesehenen Zeit«, erwiderte der Soldat und gab seinem Kamel die Hacken.

Laila ließ Späher vorausreiten, um den Weg zu erkunden. Sie ließen die Stadt Al Basrah im Osten liegen. Am Abend kam eine Oase in Sicht. Wieder ritten Kundschafter voraus. Sie kamen zurück mit der Nachricht, der Ort sei verlassen. Aber

einige Anzeichen deuteten darauf hin, dass die Bewohner erst vor kurzer Zeit davongezogen waren. Vielleicht auf der Flucht vor den Ankömmlingen aus Arabien? Dann war ihr Kommen bekannt und nicht gewollt. Laila begann an ihrer Mission zu zweifeln.

Der junge Soldat schien diese Nachricht überhaupt nicht zu mögen. Er ließ halten und noch einmal ausschwärmen. Nach einer geraumen Weile kam die Vorhut mit drei Gefangenen zurück. Es waren Kohlebrenner aus einem Dorf an der Grenze von Wüste und Waldniederungen. Sie berichteten, dass Bewaffnete aus Al Basrah in der Nähe waren, die vor Lailas Ankunft warnten.

»Man will auf keinen Fall, dass hier ein Aufruhr entsteht. Du wirst nicht predigen können.«

Laila fühlte sich in ihrer Unruhe bestätigt. »Was nun?«

»Sie wollen uns nur täuschen«, überlegte der Soldat. »Sie können nicht wissen, dass wir heute kommen. Für alle Fälle hat der hiesige Herrscher aber alle Oasenbewohner alarmiert. Ich bin sicher, wir werden das beim Weitermarsch in der ganzen Gegend erleben. Wenn wir uns davor fürchten, kehren wir nach Westen zurück – und es bleibt alles beim Alten.«

Laila ließ Späher auf schnellen Rennkamelen vorausreiten, sie sollten erkunden, ob seine Einschätzung zutraf. Als sie am nächsten Morgen zurückkehrten, bestätigten sie die Lagebeurteilung des jungen Soldaten. Die ganze Region war gewarnt. Niemand wusste, was die neue Prophetin verkünden wollte, geschweige denn den genauen Tag ihrer Ankunft, man war aber gezwungen worden, ständige Wachtposten aufzustellen und jede Predigt der Obrigkeit zu melden.

Lailas Trupp lagerte außerhalb einer Oase, versorgte sich aber an deren Wasserstelle. Als die Proviantssäcke und Schläuche gefüllt waren, ging es weiter.

Laila fasste neuen Mut. Sie beorderte die Standartenträger an die Spitze des Zuges und ließ die Fanfaren blasen, an deren Klang sich alle aufrichteten. Bald kam das Meer bei Al Kuwayt in Sicht. Der Wind fächelte auf wunderbare Weise erfrischende salzige Luft herüber. Dann tauchten die Türme der Stadt auf. Und dahinter waren dichte Vogelschwärme von Reiher und Kranichen auszumachen, die den Ankömmlingen anzeigten, dass sie ihrem Ziel sehr nahe waren. Sie hatten die Sümpfe erreicht, von denen aus einst Aischa das alte Mesopotamien erobert hatte.

Laila wuchs in ihrer eigenen Vorstellung mehr und mehr in die Rolle Aischas hinein, ja, sie glaubte bisweilen selbst, die neue Aischa zu sein. Dann wieder stellte sie alles in Frage. Sie war unsicher.

Ihr kleines Heer saß ab und grub sich ein. Für die Kriegerinnen unter ihnen wurden gelbe Zelte aufgebaut, die sich vom sandigen Uferuntergrund kaum abhoben. Man vermied offene Feuer, aß rohen weißen Thunfisch, der sorgfältig filetiert wurde, und trank klares Wasser. Als sich der Abend herabsenkte, lag über dem Lager eine fast mit Händen zu greifende Anspannung.

Was würden die nächsten Tage bringen? War Allah auf der Seite Lailas? Wie weit war der Hass gegen die junge neue Prophetin schon gediehen, die verkündete, alles müsse anders werden, der Islam reiner und glaubwürdiger und die Hadithe Aischas müssten von den Verfälschungen gesäubert werden? Waren genug Menschen da, die ihr folgen würden? Oder würde man sie als unliebsame Aufrührerin bekämpfen?

Die Alternative stand allen deutlich vor Augen. Sie war einfach: Leben oder Tod.

Während Joshua ben Shimon am Hafen von Jaffa verhandelte, die infrage kommenden Schiffe inspizierte, dem Aufladen der Ware und dem allmählichen Auftakeln der Karacken zusah, während er alles bezahlte und noch genug übrig behielt, um ein langes Abenteuer im Reich der Rus oder Khasaren oder auch anderswo zu bestehen – da erreichte die kleine Karawane die Höhle mit den Kindern.

Und sie erschrakten.

Am Höhleneingang brannten Feuer. Vor der Höhle strichen Geparden und Löwen herum, brüllten in den Nachthimmel und scharzten angriffslustig im Sand. Manche Tiere befanden sich bei einem schaurigen Mal. Von den Beduinen war weit und breit nichts zu sehen.

Die Ankommenden verscheuchten die Raubtiere. Dann riefen sie nach den Kindern. Keine Antwort. Ein schlimmer Verdacht kam ihnen. Sollten die Beduinen ihr Wort gebrochen und die Kinder in eine neue Sklaverei entführt haben?

Auch Bianca de Brie, inmitten ihrer hundert Pilgerinnen, rief ein paarmal in die Nacht hinein, vielleicht waren die Kinder zu ängstlich, wenn sie Männerstimmen hörten, vielleicht reagierten sie auf eine Frauenstimme?

Wer hatte die Feuer angezündet?

Die Gefährten berieten, was zu tun war. Bianca de Brie beruhigte ihre Pilgerinnen, die sie nach kurzer Ansprache im Kloster des Wadi Kilt dazu überredet hatte, mit ihnen zu ziehen. Sie setzten sich im Kreis vor die Höhle und zündeten noch einige neue Feuer an. Sie aßen getrockneten Fisch aus Jaffa, weiße Trauben, hartes Fladenbrot und tranken ihr Wasser aus Schläuchen.

Was war zu tun?

Plötzlich hörten sie eine Stimme. Sie kam aus der Höhle. Aber aus ihren hintersten Regionen. Die Stimme kam den drei Freunden bekannt vor, sie fragte:

»Wer seid ihr da draußen?«

»Jolanthe! Es ist Jolanthe!«, rief Henri. »Sie lebt!«

Henri sprang auf und trat nahe an die Höhle heran, in deren Eingang die Feuer noch immer hoch aufloderten.

»Wir sind hier, Jolanthe! Henri de Roslin, Uthman ibn Umar! Und viele Frauen, die euch helfen wollen!«

Drinnen brandete ein Geräusch auf, als käme ein Sturm auf. Es war ein Jubelsturm aus hundert Kehlen. Uthman begann, Sand in die Feuer zu werfen, und sie verlöschten langsam. Als nur noch Rauch emporquoll, betraten sie die Höhle.

Sie sahen, dass sich die Kinder bis an den hintersten Rand zurückgezogen hatten. Auf halbem Weg, dort, wo die Höhle am schmalsten war, hatten sie aus Steinen eine Mauer errichtet. Dahinter warteten sie auf neue Feinde.

»Alles ist vorbei!«, sagte Henri. »Es ist endgültig vorbei.«

Jolanthe umarmte ihn und auch Uthman. Sie weinte. Dann sagte sie: »Wir haben uns tagelang von den Vorräten ernährt, die uns die Händler aus Jericho brachten. Aber als die Raubtiere kamen, haben die Händler alles draußen stehen und liegen lassen, und wir kamen nicht mehr an Wasser und Nahrung heran. Die Tiere haben alles gefressen. Und auch ein Händler fiel ihnen zum Opfer.«

»Wie geht es den anderen Kindern?«, fragte Uthman.

»Sie sind schwach. Bettie ist gestorben. Und auch Marc. Wir haben sie in der Höhle beerdigt. Ich glaube, ich bin fast die Einzige, die noch bei Kräften ist.«

»Wo sind die Beduinen geblieben?«

»Ein Bote rief sie zurück. In ihr Dorf sind Fremde eingefallen. Sie verließen uns über Nacht.«

»Wir machen aus Stöcken und Kleidungsstücken Liegen«, sagte Bianca de Brie. »Wer nicht gehen kann, wird getragen. Ihr müsst nur noch kurze Zeit durchhalten. In der nächsten Oase werden alle verpflegt.«

»Brechen wir sofort auf«, sagte Henri.

»Je eher, desto besser«, pflichtete ihm Uthman bei.

Als alle Trageliegen notdürftig gebaut waren und Uthman mit Hilfe von Alexandre die Mauer in der Höhle eingerissen hatte, kam der erbarmungswürdige Zug der Kinder heraus. Die Freunde und die Pilgerinnen erschranken. Es war ein Bild des Jammers. Die Kinder, die nicht mehr gehen konnten, wurden von den Frauen herausgetragen. Die Pilgerinnen erwiesen sich jetzt als tüchtige Gefährtinnen. Henri dankte Gott, dass er ihnen so wunderbare Frauen geschickt hatte.

Ja, dachte er, wir brauchen keine Kreuzzüglerinnen. Wir brauchen Menschen, die anderen Menschen helfen. Das war auch der Gedanke der ersten geistlichen Orden im Heiligen Land gewesen. Der Hospitaliter. Der Templer.

Auf welch falschen Wegen war es dann abwärts gegangen! Wir können unser aller Schuld, die wir aufgehäuft haben, nur Stein für Stein abtragen, dachte Henri. Im Moment gibt es nichts Wichtigeres, als diese Kinder in den sicheren Hafen zu bringen.

Henri blickte Uthman an, sie nickten sich zu. Auch Alexandre war bereit. Er stand an der Seite von Bianca de Brie, die sich ihren breiten Hut zurechtrückte. Die Pilgerinnen traten zu zweit an die Tragen. Dann setzte sich der Zug langsam in Bewegung.

Laila lag die ganze Nacht schlaflos in ihrem Zelt. In der Vorahnung des kommenden Tages, der eine Entscheidung bringen würde, irgendeine Entscheidung, der wieder eine andere folgen würde, und so ihr ganzes Leben lang, kamen ihr Zweifel an ihrer Bestimmung.

War es wirklich so, dass sie auf den Spuren Aischas den Islam erneuern wollte? War das nicht vermessen? War es nicht

vielmehr so, dass die Enttäuschung über ihr eigenes Schicksal ihr diesen aussichtslosen Kampf einflüsterte?

Würde sie nicht lieber mit Jamal in Byblos oder in Jericho sein und den sinnlichen Tanz tanzen? Oder würde sie nicht lieber an der Seite dieses Uthman ibn Umar sein, um mit ihm wohin auch immer zu reisen?

Laila seufzte bei der Erinnerung auf. Es war ein Fehler, dachte sie, wegzugehen. Ich habe keine Geduld. Und ich bin überheblich. Ich hätte warten müssen, bis er mich so wahrnimmt, wie ich es gewünscht habe. Ich bin noch so jung. Warum habe ich nicht einfach abgewartet?

Ich will leben, dachte sie. Ich will nicht sterben.

Ich will, dass ein Mann wie Uthman ibn Umar mich erkennt und nicht fortschickt.

Aber dann wurde sie ruhiger. Von draußen war kein Geräusch zu hören. Alles war friedlich. War sie nicht eingebettet in Frieden – was immer auch geschehen mochte?

Der Morgen brach an mit seinem blendenden Licht. Ein Morgen von unzählig vielen, die noch folgen würden.

Was auch immer dieser Tag bringen würde, das Gute oder das Böse, Laila wollte es begrüßen. Es ist, wie es ist, dachte sie. Alles geschieht nach Allahs Willen.

Sie war einverstanden.

Was für eine seltsame Welt, dachte Uthman ibn Umar auf dem Weg nach Westen. Hatte die Schöpfung das von Anbeginn so geplant? Warum gab es keine Möglichkeit, die Menschen, an die man gerade dachte, herbeizurufen? War ein geistiges Band nicht ebenso stark wie ein körperliches? Musste man vielleicht nur stark genug denken, noch stärker, als er es sich vorstellen konnte? Laila, dachte Uthman. Laila! Wo bist du? Hörst du mich? Wenn du befürchtest, auf Abwege zu geraten, dann

halte inne. Ich bin hier, Laila. Ich warte auf dich. Ich werde immer auf dich warten, Mädchen. Und bald wirst du in dem Alter sein, in dem Männer dich küssen und verehren. Ist das nicht schöner, als zu predigen? Kehre um! Komm her zu den Menschen! Wir sind hier!

Aber sie reitet ja gerade in die Wüste, um den Menschen dort zu begegnen, dachte Uthman. In die Wüste! Wo es mehr Skorpione als Menschen gibt. Ist das nicht eine komplizierte Welt? Warum denken und handeln Menschen so? Hat Allah das genau so gewollt?

Ach, dachte Uthman, ich weiß es nicht. Ich bin nur ein einfacher sarazenischer Kämpfer. Wie soll ich von solchen Dingen wissen. Von Menschen und ihren Gefühlen und vom Gang der Geschichte. Vielleicht ist alles doch ganz anders.

Historische Nachbemerkung:

Die Geschichte der Kreuzzüge – 200 Jahre Kampf um das Heilige Land

Für die christliche Welt Mitteleuropas war bis zum 11. Jahrhundert die Bedrohung durch den Islam nicht wirklich gegenwärtig. Die Front verlief an den Grenzen des Byzantinischen Reichs und in Spanien. Auf der iberischen Halbinsel war der zu dieser Zeit längst entbrannte Abwehrkampf gegen die seit dreihundert Jahren hier ansässigen Muslime bis dahin lediglich eine Sache der Einzelstaaten. Sie kämpften nicht gemeinsam, sondern trugen auch noch untereinander militärische Konflikte aus. Dabei war es für die Christen durchaus nicht unüblich, sich mit einzelnen muslimischen Herrschern zu verbünden, die wiederum selbst untereinander heftig zerstritten waren.

Das Papsttum unterstützte die so genannte Reconquista: die gesamte europäische Christenheit sollte sich identifizieren mit den Bemühungen um eine Rückeroberung der muslimisch besetzten Gebiete der iberischen Halbinsel. Dazu kam es jedoch nicht. Eine grundlegend religiöse Motivation ging den christlichen Kämpfern ab. Sie führten in erster Linie Kriege um die Eroberung von Territorien, der Glaube des Gegners war dabei ohne große Bedeutung.

Die Vorgeschichte der Kreuzzüge

Schon seit dem 7. Jahrhundert stand auch Byzanz im verzweifelten Abwehrkampf gegen die Araber. Die ersten Wellen der arabisch-islamischen Expansion hatten die von Byzanz beherrschten Gebiete in Nordafrika und Syrien überrollt. Für das Oströmische Reich bedeutete dies einen Substanzverlust, der nicht wieder gutzumachen war. Und als schließlich zu Beginn des 11. Jahrhunderts die Seldschuken eine zunehmend große Rolle spielten, war Byzanz längst auf seine europäischen und kleinasiatischen Besitzungen zusammengeschrumpft. Überdies wurde das Reich auch noch von Europa her bedrängt. Die Normannen hatten – vom Papsttum unterstützt – die letzten byzantinischen Gebiete in Italien erobert und sich dort festgesetzt.

Als nun die Seldschuken nach Anatolien vorstießen und die byzantinische Armee keinen nennenswerten Widerstand zu leisten in der Lage war, begann das lange Sterben des einst so stolzen Byzantinischen Reichs. An dessen Schicksal nahm man in Europa seinerzeit nur noch wenig Anteil: Seit 1054 bestand das bis heute nicht überwundene Schisma zwischen der Katholischen Kirche und der byzantinischen Orthodoxie. Der Anspruch der Päpste, als Patriarchen von Rom den übrigen vier Patriarchaten von Konstantinopel, Jerusalem, Antiochia und Alexandria übergeordnet zu sein, hatte zum endgültigen Bruch geführt.

Die östliche Kirche galt der Katholischen Kirche seither als häretisch, also als ketzerisch, und der Verlauf der Kreuzzüge sollte immer wieder auch vom Gegensatz der beiden Kirchen bestimmt werden. Die Politik der Päpste zielte zwar immer auf eine Vereinigung der beiden Kirchen, allerdings nur zu den Bedingungen Roms. Daher erschien es auch nicht abwegig,

dieses Ziel mit militärischer Gewalt zu erreichen. Schon im Jahr 1074 entstand der Plan eines Zuges in den Osten, nicht nur, um die islamische Invasion zurückzudrängen, sondern auch, um die Kirchen zu vereinigen. Doch zunächst blieb es nur bei der Idee.

Die Zeit für einen Kriegszug gegen den Islam im Nahen Osten schien erst gekommen, als Kaiser Alexios I. Komnenos (Bas. 1081-1118) den Kampf gegen die Seldschuken aufnahm – und überraschend Erfolg hatte. Nach Jahren des Aufbaus seiner arg dezimierten Armee gelang es diesem Kaiser, den Zangengriff zu zerschlagen, mit dem die Petschnegen von Europa aus und die Seldschuken von Anatolien her Konstantinopel bedrohten. Alexios I. sah aber auch, dass er nicht allein mit seinen eigenen Truppen den gewaltigen Kampf aufnehmen konnte, den er ganz offensichtlich plante: die Rückeroberung aller ehemals byzantinischen Gebiete in Kleinasien und vermutlich auch in Syrien.

Seine Diplomatie und seine Feldzüge im Gefolge des Ersten Kreuzzuges zeigen diese Absicht überdeutlich. Um nun seine Armee zu verstärken, wollte der Kaiser auf das bewährte Söldnerpotenzial Europas zurückgreifen. Schon lange kämpften vor allem Nordeuropäer, aber auch Franzosen und andere in den Regimentern der Byzantiner. Sie waren oft nicht leicht zu führen, insbesondere die Normannen verfolgten nicht selten eigene Ziele. Alexios I. ging aber wohl davon aus, diese Probleme in den Griff zu bekommen.

So reisten im Frühjahr 1095 byzantinische Gesandte nach Piacenza, wo Papst Urban II. (PM 1088-1099) ein Konzil abhielt. Hier trugen sie vor den versammelten Bischöfen die Bitte ihres Kaisers vor, Söldner zur Verstärkung seiner Armee zu schicken. Das Forum des Konzils war zweifellos gut gewählt, denn man durfte hoffen, dass die Bischöfe die Bitte in ihren Diözesen verbreiten würden. Dabei wurde auch schon

ein hoch gestecktes Kriegsziel genannt: Jerusalem, das 638 von Kalif Omar I. (Klf. 634-644) erobert worden war. Doch entgegen der Erwartung ging von Piacenza keine Massenbewegung aus. Es sollte noch Monate dauern, bis die Nachricht aus Konstantinopel eine Flamme entzündete, die bald schon einen furchtbaren, 200 Jahre währenden Brand entfachte.

Papst Urban II. müssen die Worte der Gesandten sehr bewegt haben, denn er sah die Christenheit in ihrer Gesamtheit bedroht. Und so nutzte er die folgende Zeit zur diplomatischen Vorbereitung eines gewaltigen Unternehmens. Dass er mit seinem Vorhaben weit über das von Alexios I. anvisierte Ziel hinausschoss, ahnte Urban II. wohl nicht.

Am 27. November 1095 hielt Papst Urban II. auf dem Konzil von Clermont eine flammende Rede. Jeden Mann, ob arm oder reich, niedrig oder hoch, Ritter oder Fürst, rief er auf, sich an einem Feldzug gegen die Seldschuken zu beteiligen. Als Marschziel nannte er Jerusalem, die Heilige Stadt, in der Jesus Christus den Kreuzestod erlitten hatte und am dritten Tag wieder auferstanden war. Nach der Besetzung Kleinasiens durch die Seldschuken konnten die christlichen Pilger nur noch unter großen Schwierigkeiten dorthin gelangen. Nun sollte diese heilige Stadt mit Waffengewalt erneut unter die Herrschaft der Christen gebracht werden.

Als Antwort auf diese Rede trat als Erster Bischof Adhémar von Le Puy vor, um das Kreuz zu nehmen. Die Zuhörer hatten sich spontan rote Stoffkreuze an die Kleidung geheftet. Sie gelobten, die Kreuzfahrt zu unternehmen, und brachen in den Ruf aus: »Gott will es!«, der zum Schlachtruf des Zuges werden sollte. Einen Tag später erklärte Raimund IV. von Saint Gilles, der Graf von Toulouse, der in Spanien Erfahrungen im Kampf gegen die Heiden gesammelt hatte, seine Bereitschaft, an diesem Zug teilzunehmen. Doch bevor

der Kreuzzug der Fürsten und Ritter aufbrach, hatte die Rede des Papstes auch in dem von ihm direkt angesprochenen einfachen Volk die Bereitschaft geweckt, das Heilige Grab zu befreien.

Der »Kreuzzug des Volkes« (1096)

Angefeuert durch die flammenden Predigten des Einsiedlers Peter von Amiens, brachen schon wenige Monate nach der Ansprache des Papstes Tausende aus verschiedenen Teilen Frankreichs und des Heiligen Römischen Reichs zur Befreiung des Heiligen Grabes von den Heiden auf. Die von Graf Emicho von Leiningen geführten Horden zogen gegen die Städte des Rheinlandes, in denen große jüdische Gemeinden ansässig waren. In Trier, Mainz, Köln, Worms und anderen Städten, im Osten des Deutschen Reiches und auch in Regensburg und Prag kam es zu brutalen Pogromen gegen Juden. Den Mordbanden galten die Juden als »Feinde Christi«. Wenn nun schon der Kreuzzug gegen die Ungläubigen im Nahen Osten gehen sollte, wollte man die Heimat nicht verlassen, ohne sich an den Juden gerächt zu haben. Den Massakern wurde von keiner weltlichen oder kirchlichen Macht wirkungsvoll Einhalt geboten. Die Bischöfe hatten weder die Macht noch den Einfluss, sich dem Heer der Besitzlosen entgegenzustellen. Der Schlachtruf »Taufe oder Tod« bot den glaubenstreuen Juden keine Wahl. Zahllose Juden begingen Selbstmord, töteten selbst ihre Familienangehörigen, damit diese nicht von den rasenden Christen geschändet oder zwangsgetauft würden. Die Chroniken der überlebenden Gelehrten sind voll von grauenhaften Berichten über die Ausschreitungen. Doch konnten die Mörder nicht lange triumphieren. Als sie ihren Weg nach Konstantinopel fortsetzen wollten und dazu in das Ungarische Reich eindringen, ließ König Koloman von Ungarn sie zwar in sein Land hinein, doch war er gewarnt und von Anfang an misstrauisch. Als es auch in Ungarn zu barbarischen Gräueltaten und Plünderungen kam, ließ er die Kreuzfahrer kurzerhand töten. Nur wenige entkamen.

Peter von Amiens und Walter Sansavoir waren inzwischen mit ihrem Gefolge aus Armen nach einigen Schwierigkeiten sicher nach Konstantinopel gelangt. Kaiser Alexios I. war entsetzt, als er dem zerlumpten Haufen, der kaum richtig bewaffnet war, gegenüberstand. Mit einem solchen Heer konnte er nichts anfangen. Niemals würden diese »Kreuzfahrer« gegen die Seldschuken bestehen können. Doch der Einsiedler und seine Anhänger waren vom Weitermarsch nicht abzuhalten. Alexios I. ließ sie am 6. August 1096 über den Bosporus setzen. Als sie schließlich den Boden Kleinasien betreten hatten, dauerte es nicht lange, bis der Kreuzzug des Volkes kläglich gescheitert war. Der erbarmungswürdige Haufen unternahm einige Überfälle auf seldschukisches Gebiet, was allerdings dazu führte, dass das gesamte Volksheer am 21. Oktober 1096 bei Xerigordon von den Seldschuken vernichtet wurde. Nur wenige überlebten das furchtbare Gemetzel, darunter Peter von Amiens.

Der Erste Kreuzzug (1096-1099)

Die Truppen der Fürsten und Ritter brachen am 15. August 1096 auf. Der Rest des Jahres verging unter strapaziösen Märschen, sodass die Marschkolonnen um Weihnachten 1096 in Konstantinopel anlangten. Das Eintreffen dieser Kontingente wurde nach den Schwierigkeiten mit dem Volksheer von den Byzantinern nicht ohne Sorge gesehen. Alexios I. versuchte, sich die Gefolgschaft der Heere zu sichern, indem er deren Führer zwang, ihm den Lehnseid zu leisten. So sollten sie verpflichtet werden, alle von ihnen eroberten ehemals byzantinischen Gebiete an den Kaiser abzutreten. Er hatte Söldner erwartet und stand nun souveränen Fürsten gegenüber, die nicht Kleinasien für ihn zurückerobern, sondern tatsächlich nach Jerusalem marschieren wollten. Infolge von Intrigen der Kreuzfahrer und den verzweifelte diplomatischen Bemühungen Alexios I. um die Leistung des Lehnseids durch die Kreuzfahrerfürsten verzögerte sich der Aufbruch der Heere bis in den April 1097.

Ziel des Marsches war Nikaia, das am 19. Juni 1097 erobert wurde. Die Byzantiner hatten den Kreuzfahrern die blutige Seite des Kampfes überlassen, sicherten aber auf diplomatischem Weg die Eroberung für sich. Die folgenden vier Monate verbrachten die Kreuzfahrer mit dem Marsch durch Anatolien. Als die Seldschuken das Kreuzfahrerheer bei Dorylaion aufhalten wollten, konnten sich die Christen in einer gewaltigen Schlacht aus der Falle befreien. Der Weg nach Ikonium war frei. Doch musste das Heer durch die dürre Weite des anatolischen Hochlandes ziehen. Die Verluste durch Hunger, Durst und die pausenlosen Angriffe seldschukischer Streifscharen waren immens.

Durch diese missliche Lage zu Umwegen gezwungen, trafen die Kreuzzügler erst Ende September in Caesarea ein. Am 21. Oktober 1097 stand das Heer schließlich vor Antiochia. Die Belagerung der schwer befestigten Stadt zog sich hin. Als Kerboga von Mosul zum Entsatz heraneilte, mussten die Kreuzfahrer handeln. Boemund von Tarent hatte einen Verräter in Antiochia gefunden, der die Ritter am 3. Juni 1098 in die Stadt einließ. Als Kerbogas Heer eintraf, waren die Kreuzfahrer schon in der Stadt. Nun mussten sie die Belagerung ertragen, die zu einer katastrophalen Versorgungslage innerhalb der Mauern Antiochias führte. Die einzige Rettung bestand darin, einen gewaltigen Ausfall zu versuchen. Dieser gelang am 26. Juni 1098 und führte zur heillosen Flucht des muslimischen Heeres. Erst am 13. Januar 1099 zogen die Kreuzfahrer weiter in Richtung Süden.

Der Marsch auf Jerusalem wurde so geführt, dass man Auseinandersetzungen mit den muslimischen Fürsten vermied. Man verzichtete darauf, Städte und Burgen zu erobern. Über Beirut, Sidon, Tyrus, Akkon, Haifa und Jaffa zog das Kreuzfahrerheer voran. Schließlich wurde Bethlehem erreicht, und am 7. Juni 1099 erblickten die Ritter und Pilger zum ersten Mal im Glanz der Morgensonne Jerusalem. Die Opfer waren gewaltig gewesen: Viele waren auf dem Zug gefallen, waren verhungert, verdurstet und erfroren, und zahllose andere wurden ein Opfer ihrer Gier, sie hatten grausame Verbrechen begangen, sich bereichert und Eide gebrochen.

Dieses Heer aus frommen Pilgern und Strauchdieben, Fürsten und Söldnern machte sich nun daran, die historisch bedeutendste Stadt der Christenheit zu belagern. Die einzelnen Abteilungen des Christenheeres begaben sich in die günstigsten Ausgangspositionen für den Angriff. Ein Teil des Heeres, geführt von Herzog Gottfried von Bouillon, lagerte nördlich der Stadt. Graf Raimund von Toulouse und seine

provençalischen Truppen lagerten erst im Westen, dann im Süden. Diese Aufteilung spiegelte auch die Konkurrenzsituation zwischen den beiden Fürsten wider. Jeder von ihnen träumte davon, Herrscher in dieser Stadt zu sein. Schon am 13. Juni 1099 unternahmen sie einen ersten Sturm auf die Mauern der Stadt, doch wurde dieser abgewehrt. Erst nach einer fünfwöchigen Belagerung und dem Bau dreier Belagerungstürme begann in der Nacht vom 13. auf den 14. Juli 1099 ein erneuter Generalangriff. Es gelang, eine Bresche in die Nordmauer zu schlagen, doch konnte man durch diese nicht wirklich eindringen. Und so war erst drei Tage später die Möglichkeit gegeben, die Stadt zu erobern.

Am frühen Morgen des 15. Juli 1099 eröffneten die Kreuzfahrer von Norden und Süden her den Angriff. Leitern wurden an die Mauern gelegt, Katapulte schleuderten Steine und Brandsätze. Doch die Belagerten beschossen mit vierzehn Katapulten die Belagerungstürme und Kriegsmaschinen der Christen. Im Norden der Stadt kam es beinahe zur Katastrophe: Ein besonders gut gezielter Schuss tötete einen Gefährten des Herzogs Gottfried von Bouillon, dieser selbst konnte sich nur mit höchster Not retten. Während aber Gottfried eigenhändig seinen Turm wieder instand setzte, gelang es den Muslimen, Graf Raimunds Turm so schwer zu beschädigen, dass er von der Mauer abgezogen werden musste.

Im Norden der Stadt rückte der Turm dagegen immer näher an die Mauer. Alle Bemühungen, ihn in Brand zu setzen, schlugen fehl, sodass schließlich gegen Mittag der Brückenschlag in der Nähe des heutigen Herodestores gelang. Im Schutz des Qualms eines brennenden Turms der Stadtbefestigung schoben die von Herzog Gottfried geführten Ritter lange Balken hinüber zur Mauerkrone. Dann stürmten als Erste die flämischen Kreuzfahrer Engelbert und Letold von Tournai hinüber. Vom Rauch bedrängt, waren die

muslimischen Verteidiger von der Mauer geflohen. Die Katapulte konnten in dieser Lage nichts mehr ausrichten, die Steine flogen über den Belagerungsturm hinweg. Nun setzten durch das geöffnete Damaskustor und die Mauerbresche die übrigen Kreuzfahrer nach. Eine ungeheure Masse an Kämpfern und Pilgern strömte in die Heilige Stadt. Graf Raimund hatte den Angriff im Süden eingestellt. Er verhandelte mit den letzten Resten der fatimidischen Garnison in der Zitadelle neben dem Jaffator. Nachdem zugesichert worden war, die Sicherheit der Muslime zu gewährleisten, ließen diese die Provençalen in die Stadt ein. Der Graf besetzte die Zitadelle.

Die durch die Mauerbresche eingedrungene vieltausendköpfige Menge stürmte zum Tempelplatz. Dort begann ein furchtbares Gemetzel, in dem rücksichtslos alle Muslime getötet wurden. Die Chronisten schilderten später mit Entsetzen das barbarische Vorgehen der Christen.

Erst am Abend begaben sich die Fürsten in einer Prozession zur Grabeskirche, begleitet von Psalmen singenden Pilgern. Die überlebenden Christen der Stadt geleiteten sie zum Grab Christi. Nach diesem Tag des Mordens und Plünderns sangen die Sieger die Auferstehungsmesse. Das Gewissen regte sich erst später, und es waren die Mahner in Europa, die einen solchen Kampf an heiliger Stätte nachdrücklich missbilligten.

Um den Erfolg zu sichern, wählte man am Ende der Kämpfe Gottfried von Bouillon zum Regenten von Jerusalem. Eine letzte Schlacht gegen den ägyptischen Wesir al-Af-dal (Ws. 1094-1121) ging am 21. August 1099 zugunsten der Kreuzfahrer aus. Mit diesem Sieg wurde der Erste Kreuzzug erfolgreich abgeschlossen.

Die Kreuzfahrer im Heiligen Land

Neben der Gründung des Königreichs Jerusalem war es im Verlauf des Ersten Kreuzzugs noch zu weiteren christlichen Staatsgründungen gekommen. Tankred, der Neffe Boemunds von Tarent, hatte Tarsus erobert, das aber Balduin von Boulogne, der Bruder Gottfrieds von Bouillon, für sich beanspruchte. Schließlich wandte sich Balduin nach Edessa, das er durch sein geschicktes Taktieren mit Toros, dem Herrn der Stadt, schnell für sich gewinnen konnte. Er hatte die Herrschaft am 10. März 1098 übernommen. Antiochia war in der Hand Boemunds von Tarent geblieben, was ihm am 5. November 1098 durch den Fürstenrat bestätigt worden war. Tankred begründete schließlich nach der Eroberung Jerusalems das Fürstentum Galiläa.

So war inmitten des muslimischen Machtbereichs eine christliche Enklave entstanden, die in den nächsten knapp 200 Jahren die Politik des Nahen Ostens bestimmen sollte. Der große Erfolg, aber auch die Bitten um Ersatz für die heimkehrenden Kreuzfahrer führten zu einem Heerzug in den Nahen Osten. Zwei Heere machten sich auf den Weg. Ein aus der Lombardei kommendes Kontingent erreichte im Frühjahr 1101 Konstantinopel, marschierte dann nach Nikomedia, um sich mit Stephan von Blois und den Burgundern zu vereinigen, und stieß nach Merzifon im nördlichen Anatolien vor. Mitte Juli des Jahres wurde es in einer mehrtägigen Schlacht von den vereinten Heeren Qilidsch Arslans, der Danischmendiden und Ridwans von Aleppo aufgerieben. Das zweite Heer unter Graf Wilhelm von Nevers geriet im September 1101 bei Heraclea in einen türkischen Hinterhalt und wurde ebenfalls vernichtet. Die Reste des Kreuzheeres retteten sich nach Antiochia, von

wo sie sich auf den Weg nach Jerusalem machten. Das Vorhaben war kläglich gescheitert.

Die Festigung der Kreuzfahrerherrschaft im Heiligen Land war abhängig von ihrer Verteidigungsfähigkeit. Diese war jedoch in den ersten Jahren nicht wirklich gewährleistet, denn wer sein Gelübde zur Eroberung der heiligen Stätten abgeleistet hatte, reiste zumeist wieder nach Hause. Über ein stehendes Heer verfügten die Könige von Jerusalem nicht.

Der Zweite Kreuzzug (1147-1149)

Die Eroberung Edessas durch Zengi am 24. Dezember 1144 wurde als Anlass für den Zweiten Kreuzzug betrachtet. Papst Eugen III. (PM 1145-1153) erließ ein Jahr später die Bulle »Quantum praedecessores«, die erste päpstliche Kreuzzugsbulle, mit der vor allem in Frankreich für einen neuen Kreuzzug geworben werden sollte. Allerdings gab es dort nur eine sehr schwache Resonanz. Erst als Bernhard von Clairvaux die Kreuzzugswerbung unterstützte, stellte sich der Erfolg ein. Der Papst hatte ihm die alleinige Kreuzzugspredigt nördlich der Alpen übertragen, wo es nach einem ersten vergeblichen Anlauf schließlich gelang, auch den deutschen König Konrad III. im Dezember 1146 für den Kreuzzug zu gewinnen.

Im Mai 1147 zog man von Deutschland aus los. Schon auf dem Weitermarsch von Konstantinopel nach Süden kam es zu ersten Schwierigkeiten. Das Heer Konrads III. wurde im Oktober 1147 bei Dorylaeum von den Seldschuken geschlagen und floh nach Nikaia. Ebenfalls vernichtend geschlagen wurden bei Laodicea die von Bischof Otto von Freising geführten Truppen. Von den französischen Kontingenten erzwang Kaiser Manuel Komnenos den Lehnseid. Diese vereinigten sich schließlich in Nikaia mit den Resten der Truppen Konrads III. Aber auch die Franzosen erlitten 1148 eine schwere Niederlage vor Laodicea. Schließlich trafen Ludwig VII. und Konrad III. in Akkon zusammen. Es wurde beschlossen, den Kreuzzug nach Damaskus zu führen. Die Belagerung der Stadt begann am 24. Juli 1148, musste aber bald wieder aufgegeben werden. Das Heer hatte sich in eine sehr ungünstige Situation manövriert. Konrad III. reiste am 8. September ab, der französische König folgte ihm Ostern 1149.

Damit fand der erfolglose Kreuzzug sein glanzloses Ende. Lediglich eine Gruppe englischer, flämischer und friesischer Kreuzfahrer hatte auf dem Weg einen Sieg errungen, wodurch den Mauren Lissabon entrissen wurde.

Nach diesem Misserfolg hatte sich in Europa eine weitgehende Kreuzzugsmüdigkeit breit gemacht. Erst die katastrophale Niederlage des Christenheeres bei Hattin am 4. Juli 1187 und der anschließende Verlust Jerusalems am 2. Oktober 1187 konnten das Interesse wieder wecken.

Der Dritte Kreuzzug (1187-1192)

Am 29. Oktober 1187 erließ Papst Gregor VIII. der bis zu seinem Tod nur zwei Monate im Amt war, die Kreuzzugsenzyklika »Audita tremendi«, mit der er zum Dritten Kreuzzug aufrief. Die größten Herrscher dieser Zeit fühlten sich berufen, dem Aufruf Folge zu leisten. Richard Löwenherz und König Philipp II. August von Frankreich (Kg. 1180-1223) nahmen am 21. Januar 1188 in Gisors das Kreuz. Kaiser Friedrich I. Barbarossa (Ks. 1155-1190) schloss sich ihnen erst im März 1188 an. Das deutsche Kreuzfahrerheer brach am 11. Mai 1189 von Regensburg auf. Neben dem Kaiser nahmen auch Landgraf Ludwig VII. von Thüringen und Herzog Leopold V. von Österreich teil.

Am 18. Mai 1190 errang das deutsche Heer bei Ikonion einen großen Sieg über die turkmenischen Truppen. Das Erfolg versprechende Unternehmen fand ein plötzliches Ende, als der Kaiser am 10. Juni 1190 beim Bad im Fluss Salef zu Tode kam. Nur ein Teil des Heeres blieb im Orient und marschierte unter der Führung von Herzog Friedrich nach Antiochia.

Schließlich traf es, stark dezimiert durch Krankheiten, am 7. Oktober 1190 vor Akkon ein. Die Stadt wurde schon seit zwei Monaten belagert. Es gelang in diesem Jahr zwar nicht, Akkon zu erobern, aber durch den ständigen Nachschub an Kämpfern war das christliche Heer stark genug, sich gegen die Entsatzversuche Sultan Saladins sowie gegen die Ausfälle der Belagerten zu behaupten. Endlich traf am 20. April 1191 König Philipp II. August von Frankreich ein, Richard Löwenherz folgte am 8. Juni 1191. Mit der Unterstützung durch die französischen Belagerungsmaschinen gelang es den Kreuzfahrern, am 12. Juli 1191 die Kapitulation der Stadt zu erzwingen. Richard Löwenherz setzte seine Kämpfe gegen das

enorm dezimierte Heer Saladins fort, wobei es ihm gelang, den für eine spätere Rückeroberung Jerusalems immens wichtigen Hafen Jaffa am 7. September 1191 zu erobern. Doch die Hafenstadt fiel schon im Jahr darauf wieder an die Gegner. Richards Auseinandersetzungen mit Saladin endeten in einem drei Jahre währenden Waffenstillstand, der am 2. September 1192 geschlossen wurde. Schon am 9. Oktober 1192 kehrte Richard Löwenherz dem Heiligen Land den Rücken.

Der Kreuzzug Kaiser Heinrichs VI. (1195-1197)

Kaiser Heinrich VI. (Ks. 1190-1197) trat nicht allein als Herrscher das Erbe seines Vaters Friedrich I. an. Auch als Kreuzfahrer wollte er in dessen Fußstapfen treten. Der Kreuzzug war dabei Teil seines Plans, die deutsche Kaiserherrschaft zu einer Weltmonarchie zu machen. König Richard I. Löwenherz von England (Kg. 1189-1199) hatte England von ihm zu Lehen nehmen müssen, auch unterwarf sich Leo II. von Kleinarmenien als Lehnsmann. Hinzu kamen die Krönung Heinrichs VI. zum König des süditalienischen Normannenreiches und die Verlobung seines Bruders Philipp von Schwaben mit Irene, der Tochter des byzantinischen Basileus Isaak II. Angelos. Und auch König Amalrich von Zypern huldigte dem Kaiser. So wird verständlich, dass dieser sich auf dem Weg zu einem wahren Weltreich sehen konnte.

Ostern 1195 nahm Heinrich VI. das Kreuz. Dieser Entschluss wurde von Papst Coelestin III. in einem Brief an den Kaiser ausdrücklich gelobt. Ein Kreuzzugsaufruf des Papstes folgte noch im gleichen Jahr. Doch das Verhältnis zwischen Kaiser und Papst blieb angespannt. Im Jahr 1196 verweigerte das Kirchenoberhaupt Heinrich VI. eine Unterredung, veranlasste aber die Kreuzpredigt in Deutschland.

Im Mai 1197 sammelten sich die ersten Kreuzfahrer in Sizilien. Sie wurden bei der Niederwerfung eines vom Papst unterstützten Aufstands auf Sizilien eingesetzt, kämpften also gegen Christen. Dies war der erste offene Missbrauch eines Kreuzzugsheeres. Die von Heinrich von Brabant geführten Truppen trafen schließlich im August 1197 in Akkon ein. Als Heinrich von der Champagne kurz darauf bei einem Fenstersturz zu Tode kam, übernahm Heinrich von Brabant im Heiligen Land die Regierungsgewalt. Im September 1197 traf

ein weiteres deutsches Heer unter Erzbischof Konrad von Mainz ein. Schon im folgenden Monat konnten diese Truppen das von den Muslimen aufgegebenen Sidon und Beirut besetzen, womit die Landverbindung zwischen Akkon und der Grafschaft Tripolis wiederhergestellt war. Die dann im November erfolgte Belagerung von Toron führte nicht zum Erfolg. Zwar war die Stadt zunächst zur Übergabe bereit, doch verlangten die Kreuzfahrer die bedingungslose Kapitulation. Dies wäre für die muslimischen Verteidiger mit Sicherheit auf ein Massaker hinausgelaufen. Als ein Entsatzheer aus Ägypten herannahte, erfuhren die Belagerer, dass Kaiser Heinrich VI. schon im September in Messina gestorben war. Diese Nachricht und die Bedrohung durch das muslimische Heer führten dazu, dass die Truppen den Mut sinken ließen und die Belagerung aufgaben. Am 2. Februar 1198 zog das ägyptische Heer heran, doch das kampfbereite deutsche Heer wurde kopflos, als Gerüchte umgingen, dass die Barone bereits geflohen seien. In aller Eile brachen die Truppen nach Tyros auf, von wo sie sich schon wenige Tage später nach Europa einschifften. Den einzigen Erfolg dieses Kreuzzuges stellte die Rückeroberung Beiruts dar.

Der Vierte Kreuzzug (1198-1204)

Mit dem Vierten Kreuzzug erlebte die Bewegung ihren Tiefpunkt. Im August 1198 rief der neue Papst Innozenz III. zu einem Kreuzzug auf, wobei er sich gezielt an die hohe Geistlichkeit, den Hochadel und die italienischen Seestädte wandte. 1199 formierten sich die ersten Kontingente. Das Kreuz nahmen die Grafen Theobald von der Champagne und Ludwig von Blois sowie der Marschall der Champagne, Gottfried de Villehardouin. Überdies schlossen sich dem Zug Graf Balduin von Flandern und Hennegau sowie weitere französische Adelige an.

In einem Geheimvertrag mit Venedig wurde Ägypten als Kriegsziel festgelegt. Tatsächlich wäre ein entscheidender Vorstoß gegen Jerusalem nur möglich gewesen, wenn zuvor das Zentrum der Aiubiden zerschlagen worden wäre. In Venedig kamen aber nur 11000 Kreuzfahrer zusammen, zu wenige, um den erforderlichen Transportpreis aufbringen zu können. Nun bot der venezianische Doge Enrico Dandolo an, dem Heer zu helfen, wenn es bereit wäre, die dalmatinische Stadt Zara zu erobern.

Dies geschah am 24. November 1202. Zum ersten Mal hatte sich ein Kreuzzugsheer gegen eine christliche Stadt gewandt. In Zara stießen Gesandte König Philipps von Schwaben zum Heer. Sie machten den Vorschlag, den Kreuzzug gegen Konstantinopel zu wenden, um dort den Streit um die Thronfolge in ihrem Sinne zu beenden. Trotz aller Proteste aus den eigenen Reihen warf die Kreuzfahrerflotte am 24. Juni 1203 Anker vor Konstantinopel. Mit Unterstützung der Kreuzfahrer gelangten Isaak II. Angelos und sein Sohn Alexios IV. auf den Kaiserthron. Doch nach nur wenigen Monaten wurden beide durch einen Aufstand gestürzt. Alexios V.

bestieg den Thron und stellte sich gegen die Kreuzfahrer. Nun wurde der Angriff auf Konstantinopel beschlossen und per Vertrag die Verteilung der erhofften Beute geregelt. Die Stadtmauern wurden erstürmt, und am 13. April 1204 fiel Konstantinopel den Kreuzfahrern in die Hände. In den folgenden drei Tagen erlebte die Stadt unvorstellbare Gräueltaten und Plünderungen. Was bis zu diesen Tagen an antiken Kunstschatzen und Reliquien erhalten geblieben war, wurde nun geraubt oder zerstört. Die Venezianer waren am Ziel, sie hatten ihren mächtigsten Rivalen im östlichen Mittelmeer zerschlagen. Auf die Eroberung Konstantinopels folgte das kurze Zwischenspiel des so genannten »Lateinischen Kaisertums von Byzanz«.

Der Kinderkreuzzug (1212)

In der Zeit, in der der Roman spielt, lagen die Kinderkreuzzüge schon mehr als 100 Jahre zurück. Dieses einzigartige Phänomen der Kreuzzugszeit erwuchs aus einem Geist des Glaubens, der heute in der christlichen Welt nicht mehr nachvollziehbar ist. Dabei kann dieser Sonderweg in der Kreuzzugsbewegung durchaus in eine Reihe gestellt werden mit dem Volkskreuzzug von 1096, der ebenfalls von den untersten Schichten getragen wurde.

1212 war das Jahr der Kinderkreuzzüge. Im März und Mai sammelten sich in den Rheinregionen und in den Niederlanden große Scharen von Jugendlichen. Ihnen schlossen sich auch Gruppen älterer Leute an, darunter auch Kleriker. Der aus Köln stammende Nikolaus war der Führer dieser bunt zusammengewürfelten Menge. Unbewaffnet und arm wollten diese Menschen in einem Unternehmen ohne finanzielle Basis und Organisationsstruktur das schaffen, was den Fürsten und Rittern langfristig versagt geblieben war: das Heilige Grab aus den Händen der Muslime zu befreien.

Eine Erklärung für diese Bewegung kann man finden in der in Nordfrankreich, aber auch in anderen Gegenden in dieser Zeit ausgeprägten Verehrung der »Unschuldigen Kinder«, die König Herodes hatte töten lassen. Hatten sich schon vor dem Ersten Kreuzzug die Ärmsten als auserwählt betrachtet, das Heilige Grab zu befreien, so verband man nun die gleichen Hoffnungen mit den jugendlichen Kreuzfahrern. Die einfache Bevölkerung unterstützte wohl mit Begeisterung die Kreuzfahrer, während es seitens der weltlichen und kirchlichen Obrigkeit nicht mehr als vereinzelte Versuche gab, diese Bewegung aufzuhalten. Nur eine Gruppe unter der Führung eines gewissen Stephan aus Vendôme löste sich noch in

Frankreich wieder auf. Die Kinder hatten mit ihrem Führer gerade einmal St. Denis erreicht, als der Zug endete.

Im Juni 1212 marschierten zahlreiche Jugendliche unter Führung des Nikolaus von Köln den Rhein aufwärts. Ihr mühseliger, verlustreicher Weg führte über die Alpen nach Italien. Dort kamen noch 7000 Kinder an, die schließlich am 25. August Genua erreichten. Hier, so hatten sie gehofft, würde Gott das Meer teilen, um sie trockenen Fußes ins Heilige Land ziehen zu lassen. Das Wunder blieb jedoch aus. Zudem waren auch die Genuesen nicht bereit, die jugendlichen Kreuzfahrer überzusetzen.

Weitere Nachrichten gehen auf unsichere Quellen zurück. So sollen einige der Kinder mit zwei Schiffen von Pisa in See gestochen sein, andere seien nach Rom gezogen und hätten gehofft, sich vom Papst von ihrem Eid entbinden zu lassen. Doch dies war allein bei den minderjährigen, nicht eidfähigen Teilnehmern des Zuges möglich. Weitere Jugendliche sollen ihr Glück in Brindisi versucht haben.

Der größte Teil der Überlebenden des Zuges machte sich allerdings auf den mörderischen Rückweg über die Alpen nach Norden. Den Empfang in der Heimat bereiteten mit Hohngelächter die gleichen Menschen, die ihnen beim Abmarsch noch begeistert zugejubelt hatten.

Von einer weiteren Gruppe spricht Alberich von Troisfontaines. Er berichtet von Jugendlichen, die nach Marseille gezogen waren. Hier sollen sie von zwei skrupellosen Geschäftsleuten auf sieben Schiffe verladen worden sein. Zwei der Schiffe sanken, die restlichen erreichten die nordafrikanische Küste, wo die Kinder als Sklaven verkauft wurden. Alberich behauptete, dies von einem der Verschleppten erfahren zu haben, dem es nach 18 Jahren Sklaverei gelungen war, wieder in die Heimat zurückzukehren.

Die Berichterstatter fällten ein hartes Urteil über die Unternehmungen der Jugendlichen. Der offensichtlich fehlende Beistand Gottes war für sie ein Zeichen, dass die Kinderkreuzzüge das Werk des Teufels gewesen sein mussten. Die guten Absichten und der unschuldige Glaube der Kinder wurden so von den Erwachsenen verraten, die die Kreuzzugsbewegung längst zu einem einträglichen Wirtschaftsunternehmen hatten verkommen lassen.

Der Fünfte Kreuzzug (1217-1221)

Nachdem Papst Innozenz III. (PM 1198-1216) bereits 1198 zum Vierten Kreuzzug aufgerufen hatte, warb er gegen Ende seines Pontifikats für einen weiteren. Dieser Fünfte Kreuzzug brach im August 1217 unter der Führung von Herzog Leopold VI. von Österreich und König Andreas von Ungarn von Split aus auf. In Akkon angelandet, unternahmen die Truppen zwar einige Aktionen gegen die Sarazenen, ein durchschlagender Erfolg blieb allerdings aus. Erst nach dem Eintreffen weiterer Verbände wurde ein Feldzug gegen Damiette in Ägypten in Angriff genommen. Ende Mai 1218 wurde das Lager der Kreuzfahrer gegenüber der Hafenstadt aufgeschlagen. Der strategisch wichtige Kettenturm konnte zwar im August erobert werden, doch die weiteren Kämpfe zogen sich hin.

Schließlich gelang es den Kreuzfahrern, Damiette einzukreisen und am 5. Februar 1219 auch zu besetzen. Nun versuchten sie sich an weiteren militärischen Operationen, doch ohne Glück.

Im August 1221 schnitten die fatimidischen Truppen das Frankenheer von Damiette ab. Sultan al-Kamil erzwang die Räumung Ägyptens und konnte am 8. September 1221 als Sieger in Damiette einziehen.

Der Sechste Kreuzzug (1228-1229)

Der Sechste Kreuzzug wurde geführt von Kaiser Friedrich II. Schon 1225 hatte er dieses Unternehmen gelobt, doch hielten ihn die politischen Umstände immer wieder von der Ausführung des Vorhabens ab. Große Hoffnungen wurden in die Hochzeit des Kaisers mit Isabella von Brienne, der Erbin der Krone des Königreichs Jerusalem, gesetzt. Doch erst 1228 brach Friedrich II. auf. Zu dieser Zeit hatte ihn Papst Gregor IX. längst mit dem Bann belegt, also exkommuniziert. Dies hielt den Kaiser jedoch nicht davon ab, am 28. Juni 1228 ins Heilige Land aufzubrechen. Gleich nach der Landung bemühte sich Friedrich II. um eine politische Lösung der Jerusalem-Frage. Schließlich schloss er einen Friedensvertrag mit Sultan al-Kamil, der ihm Jerusalem überließ. Am 18. März 1229 wurde Friedrich II. in der Grabeskirche zum König von Jerusalem gekrönt. Die politische Lage in Italien zwang den Kaiser aber, am 1. Mai 1229 das Heilige Land überstürzt zu verlassen.

Der Siebte Kreuzzug (1248-1254)

Der Erfolg Friedrichs II. sollte nicht lange vorhalten. Schon im Jahr 1241 ging Jerusalem für die Christenheit endgültig verloren, nie wieder sollte die Stadt Teil eines christlichen Herrschaftsgebietes sein. Als Papst Innozenz IV. im Jahr 1245 für den Siebten Kreuzzug warb, fand er zunächst keine Unterstützung. Doch noch im Dezember 1245 hatte König Ludwig der Heilige von Frankreich das Kreuz genommen.

Sein Ziel war Damiette, wo er 1249 eintraf. Schon bald hatte er die Stadt erobert. Dann rückten die Truppen in Richtung Kairo vor und erreichten Mitte Dezember 1249 al-Mansura. Es gelang zwar, den Nilübergang zu erzwingen, aber in al-Mansura erlitten die Kreuzfahrer eine schmachvolle Niederlage. Von den ägyptischen Truppen bedrängt, kapitulierte das Heer am 6. April 1250. Der König geriet in Gefangenschaft, aus der er sich durch die Rückgabe Damiettes löste. Am 8. Mai 1250 segelte Ludwig nach Akkon ab, von wo aus er das Heilige Land regierte, bis er vier Jahre später die Heimreise antrat.

In der Zwischenzeit war den Kreuzfahrerstaaten mit dem Vordringen der Mongolen die Hoffnung erwachsen, dass im Rücken der islamischen Feinde ein neuer Verbündeter zu finden sei. Doch die hoch gespannten Erwartungen wurden enttäuscht. Die Armenier schlossen einen Bund mit den Mongolen und halfen diesen bei der Eroberung Aleppos. Das Königreich Jerusalem, die Gründung der Kreuzfahrer, zeigte erhebliche Auflösungserscheinungen. Die Einzelinteressen überwogen, wodurch es zu keiner einheitlichen Politik mehr kam. Überdies hatte es in Ägypten einen Umsturz gegeben, durch den die Mameluken an die Macht gekommen waren. Der ägyptische Sultan, der Mameluke Baibars, begann nach

sorgfältigen Vorbereitungen 1263 den Kampf gegen das Königreich Jerusalem. Den Höhepunkt seines Eroberungszuges bildete die Einnahme von Antiochia im Jahr 1272.

Der Achte Kreuzzug (1270) und das Ende des Königreichs Jerusalem

Der von König Ludwig dem Heiligen (Kg. 1126-1270) unternommene Achte Kreuzzug blieb eine Episode. Im Jahr 1270 landete er mit seinen Truppen bei Tunis, starb allerdings im Feldlager. Der Kreuzzug wurde daraufhin am 1. November 1270 von Karl von Anjou abgebrochen.

Dem Königreich Jerusalem waren noch 21 Jahre vergönnt. Zu neuerlichen Kreuzzügen kam es nicht mehr, wenn auch Papst Gregor X. sich darum bemühte. Als Sultan Baibars starb, folgte ihm Qalawun im Amt. Entgegen allen bestehenden Verträgen mit den Franken begann der neue Sultan einen rücksichtslosen Feldzug, dem in schneller Folge alle fränkischen Besitzungen zum Opfer fielen. Als letzte Bastion verblieb Akkon.

Schließlich rückten die Truppen der Mameluken auch gegen die stark befestigte Stadt vor. Am 6. April 1291 begann die Belagerung Akkons, am 15. Mai fiel die Mauer. Drei Tage später kam für die Belagerten das Ende. Die Templer hielten noch bis zum 28. Mai 1291 in ihrem Haus aus, wo sie unter heftiger Gegenwehr niedergemetzelt wurden. Tyrus kapitulierte am 19. Mai 1291. Den letzten fränkischen Stützpunkt, die Insel Ruad, räumten die Templer im Jahr 1303. Mit dem völligen Untergang der Kreuzfahrer Staaten war die Epoche der Kreuzzüge ins Heilige Land an ihr Ende gelangt.

Jörg Dendl

Literatur:

Jörg Dendl, *Wallfahrt in Waffen*, München 1999

Bernhard Kugler, *Geschichte der Kreuzzüge*, Berlin 1880

Johannes Lehmann, *Die Kreuzfahrer – Abenteurer Gottes*, München 1976

Hans Eberhard Mayer, *Geschichte der Kreuzzüge*, Stuttgart/Berlin/Köln 1989

Steven Runciman, *Geschichte der Kreuzzüge*, München 1989

Hans Wollschläger, *Die bewaffneten Wallfahrten gen Jerusalem*, Zürich 1973